.0. angl. 350 g

Samlung

Margaret Danvers.

Von

A. Thompson.

Sammlung

unterhaltender Schriften

der

neuern englischen Literatur

für

gebildete katholische Leser.

Sechster Band.

Köln 1859.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

80 - Fg.

Margaret Danvers

oder

Die Bayadere.

Novelle

von

M. Thompson

Verf. der „Hexe von Melton-Hill.“

Köln 1859.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Vorbemerkung.

Die Herausgeber der „Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung“ haben in dem Programm jener Sammlung erklärt: bellettristische Schriften sollten nur dann darin aufgenommen werden, wenn sie auf das Prädicat klassisch Anspruch machen könnten; die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur sei von jener Sammlung ganz ausgeschlossen.

Es fanden sich aber auch bellettristische Schriften, welche zwar nicht auf das Prädicat „klassisch“ im strengen Sinne Anspruch machen können, und welchen darum die Aufnahme in jene Sammlung verweigert wurde, welche aber doch in jeder Hinsicht werth schienen, in Deutschland bekannt zu werden.

Man kann das Romanlesen, wie es nur zu viel getrieben wird, für einen Verderb, und die übergroße Mehrzahl der unter den Namen „Roman, Novelle, Erzählung“ u. dgl. erscheinenden Schriften für

schlecht oder doch für bedenklich halten; aber wegen des Mißbrauchs, welcher mit dieser Form der literarischen Darstellung getrieben wird, darf man nicht auch den rechten Gebrauch derselben verwerfen. Wir theilen in dieser Beziehung ganz die Ansichten, welche ein berühmter amerikanischer Schriftsteller, Brownson, in seiner Zeitschrift ausspricht:

„Eine erdichtete Erzählung, die zur Mittheilung falscher philosophischer, sittlicher, religiöser und socialer Theorieen benutzt wird, oder die unterhalten und zerstreuen soll auf Kosten der Unschuld, ist verwerflich, — aber nicht darum, weil sie eine erdichtete Erzählung ist, sondern darum, weil diese Form der Darstellung darin mißbraucht oder schlecht angewendet wird. Wir würden es mit Freuden sehen, wenn dieselbe von katholischen Schriftstellern kühner und freier benutzt würde. Wir haben kein Gefallen an jenen einfältigen katholischen Romanen, in denen eine gewöhnliche Liebesgeschichte mit langweiligen und oberflächlichen theologischen Discussionen und Gemeinplätzen verwebt ist, wenn wir sie auch mehr vom Standpunkte des Geschmackes als vom Standpunkte der Sittlichkeit tadeln. Aber wer Manzoni's „Verlobte" gelesen hat, kann nicht zweifeln, daß talentvolle katholische Schriftsteller wohl Romane und Novellen schreiben dürfen; und die Romane von Walter Scott, Bulwer und James zeigen, mit wie großem Vortheil wir den historischen Roman cultiviren könnten. Die Novelle ist gegenwärtig die beliebteste Form der literarischen Darstellung, und wir müssen sie anwenden, wenn wir auf den Geist und das Herz unserer Zeitgenossen unmittelbar einwirken wollen. Die „Fabiola" Sr. Eminenz des Cardinals Wiseman wird in weiten Kreisen mehr wirken, als seine trefflichen Vorträge über die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Eine Novelle, welche mit Geist, Gelehrsamkeit und Geschmack geschrieben ist, welche eine richtige Auffassung einer verdunkelten

Periode der Geschichte erleichtert oder die verschiedenen Neigungen und Leidenschaften im Lichte der katholischen Moral darstellt, kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen leicht mehr nutzen, als eine theologische Abhandlung oder eine polemische Broschüre."

Die Zahl der deutschen Schriften dieser Art ist aber bekanntlich nicht sehr groß, und es ist unbestreitbar, daß gerade die englische Literatur in dieser Hinsicht höher steht, als die unserige und als die anderer Völker. Dies hat die Herausgeber der „Sammlung von klassischen Werken" veranlaßt, neben jener Sammlung, welche dadurch weder ersetzt noch beeinträchtigt werden soll, eine „Sammlung unterhaltender Schriften" in gediegenen Uebersetzungen zu beginnen.

Zur Orientirung über dieselbe mögen folgende Bemerkungen dienen:

Es versteht sich von selbst, daß keine Schrift aufgenommen wird, welche nach Tendenz, Inhalt und Form für katholische Leser irgendwie anstößig sein könnte, wenn auch Schriften von akatholischen Verfassern nicht principiell ausgeschlossen sind. Vorzugsweise werden Schriften in erzählender Form, jedoch auch andere, mehr unterhaltende als belehrende Schriften gewählt. Die Sammlung soll aber nicht etwa Jugendschriften oder bloß sogenannte „religiöse Erzählungen" bringen; an denen ist in Deutschland kein Mangel. Es werden auch solche Schriften darin erscheinen, welche wohl für „gebildete

Leser", aber nicht gerade auch für „die reifere Jugend" eine geeignete Lectüre bilden. Auf die Uebersetzung oder freiere Bearbeitung wird gewissenhafter Fleiß verwendet. Wir glauben, daß unsere „Sammlung von klassischen Werken", von der bis jetzt fünfzehn Bändchen, zum größern Theile in mehrern Auflagen erschienen sind, dem Publicum genügende Garantie bietet, daß wir keine Fabrikarbeiten liefern werden.

Ueber die in den letzten beiden Jahren erschienenen fünf Bände der „Sammlung unterhaltender Schriften" haben sich zahlreiche katholische Blätter in der anerkennendsten Weise ausgesprochen.

Die Erzählung, welche wir in diesem Bändchen der deutschen Lesewelt zugänglich machen, hat in England und Nordamerika die beifälligste Aufnahme gefunden. ‚Brownson's Review' sagt darüber: „Das Buch hat eine echt sittliche Tendenz, bekundet eine genaue Kenntniß der Regungen des menschlichen Herzens, so wie eine seltene Meisterschaft in der Darstellung derselben, und ist eine der besten Novellen dieser Art, die wir besitzen. Es ist ein äußerst anziehendes und dabei ein wirklich gutes Buch."

Inhalt.

Cap.		Seite
1.	Ein Plauderstündchen	1
2.	Unsere Heldin	18
3.	Der Held und der Gelehrte	30
4.	Ein Besuch	41
5.	Ein Tag der Freude	59
6.	Die neue Verwandte	74
7.	Das Spukzimmer	93
8.	Die Abendgesellschaft	101
9.	Die Erscheinung	117
10.	Bekehrungsversuche	124
11.	Die Entdeckung	141
12.	Der anonyme Brief	154
13.	Unverschämtheit und Beharrlichkeit	171
14.	Verdecktes Spiel	178
15.	Ränke und Warnungen	198
16.	Unterwegs	215
17.	Das Wettrennen	224
18.	Die Herausforderung	252
19.	Der Maskenball	269
20.	Der Zweikampf	288
21.	Zuflucht im Pachthofe	301
22.	Ein Lichtstrahl bricht durch die Wolken	307

Cap.		Seite
23.	Die Entlarvung	325
24.	Die Verfolgung	340
25.	Entschlüsse	359
26.	Erneute Jugendzeit	372
27.	Briefe	387
28.	Der Abschied	397
29.	Alte Bande reißen	410
30.	Eine alte Freundin	422
31.	Des Wanderers Rückkehr	430
32.	Gewissensbisse	445
33.	Unangenehme Erörterungen	457
34.	Begegnungen	469
35.	Liebe und Reichthum	481
36.	Mißlungene Stilübungen	498
37.	Edel und Unedel	513
38.	Beunruhigende Neuigkeiten	533
39.	Ueberraschungen	548
40.	Neue Gefahr	563
41.	Befreiung	580
42.	Versöhnung	588
43.	Testamente und Heirathen	599

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

Ein Plauderstündchen.

„Liebe Caroline, sei doch so gefällig, die Einladungen zu schreiben," sagte Frau Bingham mit einer zarten, schmachtenden Stimme zu ihrer Tochter. Die so angeredete junge Dame hielt schon lange die Feder in der Hand, war aber noch ganz vertieft in ein flüsternd und kichernd geführtes Gespräch mit ihrer jüngern Schwester, die auf einem Fußschemel neben ihr saß, so daß ihr schönes, etwas keckes Gesicht eben den Tischrand überragte. „Bitte, liebe Caroline, fange doch endlich an," wiederholte Frau Bingham.

„Ja, Mama, im Augenblick," antwortete Caroline, ließ sich jedoch in dem Geplauder mit ihrer Schwester, welches sie offenbar mehr ergötzte, nicht stören.

„Caroline thut Alles, wenn es ihr gerade bequem ist, und keine Secunde früher," bemerkte eine krächzende, heisere Stimme. Die alte Dame, welcher diese unangenehme Stimme angehörte, ruhte in der Tiefe eines großen Sessels; sie war in mehrere Hauben und Tücher eingehüllt, trug falsches Haar und sah nicht sehr liebenswürdig aus.

„Die Tante ist doch ein recht garstiges altes Geschöpf!“ sagte die unzarte Dorothea laut genug, daß alle, außer der alten Dame selbst, es verstehen konnten, machte aber dabei ein ganz vergnügtes Gesicht. Caroline stieß sie an, und Frau Bingham hielt es für zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit eben so schwerhörig zu sein, als die alte Frau Rumford.

„Meine beiden Töchter,“ versicherte eine ernste Frau von mittlerem Alter, welche bisher schweigend an ihrer Stickerei gearbeitet hatte, „werden sich ein Vergnügen daraus machen, die Einladungen zu schreiben, Frau Bingham.“ Sie warf bei diesen Worten einen Blick voll stolzer Zufriedenheit auf die jungen Damen, in deren Namen sie dies artige Anerbieten aussprach.

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Campbell,“ antwortete die Hausfrau, indem sie zur Bekräftigung ihrer Dankbarkeit mit ihrer weichen, gerundeten Hand die dürren Finger ihrer Freundin drückte. „Caroline wird es schon thun, sie ist nur etwas saumselig.“ Und Frau Bingham sah ihre Tochter mit einem Blicke an, in welchem eben so viel mütterliche Zärtlichkeit als Unzufriedenheit lag.

„Ich fange sogleich an, Mama,“ sagte Caroline und tunkte ihre Feder in die Dinte. „Laß mich jetzt in Ruhe, Dorothy,“ fügte sie hinzu, als diese an ihrer Feder zupfen wollte; „du bist ja gerade wie ein Kind!“

„Komm zu mir, Dorothy,“ rief Laura, die älteste der drei Schwestern, welche an ihrem Stickrahmen saß, „komm und halte mir diesen Strang Seide.“

„Nichts ist mir mehr zuwider, als Seide zu halten,“

erwiderte Dorothea schmollend, erhob sich jedoch von ihrem Sitze. „Es erregt eine unangenehme Empfindung, die mir durch alle Nerven geht."

„Du bist ein albernes Mädchen," schalt die hübsche Laura, ließ aber die Schwester trotz ihrem Widerstreben nicht entschlüpfen.

„Laßt mich einmal nachzählen," sagte Frau Bingham, auf das Thema der Einladungen zurückkommend. „Wir sind eins, zwei, drei, vier; Dorothy muß nothwendig schon um zwölf Uhr zu Mittag speisen."

„O Mama!" warf Dorothea ein.

„Aber, Dorothy!" rief Laura mit sanftem Tadel, denn die Seide lag in unauflösbarem Gewirre am Boden.

„Zwölf Uhr ist eine ganz passende Zeit für Mädchen von ihrem Alter," bemerkte Tante Rumford.

„Ich finde das gar nicht, Tante, es ist wirklich ganz abscheulich," meinte Dorothea und begann leise zu wimmern, als wenn sie in Thränen ausbrechen wollte.

„Meine beiden Töchter," nahm Frau Campbell das Wort, indem sie wiederum die stummen jungen Damen vorschob, „werden mit Vergnügen an der Tafel Platz machen."

„Um keinen Preis werde ich das zugeben," versetzte Frau Bingham. „Sie gehören zur Gesellschaft, und es kann keine Rede davon sein, daß sie zurückstehen sollten. Doch eben fällt mir ein, daß einige von den jungen Leuten, wenn der Tisch zu voll wird, an einem Seitentische speisen können; sie thun es sogar recht gern — nicht wahr, Dorothy?"

„O gewiß, das ist köstlich!“ rief diese vergnügt aus. „Nun bist du eine gute Mama!“

„Dann ist noch Robert da,“ fuhr Frau Bingham fort, nachdem dieser Punkt in befriedigender Weise erledigt war, „und seine junge Frau Lady Mary Anne“— Frau Bingham schien bei dem Gedanken an letztere einigen Stolz zu fühlen. „Kennen Sie meine Schwiegertochter, Frau Campbell?“

„Ich lernte sie voriges Jahr in London oberflächlich kennen. Sie war damals noch Lady Mary Anne Singleton, und ich fand, daß sie ganz den Eindruck einer Dame von Stande machte. Sie war immer so würdevoll und ruhig,“— Frau Campbell legte einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte — „so daß Jeder sie zur Freundin und zum Vorbilde für seine Töchter wünschen mußte.“ Bei diesen Worten blickte sie auf ihre Töchter Agnes und Sophia.

„Viele meinen, sie sei etwas beschränkt und langweilig,“ bemerkte Caroline.

„Ich hörte, sie hätte bei einer Darstellung lebender Bilder sich als Rowena ganz gut ausgenommen,“ sagte Laura. „Wir werden sie gewiß recht lieb gewinnen, wenn wir sie erst näher kennen.“

„So viel ich weiß, ist sie eine verständige und gebildete Dame, die eine sehr gute Erziehung genossen hat,“ stimmte Frau Bingham ein. „Sie ist zudem Robert's Frau, was uns natürlich von vornherein günstig für sie stimmen muß.“

„Aber Mama, während wir so plaudern, trocknet

mir die Dinte in der Feder," sagte Caroline; „ich meine, du wärest vorhin so eilig gewesen? — O Himmel! wie arg hustet doch die Tante; sie könnte gewiß den Husten zurückhalten, wenn sie sich nur Mühe gäbe."

Frau Bingham bot der alten Dame etwas Biscuit an, dessen Anblick jedoch die Hustenanfälle zu steigern schien. Frau Rumford winkte abwehrend mit der Hand, schüttelte den Kopf und gab durch Stirnrunzeln ihre Abneigung zu erkennen.

„Ich schreibe wohl zuerst an Lord Marchmont, Mama?"

„Ferdinand darf natürlich nicht fehlen," erklärte ihre Mutter. „Lord Marchmont ist nämlich mein Schwiegersohn, das heißt mein zukünftiger," setzte sie hinzu, indem sie sich mit einer zierlichen Verbeugung an Frau Campbell wandte.

Laura's sanfte blaue Augen senkten sich zu Boden, und eine leichte Röthe übergoß ihr schönes Gesicht. Sie ließ den verworrenen Seidenstrang ihren zierlichen Fingern entgleiten, und ging nach der andern Seite des Zimmers, wo sie ihre Harfe nahm, um einige Saiten aufzuziehen.

„Lord Marchmont, sagten Sie? Ich wußte in der That nicht, daß ich einer Ihrer Töchter einen solchen Glückwunsch abzustatten hatte." Frau Campbell's ausdruckslose graue Augen wanderten unterdeß von Einer zur Andern, um die Braut zu entdecken.

„Ich bin's nicht, Madame", sagte Dorothea schnippisch.

„Du albernes Ding!" rief ihre Mutter. „Wer denkt

denn auch an einen solchen Gelbschnabel, wie du bist?“ und mit bezeichnendem Kopfnicken sah sie nach der entfernt sitzenden Laura.

„Lord Marchmont wohnt in der Nachbarschaft, nicht wahr? Ich kenne ihn zwar nicht, aber ich hörte oft seinen Namen, wenn ich in dieser Grafschaft auf Besuch war.“

„Die Marchmont's von Schloß Marchmont sind eine alte Familie,“ begann Frau Rumford in einem lauten, etwas näselnden Tone, der für alle Bekannten der alten Dame das sichere Anzeichen einer längern Rede war — „eine sehr alte Familie, die seit Wilhelm dem Eroberer in dieser Grafschaft beständig ansässig war. Die Güter vererbten sich bis zum vorigen Jahrhundert in der männlichen Linie, — das heißt, die Güter der Marchmonts; da kamen sie auf die weibliche Linie — “

Frau Bingham fand es passend, diese Erläuterung des Stammbaums hier zu unterbrechen, indem sie gegen Frau Campbell bemerkte: „Lord Marchmont ist ein liebenswürdiger, höchst talentvoller Mann; er schreibt schöne Gedichte und studirt viel, fast zu viel für seine Gesundheit.“

„Da kamen sie auf die weibliche Linie,“ erzählte Frau Rumford weiter, „denn eine Tochter des Hauses heirathete einen Everstone von Everstone-Hall — “

„Schloß Marchmont ist ein sehr hübsches Gebäude, nur eine halbe Stunde von hier entfernt,“ fiel ihr Frau Bingham von neuem in die Rede. „Wie angenehm für uns, die liebe Laura so in der Nähe zu haben!“

„Und der alte Titel wurde zu Gunsten der Erbin erneuert," fuhr die alte Tante fort. „Ferdinand, der jetzige Lord, ist ihr Urenkel, und durch die Everstone's ist er in der Seitenlinie verwandt mit — —"

Hier unterbrach ein heftiger Hustenanfall den interessanten Bericht.

„Verwandt mit der Hälfte der Pairschaft; dann sind wir doch hoffentlich zu Ende", murmelte Dorothea.

„Er beschäftigt sich viel mit den Wissenschaften," fing Frau Bingham wieder an, „und hat sogar auf Schloß Marchmont eine Sternwarte. Vor einigen Tagen sind wir alle hinaufgestiegen, um das prächtige Teleskop zu betrachten, — es ist so interessant, ihm zuzuhören, wenn er die Instrumente erklärt! Er hat einen neuen Planeten entdeckt, an demselben Tage wie Arago, glaube ich, so daß es zweifelhaft war, wem der Ruhm gebührte. Oder war es ein neuer Vulcan im Monde? — ich erinnere mich nicht genau; aber er steht beständig in Briefwechsel mit ihnen, das ist sicher."

„Mit wem, Mama, mit den Planeten oder mit den Vulcanen?" fragte Dorothea.

„Es ist so erfreulich", fuhr Frau Bingham fort, ohne die unartige Frage ihrer Tochter zu beachten, „wenn man sieht, daß ein Mann von seinem Range und Vermögen sich auf so verständige Weise beschäftigt."

„Er hat ein Armenhaus für alterschwache Fischer und deren Frauen in Sporthaven erbaut", setzte Frau Rumford hinzu. „Das gereicht ihm sehr zur Ehre."

„Und er ist ein so schöner Mann!“ fügte Frau Bingham noch bei, als wollte sie durch diesen Lobspruch, den höchsten von allen, dem Ganzen die Krone aufsetzen.

„Ich glaube, dann muß ich ihn am letzten Sonntag gesehen haben, als er aus der Kirche kam — ein vornehm aussehender Mann mit einem Schnurrbart —,“ meinte Frau Campbell.

„O nein, das kann er nicht sein,“ erwiderte Frau Bingham. „Er besucht unsere Kirche nicht; er ist Katholik.“

„Katholik! Sie setzen mich in Erstaunen! Ihre Tochter will einen Katholiken heirathen — das muß doch Ihrer Freude bedeutend Abbruch thun, meine liebe Frau Bingham,“ sagte Frau Campbell mit gedämpfter Stimme.

„Ich könnte das nicht sagen,“ entgegnete Frau Bingham. „Ich bin so viel in der Welt herum gekommen und so sehr an Katholiken gewöhnt, daß ich gar keinen Unterschied bemerke. Glauben Sie nicht auch, daß es unter den Katholiken viele gute und liebenswürdige Menschen gibt?“

„Meine persönliche Erfahrung ist in dieser Beziehung zum Glück nicht groß,“ antwortete Frau Campbell, „aber ich kenne die Ansichten meines verstorbenen Mannes über diesen Punkt, wie er sie sowohl vertraulich gegen mich als öffentlich von der Kanzel ausgesprochen hat.“

„Das Schreiben an Lord Marchmont ist fertig,“ sagte Caroline. „Ich glaube, wir müssen auch den Grafen Rosalba einladen. Beiläufig bemerkt, Frau Campbell, das muß der Held mit dem Schnurrbart gewesen sein. Er besucht sonst die Kirche nicht oft, aber am letzten Sonntage war er zu meiner Verwunderung darin. Rosalba ist unge-

achtet seines fremden Namens ein Engländer; er hat in Südamerika in irgend einer patriotischen oder unpatriotischen Sache — ich weiß nicht, für wen — gefochten, ist mit fünfzig Ordenssternen und Bändern decorirt worden und hat den Grafentitel erhalten."

„Gewiß, lade auch den Grafen ein," bestätigte ihre Mutter. „Er ist Ferdinand's Gast, und wir können ihn folglich nicht übergehen. Zudem ist er ein echter Salonlöwe."

„Und Margaret Danvers, Mama? — und Frederic Harcourt?"

„Margaret Danvers! Meine liebe Caroline, es sind ohnehin schon so viele Damen."

„O Mama, du mußt Margaret einladen," sagte Dorothea, „und Fred Harcourt auch; dann hat man doch Jemand, mit dem man lachen und sich necken kann."

„Wir wollen Margaret für den Abend bitten," entgegnete Frau Bingham; „aber Frederic Harcourt ist ein Herr mehr bei Tische."

„Wie soll aber Margaret hierher kommen, wenn Fred sie nicht begleiten kann?" fragte Caroline. „Ich weiß, sie wird sich nichts daraus machen; aber es wäre doch unhöflich, sie allein kommen zu lassen."

„Ist der Herr ein Verwandter von Ihnen?" fragte Frau Campbell in gemessenem Tone.

„O Himmel, nein!" antwortete Caroline. „Er ist Margaret's Vetter und geht uns weiter nichts an; aber Jedermann nennt ihn Fred Harcourt."

„Wirklich, Caroline, ich wünsche, du thätest es nicht,"

sagte Laura, die wieder an den Tisch getreten war. „Du gewöhnst dich daran, so vertraulich von ihm zu sprechen. Aber die Leute finden das unpassend; es klingt auch so gemein."

„Gemeinheit ist bei dir die schwerste aller Sünden, nicht wahr, Laura? Margaret sagt immer, Laura's erstes Gebot sei: ‚Du sollst nicht gemein sein' und das zweite: ‚Du sollst Mühe und Verdrießlichkeiten meiden, so viel du kannst'."

„O pfui!" rief Frau Bingham aus; „ihr gebt ja der Frau Campbell Aergerniß. Margaret ist ein wildes Mädchen und meint's gewiß nicht immer wie sie spricht."

„Das arme Mädchen hat eine schlechte Erziehung genossen," mischte sich Frau Rumford in das Gespräch; „es ist sehr schade um sie."

„Wer ist denn eigentlich diese sonderbare junge Dame?" fragte Frau Campbell.

„Sie wohnt in unserer Nachbarschaft," erläuterte Frau Bingham, „in dem niedlichsten Häuschen, das man sehen kann, dicht am Gestade, in einer reizenden kleinen Bucht. Das arme Kind thut mir so leid! Sie hing mit so großer Liebe an ihrem Zwillingsbruder, der vor drei Jahren auf die See ging. Von dem Schiffe, in dem er fortgesegelt ist, hat man nie wieder etwas gehört; nur ein Stück von dem Steuerruder oder etwas Aehnliches wurde vor einigen Monaten an der Küste des Feuerlandes aufgefunden. Die gute Margaret will jedoch an seinen Tod nicht glauben und kann sich nicht entschließen, Trauerkleider für ihn anzulegen. Ihre zügel-

lose Wildheit entspringt, meiner Ansicht nach, größtentheils aus geistiger Aufregung. Wir kannten ihren Bruder, Theodor Danvers, sehr gut; er war seiner Schwester ganz ähnlich, — ein schöner junger Mann, der etwas eigenthümlich Anziehendes hatte. Es hat uns sehr leid gethan, daß er uns damals verließ."

Hier machte Dorothea hinter dem Rücken ihrer Mutter ein höchst komisches, ungläubiges Gesicht gegen ihre Schwester Caroline.

„Der alte Herr Danvers," begann Frau Rumford, „war Theilhaber eines Geschäfts in Indien; dieses fallirte, und er kehrte darauf mit seiner Frau nach England zurück. Als sie in diese Gegend zogen, gab er sie für eine Frau Trelawney, die Wittwe eines Officiers aus, die er in Indien geheirathet habe. Aber ein guter Freund von mir, Major Elliot — ein ausgezeichneter Officier, dieser Major Elliot; er heirathete eine Johnson, und meine Mutter war mit dieser Familie entfernt verwandt; aber unsere Freundschaft hatte doch in andern Verhältnissen ihren Grund. Ich muß Ihnen erzählen — "

„Sie sprachen ja von Frau Trelawney," unterbrach sie Frau Campbell und brachte dadurch die geschichtenreiche alte Dame wieder in's rechte Geleise.

„Diese Frau Trelawney", nahm Frau Rumford ihre Erzählung wieder auf, „war eine sehr hübsche, aber sehr ungebildete Frau. Major Elliot, wie ich eben sagen wollte, erzählte mir, sie sei die Wittwe eines gemeinen Soldaten, und Herr Danvers habe Anfangs seine Ehe mit ihr verheimlicht. Zuletzt hatte er sie jedoch in die

Gesellschaft eingeführt, und diese beiden Kinder schickte er des Klima's wegen nach England. Als Herr Danvers später mit seiner Frau auch herüberkam, miethete er anfangs dieses Haus, in dem wir wohnen. Es ist Eigenthum von Lord Marchmont; ich glaube indessen nicht, daß Danvers jemals einen Heller Miethzins bezahlt hat."

„Lord Marchmont ist ein so gefälliger Miethsherr" versicherte Frau Bingham.

Frau Rumford, welche eine entschiedene Neigung für langweilige Familiengeschichten zu haben schien, erzählte weiter: „Und dann mußten sie ausziehen, weil die Wohnung für ihre Vermögensumstände zu geräumig war. Danvers hatte nämlich mit dem kleinen Reste seines Vermögens noch zu speculiren versucht, war aber nicht umsichtig genug gewesen. Wegen jener Heirath nun wollten ihn seine Verwandten nicht unterstützen, und —"

„Und er zog in das trauliche, kleine Landhaus, dessen ich vorhin erwähnte," fiel ihr Frau Bingham in die Rede, um die Erzählung zum Schlusse zu bringen. „Das war vor vier Jahren, ehe wir bei unserer Rückkehr vom Festlande uns hier niederließen."

„Ich habe nie finden können, daß Margaret und Theodor einander so ähnlich gesehen hätten, wie alle Welt behauptete," sagte Caroline. „Ich meine, sie glichen sich gar nicht, wenn man sie genau ansah."

„Sie waren doch beide groß und schlank, hatten die gleiche frische Gesichtsfarbe und denselben Ausdruck der Züge," erwiderte ihre Mutter. „Auch konnte Margaret

ganz täuschend seinen Gang und seine Sprache nachahmen."

„Margaret hat die tiefste Altstimme, die ich je gehört habe," bemerkte Laura. „Sie klingt wie eine reine, schwere Glocke und ist dabei so unendlich weich."

„Und wie hat sie ihre Stimme in der Gewalt!" sagte Caroline; „sie kann Jedem nachahmen."

„Sie hat also Anlage zur Schauspielerin?" fragte Frau Campbell.

„Sie ist äußerst gewandt," war die Antwort.

„Nach meiner Ansicht", erklärte Frau Campbell mit besonderm Nachdruck, „ist für junge Mädchen Nichts unvortheilhafter, als wenn sie immer mit dem Munde voraus sind oder gar Hang zur Satyre haben. Die Männer fürchten sich ordentlich vor solchen Mädchen; sie lachen wohl mit ihnen und scheinen ergötzt zu sein, aber sie mögen sie nicht zu Frauen" — hier wanderten ihre Augen instinctmäßig zu ihren beiden schweigsamen Töchtern. — „Ruhe und weibliche Bescheidenheit sind die Reize, welche Männer anziehen."

„Und deren man sich also befleißigen soll," flüsterte Dorothea ihrer Schwester zu.

„Das ist allerdings ganz richtig, liebe Frau Campbell" erwiderte die Frau des Hauses. „Ich wollte, die arme Margaret wäre gut verheirathet. Ihr Vetter, Herr Harcourt, hat ein hübsches Vermögen, so viel ich weiß, und liebt sie sehr."

„Margaret sagte vor einigen Tagen, sie würde ihn heirathen müssen, um ihn los zu werden" berichtete Caroline.

„Sie ist ein närrisches Mädchen," sagte ihre Mutter.

„Tom ist gewaltig in sie verliebt," warf Dorothea hin.

„Gott steh' uns bei!" rief die alte Frau Rumford.

„Ich glaube nicht, daß wir uns sehr zu ängstigen brauchen," sagte Frau Bingham und sah die Predigerwittwe an. „Tom ist noch nicht aus der Schule, und Margaret zählt drei und zwanzig."

„Ich weiß doch nicht," antwortete Frau Campbell. „Wenn sie so sehr gewandt ist —"

„Der arme Tom! An ihm würde sie keinen besonderen Fang machen," erwiderte die Mutter des hoffnungsvollen Knaben.

„Sind die Eltern von Fräulein Danvers noch am Leben?" fragte Frau Campbell.

„Nein, sie sind beide todt; sie hat eine Gesellschafterin, welche bei ihr wohnt, ein Fräulein Cook. Ah, Caroline, da fällt mir ein: Fräulein Cook könnte ja Margaret begleiten; wir laden also am besten Beide ein."

„Um Gottes Willen nicht! Ich kann Fräulein Cook gar nicht ausstehen!" rief Caroline. „Sie sieht aus — wie Margaret eines Tages bemerkte — als wisse sie recht viel Schlimmes von Einem und wolle zu verstehen geben, sie verschweige es aus reiner Gutmüthigkeit."

„Es würde unhöflich sein, sie nicht einzuladen," bemerkte Laura, „wenn ich auch gern sähe, daß sie ausbliebe. Sie kleidet sich immer so lächerlich, daß man sich ihrer schämen muß."

„Das arme Geschöpf!“ seufzte Frau Bingham. „Wenn sie nur daran dächte, ihre Arme zu verhüllen, wenigstens bei hellem Tage: sie sind so voll Sommersprossen. Höre, liebe Caroline, statt zu schreiben könntest du wohl gleich nach dem Landhause gehen, um Margaret und Fräulein Cook mündlich einzuladen; das Schreiben für Herrn Harcourt magst du dann mitnehmen. Die Fräulein Campbell würden dich vielleicht gern auf dem Spazirgange begleiten.“

„Ich danke verbindlichst“, entgegnete Frau Campbell; „meine Töchter werden mit mir spaziren gehen.“

Ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht bei diesen Worten eine leichte Bewegung der Ungeduld an der jüngern von beiden Damen bemerkt. Im Allgemeinen schienen die Mädchen den ihnen auferlegten Zwang recht geduldig zu tragen. Agnes wenigstens, die älteste, machte den Begriffen ihrer Mutter von einer wohlerzogenen jungen Dame alle Ehre. Sie hatte ein ruhiges und ausdruckloses, dabei aber recht hübsches Gesicht, während Sophia etwas zu mager war und stets verdrießlich aussah, als ärgere sie sich über das Abrichtungssystem, dem sie unterworfen wurde.

„Aber, Caroline, du hast noch nicht an Sir Thomas Redburn geschrieben. Auch die Redburns sind Papisten, Frau Campbell; ich hoffe jedoch, dies wird Ihnen den Aufenthalt bei uns nicht verleiden. Es sind sehr liebenswürdige Leute, die Ihnen gewiß gefallen werden.“

„Es ist eine alte katholische Familie“, bemerkte die Tante.

„Das ist schon etwas Anderes," sagte die Predigerwittwe. „Bei Leuten von katholischer Abstammung ist man mehr zum Mitleid als zum Tadel geneigt. Was aber Convertiten angeht, so gestehe ich offen, daß bei mir die Lust zum Tadel das Mitleid überwiegt."

„Man kann Ferdinand eigentlich nicht als Convertiten betrachten," erwiderte Frau Bingham. „Er war die meiste Zeit bei seiner Mutter, die eine geborene Spanierin und folglich katholisch war, bis er das elfte Jahr erreichte. Um diese Zeit starb sie, und zum Erstaunen seines Vaters erklärte der Knabe, er wolle den Glauben seiner Mutter annehmen. Wenn ich nicht irre, wurde der alte Lord auf dem Sterbebette selbst noch katholisch."

Frau Campbell begnügte sich, statt der Antwort etwas vor sich hin zu murmeln, da Laura's Gegenwart sie von weitern Bemerkungen abhielt.

„Haben Sie nicht Lust, Frau Campbell," fuhr ihre Wirthin fort, „jetzt ein wenig im Garten zu spaziren? Ich wünsche Ihnen einige von meinen schönen Azalien zu zeigen; sie sind gerade in der Blüthe. Auch Tante Rumford wird wohl in ihrem Rollstuhl etwas frische Luft schöpfen wollen. Schelle einmal, Dorothy!"

„Ich gehe nicht aus dem Zimmer; ich habe keine Lust, in den Garten zu gehen," erklärte Frau Rumford mit Entschiedenheit.

„Doch, liebe Tante, Sie müssen etwas in's Freie," sagte Frau Bingham und ergriff mit einschmeichelnder Miene ihre Hand.

„Ich thue es durchaus nicht," wiederholte die hartnäckige alte Dame.

„Schelle nur, Dorothy, und" — fügte sie in leiserem Tone hinzu — „bestelle den Rollstuhl. Frau Campbell und ich begleiten Sie ein paar Mal in der Sonne auf und ab, liebe Tante; es wird Ihnen gewiß wohlthun."

„Ich ziehe vor, im Hause zu bleiben."

„Es wird Ihnen schon recht sein, wenn Sie erst draußen sind. John, schicke Frau Rumford's Mädchen her."

Die alte Dame fuhr fort, in brummendem Tone Einwendungen zu machen; es schien aber beschlossen zu sein, daß sie heute in's Freie sollte. Als Lucy erschien, ließ Frau Rumford sich mißmuthig fortführen, wagte aber nicht weiter, der sanften Tyrannei ihrer Nichte zu widerstreben.

Frau Bingham erhob sich ebenfalls und rief Frau Campbell in das Gewächshaus, welches unmittelbar an das Gesellschaftzimmer stieß. Agnes und Sophia standen auf, um Hut und Shawl zu holen.

„Sie brauchen sich nicht zu übereilen," sagte Dorothea; „Mama wird erst in einer halben Stunde bereit sein."

„In unserem Hause herrscht keine große Pünktlichkeit," setzte Caroline hinzu. „Wie ist es denn mit dir, Laura, wirst du uns begleiten? Gewöhnlich zögerst du fast eben so lange wie Mama."

„Ich bleibe lieber zu Hause", antwortete Laura. „Ich habe noch mein Duett einzuüben."

„Wie schade, daß Sie nicht mit uns gehen dürfen,"

sagte Caroline zu den beiden Fräulein Campbell. „Ich glaube, Ihre Mutter fürchtet, daß Sie Unarten von uns lernen.“

„Oh!“ rief Agnes aus, ohne ihre Verwirrung verbergen zu können.

„Mama läßt uns selten mit Jemand anders ausgehen,“ bemerkte Sophia.

„Macht Ihnen das denn Vergnügen?“ fragte Dorothea. „Mir kommt es sehr langweilig vor, mit Mama und Tante Rumford nebst ihrem Rollstuhle zu spaziren. Mama geht so entsetzlich langsam, und die Tante ist so mürrisch und harthörig.“

Was auch Sophia denken mochte, sie hielt es nicht für gerathen, sich bei ihren leichtfertigen Gefährtinnen offen auszusprechen. Agnes verhinderte zudem fernere Mittheilungen, indem sie ihre Schwester aufforderte, sich für den Spazirgang bereit zu machen.

Zweites Capitel.

Unsere Heldin.

„Ich kann dein Weib nicht werden, Frederic, ich habe es dir schon oft erklärt,“ sagte Margaret Danvers zu ihrem Vetter, während sie in halb liegender Stellung auf einer Ottomane hingestreckt war. Neben ihr lag ein Buch, in welchem sie eben gelesen hatte.

„Niemals?“ fragte Frederic.

„Niemals ist ein vielumfassendes Wort, aber du wirst mich zwingen, es auszusprechen, wenn du noch

länger in mich dringst. Ich habe vorläufig keine Lust; das laß dir genügen."

„Wir sind hier aber immer beisammen," antwortete ihr Anbeter, „und meine Gesellschaft scheint dir doch zu behagen. Wir zeichnen, wir lesen gemeinschaftlich und fahren zusammen im Boote aus. Weßhalb willst du mich also nicht zum Manne nehmen? Seit vielen Jahren ist dies der heißeste Wunsch meines Lebens gewesen, und für dich würde es kaum einen Unterschied machen."

„Allerdings würde es einen Unterschied machen," entgegnete die junge Dame. „Ich halte es für ganz möglich, daß mir ein Anderer besser gefallen könnte, als deine werthe Person. Du fülleſt keineswegs mein ganzes Herz aus, und wenn ich dich heirathete, würde ich auf meine Freiheit verzichten. Das gefällt mir nicht bei der Ehe und hat mir noch nie gefallen."

„Wir müssen die Welt nehmen, wie sie ist; die Ehe abzuschaffen, dazu ist es zu spät."

„Die Ehe ist für die meisten Leute ganz gut," antwortete Margaret; „was aber für gewöhnliche Menschen ein heilsamer Zwang ist, erscheint mir als eine drückende Fessel für höhere Geister. Wäre die Welt anders, als sie wirklich ist, so könnte man unwiderrufliche Gelübde ganz wohl entbehren. Alles, selbst die Liebe mit einbegriffen, hat keinen Werth, wenn es die Freiheit beschränkt. Du weißt, wie schon der Gedanke an Grundsätze oder Pflichtgefühl mir zuwider ist. Die Tugend ist bloß ein augenblicklicher innerer Antrieb; nimm die-

sen fort, so bleibt nichts als Heuchelei unter verschiedenen gefälligen Namen."

Es folgte eine Pause; Harcourt bückte sich nieder und streichelte Margaret's Lieblingshündchen. Er sah jedoch bald wieder auf und versetzte: „Margaret, du wirst noch eines Tages durch die Gewalt der Umstände gezwungen oder, wenn du das lieber hörst, veranlaßt werden, an's Heirathen zu denken."

„Wie so?"

„Die Klugheit, vielleicht gar die gebieterische Nothwendigkeit wird es fordern. Wovon willst du denn künftig leben?"

„So lange Theodor lebt — und ein glänzender Stern, den ich jede Nacht sehe, sagt mir, daß er noch am Leben ist —" erwiderte Margaret mit Nachdruck, „wird es mir an Nichts mangeln; im entgegengesetzten Falle aber würde Alles, was meinem theuern Bruder gehörte, mir zufallen."

„Das würde nicht geschehen," versetzte Frederic, indem er seine durchdringenden grauen Augen auf sie heftete.

„Wie meinst du das? Oder hast du dir überhaupt bei deinen Worten etwas gedacht?" fragte Margaret etwas verächtlich.

„Ich spreche in vollem Ernste, und du darfst mir glauben, Margaret. Ist Theodor noch am Leben, so bist du ganz und gar von seiner Güte abhängig; stirbt er, so bleibt dir kein Heller übrig. Verlasse dich darauf,

ich kenne deine Vermögensverhältnisse besser, als du selbst."

„Alles, was du weißt, kannst du offen aussprechen. Wäre das aber auch wahr, Frederic, so würde dadurch deine Bewerbung um Nichts gefördert. Es rührt mich sehr wenig, wenn man mir mit Armuth droht."

„Was ich weiß, kann ich dir nicht sagen," erwiderte Harcourt. „Daß ich so viel gesagt, geschah keineswegs, um dich zu überreden, gegen deine Neigung mein Weib zu werden — du weißt, ich bestrebe mich einzig, dir zu gefallen und dir zu dienen —; ich wollte vielmehr gegen deinen Entschluß, nicht zu heirathen, einen bloß allgemeinen Einwand erheben."

„Ich habe gar keinen Entschluß gefaßt," versetzte sie gleichgültig. „Wie sollte ich auch dazu kommen? Die Margaret von heute ist nicht die Margaret von morgen. Wir müssen handeln, wie wir uns angetrieben fühlen. Für mich hat das Wort Entschluß gar keinen Sinn; ich kenne nur ein tiefes, ernstliches Verlangen, und ein solches beseelt mich. Wenn du mir zu gefallen wünschest, so will ich dir den Weg angeben: hilf mir, Laura's Heirath zu hintertreiben. Bringst du das zu Stande, so weiß ich nicht, wie günstig meine Gefühle sich gestalten werden."

„Gibst du mir dein Wort?" fragte Harcourt aufgeregt.

„Ich kann nichts versprechen," antwortete Margaret; „aber Dankbarkeit ist ein edeles Gefühl; ich werde unzweifelhaft ihren Einfluß empfinden, und kann nicht vor-

her sagen, zu welchen Opfern sie mich vielleicht bestimmen wird. Willst du auf diese Möglichkeit hin mir beistehen?"

„Für einen aufmunternden Blick aus Margaret's schönen Augen würde ich durch's Feuer gehen," war die begeisterte Antwort.

Margaret nahm ihr Buch wieder zur Hand, und Harcourt saß in Gedanken versunken, seinen Kopf auf den Arm stützend, während seine Augen auf dem schönen Mädchen ruhten. Sie war zu sehr an seine Bewunderung gewöhnt, um darauf zu achten oder dadurch gestört zu werden.

Ihre Schönheit war wirklich von so überraschender Art, daß sie wohl eine feurige Liebe entzünden konnte. Große und von langen Wimpern beschattete Augen, blauschwarz wie Schlehen, wurden durch die frischeste Gesichtsfarbe, mit einem Anfluge südlicher Gluth, noch mehr hervorgehoben. Ihre Zähne wetteiferten an Weiße mit Perlen. Die Züge ihres Antlitzes hatten wenig vom englischen Schnitt und nicht so viel Regelmäßigkeit, um der wahren Schönheit Eintrag zu thun, deren Reiz zumeist auf dem geistigen Ausdrucke beruht. Dazu kam eine Gestalt von so vollkommenem Ebenmaß, daß man, wenn nicht andere Damen neben ihr standen, ganz vergaß, wie sehr sie die gewöhnliche Statur der Frauen überragte. Das Eigenthümliche ihrer Erscheinung wurde noch erhöht durch die ungewöhnliche Art, wie sie ihr rabenschwarzes Haar trug. Es war ganz ungebunden; nur hielt ein schmaler silberner Reif, welcher über die

Stirne lief, das Gesicht frei und ließ das Haar in natürlichen Lockenwellen auf die Schultern niederfallen.

Harcourt erwachte aus seinen Träumen, da sich Stimmen im Garten vernehmen ließen. Er fühlte sich nicht für die Gesellschaft gestimmt und entfernte sich deßhalb durch die Glasthüre, die sich auf einen kleinen Grasplatz öffnete. Dieser war nur durch ein niedriges Holzgitter von einer unbebauten, felsigen Fläche getrennt, die sich steil nach dem Gestade hinabsenkte, so daß man an diesem ruhigen Tage das wohlthuende tactmäßige Plätschern der nahen Meereswellen hören konnte.

„Ich wundere mich, daß Laura uns nicht begleiten wollte," bemerkte Dorothea, indem sie stehen blieb und ihre Hand auf der kleinen Thüre von Margaret's Garten ruhen ließ. „Ich glaube nicht, daß das Duett allein der Grund war; denn sie sah etwas ängstlich aus, wie immer, wenn sie fürchtet, man wolle sie zu etwas Unangenehmem überreden."

„Ist dir nicht aufgefallen," versetzte Caroline, „daß Margaret sie sehr unfreundlich behandelt? Andere würden ärgerlich werden, aber Laura hat gar keinen Muth, und so fürchtet sie sich bloß und hält sich von ihr zurück."

„Sie waren doch früher so gute Freundinnen!" sagte Dorothea.

„Laß das gut sein," erwiderte Caroline. „Laura wird ein wenig schmollen und wird sich dann an eine Andere anschließen; sie kann nicht wohl ohne Freundin

sein. Sie wünscht einen angenehmen Umgang; die Person ist ihr dabei ziemlich gleichgültig."

„Was mag aber wohl vorgefallen sein?" fragte Dorothea, die noch immer an der Gartenthüre zögerte. „Laura kann sie doch nicht beleidigt haben, sie thut ja Niemand etwas zu Leide."

„O, es ist noch Alles wegen Theodor's. Kannst du das nicht errathen? Margaret schwärmt ganz für ihn und sähe gern, daß Laura ihr ganzes Leben um ihren knabenhaften Liebhaber vergrämte, obgleich er so gewiß todt ist, wie der alte Nebucadnezar. Es war übrigens köstlich, wie Mama sagte, es hätte uns so leid gethan, ihn zu verlieren! Sie war doch ganz vergnügt, als er auf die See ging, und ihr hat es gewiß nicht das Herz gebrochen, daß er nicht zurückgekehrt ist."

„Unserer Mama wird nie etwas das Herz brechen," erwiderte Dorothea, „und der guten Laura auch nicht."

„Komm, Dorothy, und steh' hier nicht den ganzen Tag," sagte ihre Schwester, indem sie die Thüre aufstieß und in das kleine ländliche Vorhaus trat.

Margaret warf ihr Buch bei Seite und empfing die Ankömmlinge sehr herzlich. Sie war jedoch augenscheinlich nicht gut aufgelegt und fiel bald wieder in eine ernste und nachdenkliche Stimmung, so daß sie nur mit halber Aufmerksamkeit zuhörte.

„Mama läßt dich bitten, uns am Donnerstag nächster Woche auf den Abend zu besuchen. Unser Bruder Robert und seine Frau kehren von ihrer Hochzeitreise zurück und sind dann bei uns. Es thut Mama

sehr leid, daß sie dich nicht zum Mittagessen einladen kann, aber es sind unser schon so viele Frauenzimmer. Hier ist auch eine Einladung für deinen Vetter." Und Caroline legte das Schreiben für Harcourt auf den Tisch.

Margaret nickte zustimmend. „Ich denke am Donnerstag mich bei euch einzufinden; bestimmt kann ich jedoch nicht zusagen. — Wann muß man kommen?"

„O, du kannst kommen, wann du willst. Da fällt mir noch ein — Mama meinte, du solltest dich von Fräulein Cook begleiten lassen; aber ich denke, du wirst lieber ohne deine Duenna kommen. Soll ich sie einladen? Du könntest sonst etwas früher kommen und die Nacht bei uns bleiben."

„Ich brauche allerdings keinen Schutz auf dem Wege zwischen hier und Fairfield," antwortete Margaret lächelnd; „und wenn Gefahr vorhanden wäre, würde ich wohl die beherzteste von uns Beiden sein. Doch es würde die gute alte Person betrüben, wenn sie nicht mitgehen könnte. Sie ist den ganzen Vormittag um deiner neuen Schwägerin willen andächtig gewesen."

„Wie meinst du das?"

„Nun, sie hat das genealogische Handbuch der Pairs-Familien studirt, um dem Stammbaum der Lady Mary Anne nachzuspüren. Ich nenne es immer ihr Gebetbuch, seit sie es eines Tages aus Versehen mit in die Kirche nahm. Ich glaube übrigens, daß ihr der Irrthum nicht sehr leid that."

„Dann liegt dir also nichts daran, sie mit zu bringen? Weißt du, Margaret, sie macht eine so lächerliche Figur.“

„Mir ist das gleichgültig; wenn es nur euch nicht unlieb ist. Es ist mir überhaupt einerlei, wie sie sich kleidet; meinetwegen könnte sie in einem Mannsrock ausgehen. Ich ärgere mich über dergleichen Dinge so leicht nicht.“

„Was hast du da gelesen?“ fragte Caroline und nahm das Buch zur Hand. „Ah! Tennyson's ‚Fürstin‘. Ich glaube, Margaret, du würdest dich in einem lebenden Bilde sehr gut als Ida ausnehmen; was meinst du, wenn wir eins darstellten? Wer sollte aber als Fürst auftreten? Mein Bruder ist nicht schön genug.“

„O! Ferdinand natürlich!“ rief Dorothea.

„Das geht nicht, wenn ich Ida sein soll; ich muß dafür danken,“ sagte Margaret. „Wenn ihr keinen andern Prinzen finden könnt, wäre es besser, Laura übernähme die Rolle der Ida.“

„Das würde durchaus nicht passen. Laura ist eine Blondine und würde als Melissa besser aussehen. Aber gefällt dir denn Ferdinand nicht?“

„Ob er mir gefällt?“ wiederholte Margaret in zweideutigem Tone. „Ich liebte einst einen Ferdinand von sieben Jahren, als er und Theodor und ich, drei dunkelhaarige Kinder, den lieben langen Sommertag hindurch an jenem Gestade spielten!“

„Davon habe ich früher nie gehört,“ versetzte Caroline.

„Mein Theodor," fuhr Margaret fort, „wurde als kleines Kind lange vor mir aus Indien hierher geschickt, weil er dort das Klima nicht ertragen konnte. Später hielt man für räthlich, auch mich herüberzuschicken; ich war schon so alt, daß ich mich dessen noch erinnere. Ich fand meinen Bruder hier, der bei einem alten Verwandten in diesem Häuschen wohnte; er war so kräftig herangewachsen, daß Ferdinand der bei weitem schwächere von Beiden war. Aber er war damals ein lieber, sanfter, hübscher Knabe."

„Und wann hast du diese Abneigung gegen ihn gefaßt?"

„Ich faßte keine Abneigung gegen ihn; er veränderte zuerst sein Betragen gegen mich. Der Flug meiner Ideen setzte ihn in Furcht und Schrecken — er war noch so jung — und so zog er sich von mir zurück."

„Die sonderbare Gouvernante, die du hattest, Margaret, hat dir all diese wilden Gedanken in den Kopf gesetzt. Nach dem, was du uns früher von ihr erzählt hast, muß sie eine Art Philosoph im Unterrocke gewesen sein."

„Sie lehrte mich zuerst die Freiheit des Denkens, während Ferdinand's überspannte Mutter ihm einprägte, die Vernunft als Feindin des Glaubens zu fürchten."

„Wir geriethen in ein abscheulich trockenes und langweiliges Gespräch," sagte Dorothea und begann ein Liedchen zu summen.

„Was nützt den Leuten am Ende all diese Religion, zu der sie sich bekennen," fuhr Margaret fort, „wenn sie in der Prüfungstunde nicht besser handeln, als wir Naturkinder, ja, oft noch schlechter?"

„Wir alle halten Ferdinand für ein Muster der Vollkommenheit," meinte Caroline, „und den ganzen Tag hören wir sein Lob singen. Dorothy und ich verzweifeln daran, einen Anbeter zu finden, der ihm gleichkommt."

„Es ist leicht, mit dreißigtausend Pfund jährlicher Einkünfte ein vollkommener Mensch zu sein oder doch zu scheinen," erwiderte Margaret, „namentlich wenn kein Mensch und kein Ereigniß uns in die Quere kommt; was ist aber die ganze Tugend werth, wenn sie der ersten Versuchung erliegt? Wenn die Religion einen Mann nicht von einer Handlung zurückhalten kann, vor der ein Anderer aus bloß natürlichem Edelmuthe zurückbeben würde, — kannst du dich wundern, daß ich ein solches Benehmen verachte?"

„Ich hasse all das ‚Wenn' sowohl wie das ‚Aber'," entgegnete Caroline, „es bringt mich ganz in Verwirrung; ich halte mich viel lieber an greifbare Wirklichkeiten. Zu diesen rechne ich die Pony-Kutsche mit zwei allerliebsten scheckigen Ponies, welche heute ankommt, um von Laura besichtigt zu werden, — ach, ich muß ja auch zurück, um sie mit anzusehen! Laura wünschte Schecken zu haben, und Lord Marchmont hat das ganze Land durchsuchen lassen, um ein Paar von gleichmäßiger Zeichnung aufzutreiben."

Margaret's Lippen zogen sich verächtlich zusammen. „Bitte, Caroline, laß dich von einem so köstlichen Anblicke durch mich nicht abhalten."

„Nun gut," erwiderte Caroline und erhob sich, „wir erwarten dich also am Donnerstag."

„Margaret war heute sehr schlecht gelaunt," bemerkte Dorothea, als die Schwestern das Haus verließen; „was mag vorgefallen sein?"

„Ich konnte es nicht mehr aushalten," erwiderte ihre Schwester. „Vorgefallen ist nichts, glaube ich; es ist nichts als Eitelkeit und Neid. So ist es bei all diesen Heldinnen, Dorothy, darauf kannst du dich verlassen. Finde auch für sie einen Lord Marchmont, und die übele Laune wird bald verschwunden sein! Dieser stolzen Margaret würde eine Pony-Kutsche mit Schecken eben so viele Freude machen, wie jeder Andern. Das Heldenthum ist ein Trostmittel bei Armuth und getäuschten Erwartungen."

Die Mädchen fanden die von Lord Marchmont gesandte Equipage vor dem elterlichen Hause. Laura streichelte die Ponies und erklärte, es seien die niedlichsten Thierchen, die sie je gesehen.

Frau Bingham, welche an diesem Tage — es war ein kühler Frühlingsnachmittag — bis an's Kinn in Pelzwerk eingehüllt war und ihre Hände in einen kleinen Muff vergraben hatte, wurde nicht müde, die Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit Lord Marchmont's zu preisen.

Frau Campbell wandte sich etwas ungeduldig ab und flüsterte, als sie in's Haus zurückkehrte, ihrer ältesten Tochter zu: „Ich glaube, ein solches Spielzeug würde Frau Bingham trösten, wenn Lord Marchmont auch ein Türke wäre."

„Schon wieder Neid und Mißgunst!“ — würde Caroline gesagt haben, wenn sie diese Bemerkung gehört hätte.

Drittes Capitel.

Der Held und der Gelehrte.

In der geräumigen Vertiefung eines gothischen Bogenfensters, welche in jeder Ecke mit einem reichgepolsterten kleinen Sopha ausgestattet war, um die schöne Aussicht auf Garten, Waldung und Meeresfläche, die jetzt im Strahle der untergehenden Sonne erglänzten, recht bequem genießen zu können, saß ein stattlicher junger Mann. Er hatte einen kühnen Blick, eine braunrothe Gesichtsfarbe, weiße Zähne und einen üppigen Haarwuchs, indem außer Kinn- und Schnurrbart noch ein dichter Backenbart das Gesicht umrahmte. Eine feine Narbe, welche sich noch über den Rand des Bartes hinaus erstreckte, war vielleicht die Ursache, weshalb er den letztern so wuchern ließ, obgleich Graf Rosalba — denn es war keine geringere Person als Frau Bingham's „Salonlöwe“ — betheuerte, er sei stolz auf dieselbe, als auf „eine ehrenvolle Trophäe, die er vom Schlachtfelde heimgebracht.“

Diejenigen, welche ein schlecht gemaltes aber blendendes Genrebild einem Meisterwerke von Raphael vorziehen, würden den zweiten im Zimmer anwesenden Herrn, der mit der Durchsicht einiger Papiere beschäftigt war,

dem Aeußern nach für einen ziemlich unbedeutenden Menschen gehalten haben. Obgleich nicht gerade klein, erreichte er doch bei weitem nicht die Größe des hochgewachsenen Grafen. Seine Stirn war hoch und schön gewölbt, sein Auge ernst und ausdrucksvoll. Der Mund, der in manchem sonst hübschen Gesichte die Harmonie der Schönheit zerstört, war von so vollendeter Form, wie man ihn selten bei Jemanden findet, dem es an feiner Bildung und Geistesadel gebricht. Um den Mund spielte auch ein ungewöhnlich freundlicher Zug, welcher den Schatten von Traurigkeit milderte, der auf der Stirn zu ruhen schien; und wenn dieser Mund die rauhe Einfassung entbehrte, welche den des Grafen fast ganz verbarg, so bewies doch der dunkele Grund über der Oberlippe, daß er, falls er es gewollt, vielleicht einen zierlichern, wenn auch weniger buschigen Schnurrbart hätte tragen können, als der südamerikanische Held.

Das Dessert und der Wein standen noch auf der Tafel. Der Graf, welcher sich eben eine Cigarre angezündet, hatte neben sich auf einem zierlichen Tischchen ein besonderes Glas mit Glühwein oder mit einem noch stärkern Getränke, aus welchem er von Zeit zu Zeit nippte.

„Ist Ihnen der Rauch meiner Cigarre nicht unangenehm, Marchmont?“ fragte er, indem er den ersten Zug that. „Das Rauchen ist eigentlich gegen die Gesetze der Höflichkeit hier zu Lande, doch Sie werden gütigst meine südamerikanischen Gewohnheiten entschuldigen. Ich habe das Fenster geöffnet.“

Lord Marchmont blickte zerstreut um, als habe er kaum gehört, was sein Gefährte sagte.

„Bald wird allerdings", fuhr der Graf fort, „eine schöne Dame diese Gemächer bewohnen, und da die englischen Sennoritas sehr empfindliche Nasen haben —"

„Offenbar ist ein wichtiger Fehler in der Berechnung, der Alles in Verwirrung bringt," bemerkte Lord Marchmont und sah seinen Gefährten starr an, augenscheinlich jedoch, ohne an ihn zu denken. „Wie doch eine einzige falsche Zahl Alles über den Haufen wirft!"

„Hollah! Ich glaube, Sie sind wieder hoch oben in den Wolken!"

„Ich bitte um Verzeihung, — was haben Sie gesagt, Rosalba? Es ist wirklich sehr unhöflich von mir —"

„Für einen Bräutigam denken Sie noch recht viel an den Mond und die Sterne," erwiderte der Graf. „Verliebte schwatzen wohl zuweilen vom Monde, aber sie denken gewöhnlich nicht so oft an ihn. Nebenbei gesagt, Marchmont, welche reizende Braut haben Sie! Ich bewundere Ihren Geschmack; überhaupt ist die ganze Familie, von der wohlgenährten freundlichen Mama angefangen, gar nicht übel. Aber — nicht viel Vermögen, wie ich höre; Bingham hat Alles durchgebracht und mußte sich vor einigen Jahren aus dem Staube machen, nicht wahr?"

„Davon ist mir nichts bekannt," antwortete Lord Marchmont mit etwas förmlicher Miene. „Die Familie war aus ökonomischen Gründen eine Zeit lang außer Landes."

„Ja wohl, aus ökonomischen Gründen — man weiß, was das zu bedeuten hat. Es heißt, jedes Mädchen habe kaum fünftausend Pfund zu erben; doch Sie sind so reich, Marchmont, daß Sie das nicht kümmert. So ein armer Teufel, wie ich, darf nicht daran denken, bloß aus Liebe zu heirathen; freilich, wenn diese Brasilianischen Bergwerke anfangen, Dividenden zu zahlen, was ohne Zweifel geschehen wird, kann ich auf ein Mal ein reicher Mann sein. Was für eine glänzende Erscheinung ist dieses Fräulein Danvers! Beim Teufel, das ist wirklich ein schönes Mädchen! Ich sah sie in Sporthaven aus einem Laden kommen und ging hinein, um mich nach ihr zu erkundigen. Sie riß mich so hin, daß ich am folgenden Sonntag sogar in die Kirche ging, um sie wiederzusehen; ich war aber ein Narr, daß ich mir so viele Mühe machte, denn sie war gar nicht da. Ist sie von guter Familie? Leben ihre Eltern noch?"

„Nein."

„Vielleicht Brüder? Das wäre noch schlimmer."

„Sie hatte einen Bruder."

„Ob sie zwanzig hatte, ist mir gleichgültig, lieber Freund, wenn sie nur jetzt nicht mehr vorhanden sind. Wohnt sie in Sporthaven?"

„Nein, in Fairfieldhof, dicht am Strande. Ich zeigte Ihnen vor einigen Tagen ihre Wohnung."

„Ach ja! Ein niedliches Schmuckkästchen für ein so glänzendes Juwel! — Sie muß jedenfalls Vermögen besitzen, wenn sie dort lebt. Ich will mir die Sache näher überlegen."

„Ich bezweifele Ihren Erfolg bei der jungen Dame," versetzte Lord Marchmont lächelnd.

„Seien Sie unbesorgt, ich verstehe mich auf derartige Geschichten. Das schlimmste ist der Geldpunkt. Da habe ich noch diesen Morgen eine verwünschte Rechnung erhalten, und wenn ich bis zum Wettrennen hier bleibe, muß ich doch einen neuen Anzug haben, um vor diesen schönen Damen eine gute Figur zu machen. Für den nächsten Monat bin ich geborgen; bis dahin werden Gelder für mich einlaufen, und die Bergwerke müssen auch endlich etwas abwerfen; ich bin nur für den Augenblick in Verlegenheit, aber diese Plagegeister wollen gar nicht warten."

„Bezahlen Sie diese Rechnungen nur gleich," sagte sein Freund; „sie sind ja nicht der Rede werth. Wie viel wünschen Sie? Fünfzig Pfund? oder hundert?"

„Mein lieber Freund, Sie sind ein wahrer Rettungsengel! Ich hätte wirklich nicht den Muth, wieder von Ihnen zu borgen, wenn ich Ihnen nicht binnen drei Wochen Alles bei Heller und Pfennig zurückzahlen könnte. Hätten diese verwünschten Straßenräuber mich nicht ausgeplündert, so wäre ich nicht mit leeren Taschen hier angekommen. Nun gut, ich will denn hundert Pfund nehmen, wenn es Ihnen gleich ist."

„Aber sagen Sie mir doch," bemerkte Lord Marchmont, indem er ihm gleichgültig die Banknote hinreichte, „wie können Ihre Geschäftsleute so große Eile mit der Zahlung haben? Sie können doch die Gegenstände erst während der letzten paar Wochen empfangen haben?"

Ein Schatten von Verlegenheit flog über das unverschämte Gesicht Rosalba's; doch faßte er sich schnell und erwiderte: „Rechnungen sind es eigentlich nicht; die Forderung betrifft eine Bürgschaft, die ich im vorigen Jahre für einen armen Teufel übernahm. — Was sollte ich machen? Es war allerdings thöricht von mir, aber ich hoffte bei meiner Rückkehr nach England das Geld bezahlen zu können und hätte es auch vermocht, wären nicht diese spanischen Räuber gewesen. Madre de Dios! welch eine verwünschte Schramme hat mein Glas auf dieser eingelegten Tischplatte gemacht!"

Marchmont sah etwas gereizt in die Höhe, aber nicht wegen der Schramme; er verachtete das Geld und Alles, was für Geld käuflich war.

„Rosalba," sagte er, während seine Wangen sich rötheten, „wollen Sie mich in einem Punkte verbinden? Sie wissen, wie viel Vergnügen es mir macht, einen Freund der Familie meiner Mutter wie meinen eigenen Freund zu empfangen; aber Sie ahnen nicht, wie tief mich solche Ausdrücke verletzen. Sie brauchen zuweilen noch schlimmere, und es war meinerseits eine Höflichkeit am unrechten Platze, daß ich Sie nicht früher darauf aufmerksam machte."

„Nun, ich habe sie in dem katholischen Spanien und in den katholischen Ländern von Amerika gelernt; mehr kann ich zu meiner Entschuldigung nicht sagen."

„Ich räume ein," erwiderte Marchmont, „daß die Katholiken in andern Ländern bei vielen Veranlassungen und, wie ich glaube, nicht immer ganz unschuldiger Weise

solche Ausrufungen anwenden. Bei Katholiken haben sie wenigstens einen ernst gemeinten Sinn und können in frommer Meinung gebraucht werden; in Ihrem Munde dagegen sind es bloße Phrasen. Ich will Ihnen nur gleich die Frage vorlegen, ob Sie daran glauben, daß Maria die Mutter Gottes ist."

„Wahrhaftig, ich glaube auch nicht an das Gegentheil," antwortete der Graf. „Ich will indeß, dem zarten Gewissen meines Wirthes zu Gefallen, das Unkraut aus meinem Wörterbuche ausjäten."

„Sir Thomas Redburn fragte mich letzthin, wer denn mein fluchender Freund sei, und das hat mich sehr gewurmt," versetzte Marchmont. „Wirklich, Rosalba," fuhr er in leichterm Tone fort, „wenn Sie die Gunst des schönen Geschlechts gewinnen wollen, müssen Sie etwas sanftere Sitten annehmen."

„O, die Damen," entgegnete der Graf, „entschuldigen so etwas bei einem verwilderten Bandenführer, wie ich bin. Darüber machen Sie sich keine Sorge; ich komme mit ihnen auf meine eigene Weise zurecht." Rosalba trank sein Glas aus und setzte es wieder auf den Tisch.

Marchmont erhob sich. „Ich habe das Pferd, welches Ihnen neulich so gefiel, für Sie satteln lassen," bemerkte er. „Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Sie heute nicht begleite, denn ich muß den Abend auf meiner Sternwarte zubringen. Ich habe mich in der Beobachtung, die ich letzte Nacht anstellte, irgendwie geirrt und bin nicht eher ruhig, bis ich den Fehler aufgefunden habe."

„Ganz nach Ihrem Belieben. Während Sie unter den Sternen herumschwärmen, werde ich einen Galopp auf dieser grünen Erde machen, die ich für meinen Theil vorziehe. Die Sterne sind ganz gut dazu, die dunkeln Nächte zu erhellen, aber ich kann wirklich nicht begreifen, wie Sie sich so viele Mühe darum machen können."

Marchmont lächelte, gab aber keine Antwort; er raffte seine Papiere zusammen und stieg die Treppe zur Sternwarte hinan.

„Welch ein ernster Narr bei fünfundzwanzig tausend Pfund Einkommen!" sprach der Graf vor sich hin, indem er sich in pöbelhafter Weise auf dem Sopha dehnte, sobald sein Wirth das Zimmer verlassen hatte. „Ich würde mich hier zu Tode langweilen, wenn ich nicht ein Ziel vor Augen hätte." Er betrachtete die Banknote, kicherte vergnügt, strich seinen Schnurrbart, pfiff ein Liedchen und ging alsdann nach dem Portale, um sein Reitpferd zu erwarten.

Es ist schwer zu sagen, ob Marchmont mehr durch das tiefe Interesse an seinen astronomischen Berechnungen oder durch Ueberdruß an der Gesellschaft seines Gastes, der ihm geistig durchaus nicht ebenbürtig war, nach seiner Sternwarte getrieben wurde.

Als er oben anlangte, warf er sich auf einen Stuhl und blieb, indem er seine Ellenbogen auf den Tisch stützte und den Kopf in die Hände vergrub, fast eine halbe Stunde in Gedanken verloren sitzen.

Ferdinand Marchmont war wirklich für seine Jahre ernst und schwermüthig. Er war von Jugend auf nach-

denklich und ein Freund von Büchern, und hatte gegen den wilden und muntern Theodor Danvers, welcher der Spielgenosse seiner Kindheit und der Freund seiner Knabenjahre gewesen war, einen schroffen Gegensatz gebildet. Aber, die Wahrheit zu sagen, entsprach Ferdinand den Erwartungen seiner katholischen Freunde jetzt nicht mehr. Seine talentvolle Jugend hatte zu der Hoffnung berechtigt, daß er in reiferm Alter manches Gute unternehmen und durchführen werde. Da er schon als Knabe von zwölf Jahren allen Drohungen und Versprechungen seines Vaters mit Festigkeit widerstanden und durch seine milde Frömmigkeit und sein gewinnendes Beispiel so viel über diesen Vater vermocht hatte, daß derselbe auf dem Sterbebette durch eine erbauliche Bekehrung das Herz seines Sohnes erfreute, so durfte man von dem hochgestellten Edelmanne sicherlich erwarten, daß er große und folgenreiche Pläne zur Ausführung bringen werde, sobald er einmal mündig geworden. Hätte der alte Lord Marchmont länger gelebt, so würde er seinem Sohne katholische Erzieher gegeben haben; aber leider war er gleich nach seiner Aussöhnung mit der Kirche gestorben, und so blieb Alles beim Alten. Zu Ferdinand's Vormunde war, gemeinschaftlich mit einem entfernt lebenden Herrn, sein protestantischer Onkel Danvers bestellt, der die Absichten des jungen Lords nicht nur nicht unterstützte, sondern sogar auf jede Weise zu hindern und zu durchkreuzen suchte. Ferdinand wünschte eine Kapelle im Schlosse zu haben, eine Kirche im nächsten Orte zu bauen und eine Pfarrstelle zu dotiren: aber

daran war nicht zu denken, bis er sein einundzwanzigstes Jahr erreichte. Dieser Zeitpunkt kam endlich heran — jedoch zu spät für die einst so warm gehegten Vorsätze. Es wurde weder eine Kapelle gebaut noch ein Geistlicher angestellt, und Marchmont, dem Reichthum und Mittel aller Art zu Gebote standen, begnügte sich, dem Gottesdienste in der Hauskapelle Sir Thomas Redburn's beizuwohnen, dessen Besitzung eine Stunde vom Schlosse entfernt lag. Mittlerweile lebte er ganz der Literatur und den Wissenschaften. Sei es nun, daß diese Bestrebungen ihn zu sehr in Anspruch nahmen, oder daß seine Liebe zu Laura Bingham ihn ganz abzog, kurz die Religion wurde in unverzeihlicher Weise vernachlässigt und gerieth bei ihm ganz in Vergessenheit. Sein Ernst und sein nachdenkliches Wesen nahmen zu Zeiten einen Anstrich von Trübsinn an, und Jedermann wunderte sich, daß ein junger Mann, der Alles besaß, was gewöhnlich das Herz erfreut, und der zu hoch gebildet war, um dem Lebensüberdrusse so mancher reichen Flachköpfe zur Beute zu werden, nicht mehr Heiterkeit und Frohsinn an den Tag legte.

Marchmont riß sich endlich von seinen Träumereien los und stellte sein Teleskop zurecht. Der Schein des Zwielichts war noch am Horizont sichtbar, aber das Himmelsgewölbe verdunkelte sich bereits; einige Sterne blinkten schon hervor, und der Mond stieg wie ein Silberschild herauf. Der junge Mann sah mit dem innern Entzücken, womit die einsame Betrachtung des Himmelsdomes ihn immer erfüllte, zum Firmament empor. Dieser

Anblick hatte jedes Mal einen besänftigenden Einfluß auf seinen Geist, der in der Tiefe aufgewühlt war, obgleich die Oberfläche ganz ruhig erschien. In solchen Augenblicken konnte er für eine Weile die Kämpfe des Lebens, seine bedauerlichen Versuchungen und beweinenswerthen Fehltritte ganz vergessen. Er konnte sich zu einer andern Sphäre erheben und wieder der hochstrebende, der begeisterte und selbst religiöse Philosoph werden, der im allgemeinen Tempel aller Sterblichen anbetete. Hinter ihm lag alsdann die niedere Natur, deren Fesseln er für den Augenblick abgestreift, jene seltsame Verbindung von Fleisch und Geist, die mit der Erinnerung an eine erniedrigende und ungesühnte schlechte Handlung ihn stets verfolgte und erbitterte. Gottes Tempel und Wohnsitz auf Erden genügte ihm nicht länger, und er fand hienieden keinen Frieden mehr, weil er Gott nicht mehr von ganzem Herzen diente. Aber sein Verstand und seine Einbildungskraft verehrten noch immer die ewige Schönheit; er brachte gern die werthlose Huldigung seines Geistes dar und gefiel sich in dem Traume, daß er nicht gefallen sei.

Als der letzte Schimmer des Tages entschwunden war, und die Wachtfeuer des Himmels in weißen Flammen erglühten, griff Ferdinand zu seinen Instrumenten. Er dachte weder an seinen Gast noch an die späte Stunde, sondern versenkte sich in sein Lieblingsstudium, bis der anbrechende Morgen ihn an die gemeine, aber zuträgliche Gewohnheit, zu Bette zu gehen, erinnerte.

Viertes Capitel.

Ein Besuch.

„Willst du nicht dies Duett mit mir versuchen?“ sagte Laura zu ihrer Schwester, während sie die Harfe stimmte.

„Was kann das nutzen?“ erwiderte Caroline, welche gerade mit einem Romane beschäftigt war, der sie sehr interessirte. „Du mußt doch wissen, ob du deine Stimme spielen kannst oder nicht.“

„Wenn ich allein spiele, geht es schon,“ versetzte Laura, „aber die Clavierbegleitung macht mich leicht irre.“

„Die Harfe stört mich gar nicht.“

„Das mag sein; aber ich bin überzeugt, daß ich am Donnerstag Abend ganz aufgeregt werde und aus dem Text komme, wenn wir das Duett vorher nicht zusammen probirt haben.“

Keine Antwort.

„Bitte, liebe Caroline,“ wiederholte Laura flehentlich, „thu' mir den Gefallen!“

„Es langweilt mich zu sehr, ich kann es wirklich nicht. Du wirst schon gut durchkommen; sei nur nicht bange.“

Das Gespräch wurde hier durch den Eintritt Margaret's unterbrochen, welche vom Gehen ganz erhitzt und mit einem großen Blumentopfe beladen war, den sie auf den Tisch setzte.

„Was bringst du denn da, Margaret?“ rief Caroline aus.

„Es ist eine Jasminstaude vom Cap, welche Frau Rumford neulich bewunderte; ich habe sie ihr deshalb mitgebracht. Riech' einmal, welch köstlicher Duft!"

„Nein, das ist doch zu komisch, — diesen großen Blumentopf den weiten Weg herzuschleppen, und das für Tante Rumford," sagte Caroline lachend.

„Warum denn nicht," fragte Margaret, „wenn es ihr Vergnügen macht?"

„Wenn sie Freude an Blumen hat, so steht ihr das ganze Gewächshaus zu Dienst."

„Rechnest du denn," antwortete Margaret, „das Vergnügen für nichts, zu sehen, daß ein Anderer sich dessen erinnert, was dir gefallen hat?"

„O, sie wird dir gewiß sehr dankbar sein," warf Caroline leicht hin. „Ich war nur erstaunt, daß du ihr diese zarte Aufmerksamkeit erweisest und dazu in so beschwerlicher Weise."

„Du kümmerst dich nicht viel um alte Leute, Caroline; das ist aber nicht meine Art," entgegnete Margaret. „Sie haben so wenige Freuden; deshalb bemühe ich mich lieber für sie als für junge Leute, die Alles anlacht, denen die ganze Welt zu Füßen liegt, und die nur ihr albernes Gehirn quälen, um närrische Gelüste aufzustöbern." Bei diesen Worten sah Margaret — vielleicht unwillkürlich, vielleicht auch nicht — nach Laura hin.

Die letztere betrachtete Margaret, als diese so sprach, mit einem nachdenklichen traurigen Blicke; ihre sanften blauen Augen schimmerten, als ob eine Thräne hervorbrechen wollte. Sie sah aus wie ein niedliches unschul-

diges Vögelein, dessen Gefieder Jemand in roher Weise zerrauft hat, das jedoch weder auf Rache zu sinnen noch sich zu vertheidigen fähig ist.

Margaret wurde etwas milder gestimmt und fragte Laura, ob ihr etwas fehle.

„Laura ist ein Bild des Jammers," versetzte Caroline, ehe ihre Schwester antworten konnte, „weil ich nicht Lust hatte, den ganzen Morgen Duette mit ihr zu klimpern."

„O nein, Caroline, so unvernünftig bin ich nicht. Ich bat dich nur, dies eine Duett einmal mit mir durchzugehen, da ich fürchte, am Donnerstage vor der ganzen Gesellschaft damit durchzufallen."

„Komm her, wo ist das Duett?" sagte Margaret, riß ihre Handschuhe aus und setzte sich an das Pianoforte.

„O, das ist sehr freundlich von dir," rief Laura dankbar und suchte das Musikstück hervor.

Margaret fing sogleich an zu spielen, hielt gefällig inne, so oft Laura eine Passage wiederholen wollte, und gab ihr auch einige Winke in Bezug auf ihre Stimme, denn sie spielte selbst ausgezeichnet Harfe. Als jedoch Laura, ermuthigt durch Margaret's bessere Stimmung, sie in der vertraulichen und liebkosenden Weise, wie in den Tagen ihrer frühern Freundschaft, anzureden wagte, wurde Margaret kalt, sagte kurz abgebrochen: „Jetzt wird's wohl gehen, denke ich," und stand vom Stuhle auf.

„Wo ist denn dein Anbeter Fred, der dich ja sonst

nie verläßt?“ fragte Caroline. „Er hätte wohl so artig sein können, dir den schweren Blumentopf zu tragen.“

„Er wollte das gern thun und war beleidigt, daß ich seinen Beistand abwies. Er schmollte wie ein großes Kind und lief weg. Er hat damit aber nur sich selbst geärgert; denn mir lag nichts an seiner Gesellschaft.“

„Das heißt aber auch zu empfindlich sein,“ sagte Caroline.

„Er war gerade aufgelegt, sich über jede Kleinigkeit zu ärgern,“ erwiderte Margaret; „ich hatte nämlich kurz vorher gesagt, daß ich das Heldenthum verehrte und begierig wäre, den Grafen Rosalba zu sehen.“

„Vielleicht werdet ihr euch in einander verlieben,“ bemerkte Caroline lachend; „er ist ein sehr schöner Mann.“

„O Caroline,“ entgegnete Laura sanft, „wie kannst du so etwas sagen? Er sieht ja aus wie ein gemeiner Emporkömmling.“

„Nicht der Ruf seiner Schönheit hat mich für ihn eingenommen,“ sagte Margaret, „aber ich höre, daß er mehr als zwanzig Mal im Gefechte verwundet worden ist. Solche Narben sind in meinen Augen mehr werth als das schönste Gesicht. Nur ein Mädchen darf auf Schönheit stolz sein, denn es ist ja leider das Einzige, worauf wir armen Frauenzimmer uns etwas einbilden dürfen.“

„Man sagt allerdings, oder vielmehr er selbst sagt, daß er über und über zerfetzt und voll Narben sei, und wir müssen das auf Treue und Glauben annehmen;

sichtbar ist aber nur eine einzige häßliche Narbe im Gesichte, die er, meinem Geschmacke nach, wohl entbehren könnte."

„O Caroline, dir fehlt es ganz an Begeisterung," antwortete Margaret.

„Er scheint jedenfalls," bemerkte Laura, „nach Allem, was man von ihm hört, ein sehr ausgezeichneter Offizier zu sein."

„Lord Marchmont," sagte Caroline, „las der Mutter neulich das Empfehlungsschreiben vor, das er aus Spanien mitgebracht hat. Es enthielt, wie ich gestehen muß, sehr viel Rühmliches über ihn. Mama ist ganz begierig, seine Bekanntschaft zu machen, und hat ihn auf Donnerstag bei uns zu Tische gebeten. Du hast also Gelegenheit, Margaret, dir selbst ein Urtheil über ihn zu bilden. Himmel, was machen Dorothy und Tom im Nebenzimmer für ein Geräusch! Wir haben keine ruhige Stunde, wenn der Knabe zu Hause ist."

Die Thüre, welche in das anstoßende Zimmer führte, sprang jetzt auf und Dorothea stürzte herein; hinter ihr Tom, der ihr ein Papier aus der Hand zu reißen suchte.

„Ich muß es dir zeigen, Margaret! Denk' nur, worüber ich Tom ertappt habe, — er macht Verse, die an dich gerichtet sind! Aber sieh', er hat erst zwei Zeilen zu Stande gebracht:

‚Du meine Herzenskönigin,
Dein großes blaues Auge —'

Hier am Rande stehen noch mehrere Reime auf Auge:

sauge, tauge, Lauge, doch umsonst, — der arme Bursche ist ganz stecken geblieben."

„Das war nur zur Uebung," sagte Tom, „ich wollte etwas ganz Anderes sagen, Fräulein Danvers."

„Dein Wille war gewiß gut, Tom; aber warum gibst du mir ein blaues Auge? Meine Augen sind ja schwarz. — Oder soll ich mich vielleicht gar bedanken, daß ich bei dir mit einem blauen Auge davonkomme?" scherzte Margaret.

„Das ist bloß Dorothy's Schuld; warum zeigt sie ein Gedicht, ehe es ganz fertig und gefeilt ist? — Warte, diesen Streich will ich dir gedenken!"

„Laß das gut sein, lieber Tom", sagte Margaret gutmüthig. „Ich verschmähe nie ein aufrichtig gemeintes Lob, und dein unvollendetes Gedicht gefällt mir besser, als manches fertige, weil es der Phantasie mehr Spielraum läßt."

Tom setzte sich, durch diese Worte ermuthigt, neben Margaret nieder und schwatzte ihr so viel kindisches Zeug vor, daß sie kaum an dem Gespräche der Andern sich betheiligen konnte. Zu seinem größten Verdrusse bestanden endlich Laura und Caroline darauf, daß Dorothea ihn hinausschaffen solle.

„Komm, trage diesen Jasmintopf zu Frau Rumford," sagte Margaret; „dann thust du mir einen Gefallen und befreist uns zugleich von deiner Gesellschaft. Du weißt, mein lieber Junge, man kann auch des Guten zu viel genießen."

„Auch an zu viel Pudding erstickt ein Hund, wie

das Sprichwort sagt," erwiderte ihr jugendlicher Anbeter.

„Lieber Tom, wie unartig!" rief Laura aus.

„Nun geh' aber mit dem Topfe, sofort!" sagte Caroline. „Wir haben dich herzlich satt."

„Ich bin bei Tante Rumford im schwarzen Buche," wendete Tom ein, „weil ich gestern Abend ihrer Katze Zunder an den Schwanz gebunden habe."

„Schäme dich, Tom," schalt Laura sanft. Beide Schwestern lachten jedoch, und Caroline empfahl ihrem Bruder zu gehen und mit Tante Rumford Frieden zu schließen, sonst würde sie es der Mutter sagen.

Tom ging endlich pfeifend mit der Jasminstaude ab.

„Es ist wirklich spaßhaft," bemerkte Caroline, „obgleich Tom die Tante immer auslacht und ihr alle möglichen Streiche spielt, so kann er ihr doch ablocken, was er nur will."

„Es ist mir ein widerwärtiger Gedanke, Jemanden etwas abzulocken," versetzte Margaret.

„Wofür sind denn alte Tanten da?" meinte Caroline. „Doch gewiß nicht zur Zierde des Hauses oder zum Vergnügen?"

„Ich weiß nicht, wozu wir Frauenzimmer überhaupt da sind," erwiderte Margaret. „Mich ärgert die thatenlose Stellung, wozu Herkommen und Sitte uns verdammen. Ich fühle oft große Versuchung, mich in Männerkleidung zu stecken und als Soldat einzutreten."

Frau Bingham trat jetzt mit Frau Campbell und ihren beiden Töchtern in's Zimmer. Sie hatten gerade

einen Spaziergang begonnen, waren aber rasch umgekehrt, — so rasch wenigstens, als Frau Bingham's schleppender Gang gestattete. Die arme Frau war ganz außer Athem und vermochte kaum zu antworten, als ihre Tochter nach der Ursache ihrer raschen Rückkehr fragte. Sie hatte in der Ferne Lord Marchmont mit seinem vornehmen Gaste zu Pferde gesehen; da es nun ziemlich gewiß war, daß die Beiden einen Besuch bei Bingham's beabsichtigten, so war die Gesellschaft eiligst umgekehrt, um die Herren zu empfangen.

„Es würde mir sehr leid gethan haben, wenn ich sie verfehlt hätte," sagte Frau Bingham und ließ sich keuchend und mit hochgeröthetem Gesicht auf einen der gepolsterten Sessel nieder. Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß sie Fräulein Danvers ihren Gästen vorstellen müsse.

Margaret erwiderte Frau Campbell's steife Verbeugung mit einem kalten Kopfnicken. Es folgte jetzt eine unzusammenhängende Unterhaltung, da die Gesellschaft durch die Erwartung des Besuches etwas aufgeregt war. Margaret nahm keinen Theil am Gespräche; sie beschäftigte sich mit ihren Gedanken, wie sie immer zu thun pflegte, wenn Jemand gegenwärtig war, den sie nicht recht leiden konnte. Nur von Zeit zu Zeit schleuderte sie aus ihren wilden Augen einen Blick auf Frau Campbell und ihre Töchter; sie glich dabei einem scheuen Vogel, der sich nur still verhält, weil er gerade keinen Weg zum Entfliehen gewahrt.

„Da schellt es an der Hausthüre. William wird hoffentlich wissen, daß wir zu Hause sind," sagte Frau Bingham, indem sie sich halb erhob, aber gleich wieder hinsetzte. Dorothea ging an die Thüre, öffnete sie und lugte in die Halle.

„Laß dich nicht sehen, liebe Dorothy!"

„Sie kommen, Mama. Nun wollen wir so aussehen, als dächten wir gar nicht an die Herren;" und das muntere Mädchen eilte an seinen Platz.

„Lord Marchmont und Graf Rosalver," meldete der Bediente mit standesmäßiger Feierlichkeit, indem er die Thüre weit aufriß.

Die Damen erhoben sich von ihren Sitzen, die Herren wurden der Reihe nach vorgestellt, und Alle ließen sich endlich nieder. Graf Rosalba sah gar nicht verlegen aus, schien vielmehr ganz entzückt, sich in Gegenwart so vieler schönen Damen zu befinden.

Er verbeugte sich höflich gegen Alle; als er jedoch Margaret bemerkte, richtete er sich zur vollen Höhe empor und beehrte sie mit einer so ceremoniösen und ehrfurchtvollen Verbeugung, als wäre sie die Königin Victoria selber, so daß die muntere Caroline kaum das Lachen unterdrücken konnte.

Während Rosalba mit großer Zungenfertigkeit die ihn umgebende Gruppe unterhielt und in Erstaunen versetzte, hatte Marchmont sich seiner Braut genähert, welche ruhig bei ihrer Harfe sitzen geblieben war. Er setzte sich neben sie und nahm ein Bändchen von Dante's göttlicher Komödie, welches auf dem Fensterbrette lag, zur Hand.

Eine Seite, an welcher sich ein Zeichen befand, schlug er auf und fragte Laura, ob sie die angestrichene Stelle gelesen habe.

„Nein, Ferdinand, noch nicht," erwiderte Laura lächelnd und in entschuldigendem Tone, „ich hatte zu viel zu thun. Dann muß ich auch gestehen," setzte sie schüchtern hinzu, als er die Seite überlief, ohne zu antworten, „obgleich ich das Werk sehr bewundere, wenn du mir vorliesest und darüber sprichst, so komme ich doch allein nicht gut vorwärts und habe auch nicht so viele Freude daran."

„Wer die Poesie wirklich liebt," erwiderte Marchmont im Tone getäuschter Erwartung, „schlägt ein Gedicht auch in der Einsamkeit gern auf und erfreut sich an seinen Schönheiten. Ich fürchte bisweilen, Laura, daß du das Vergnügen der Sympathie irrthümlich für wahre Liebe zur Dichtkunst hältst."

„Lieber Ferdinand," entgegnete Laura, „ich glaube fast, es liegt dir mehr daran, daß ich die Poesie, als daß ich dich liebe."

Sie lächelte erröthend und ihre Augen, so blau wie der spanische Himmel, unter dem seine theuere Mutter gelebt, hatten einen so süßen Ausdruck, daß Marchmont ihr verziehen haben würde, hätte sie auch bekannt, daß sie gar nicht lesen könne. Lächeln und Erröthen in einem schönen Gesichte sind unter Umständen auch Poesie.

Rosalba's laute Stimme zog jetzt die Aufmerksamkeit der Liebenden auf sich. Er war in vollem Zuge. „Bei meiner Seele! es ist die reine Wahrheit. Es waren

ihrer fünfzig oder gar mehr, alle tättowirt, mit Federkronen auf den Köpfen und mit Gesichtern wie Teufel. Ich stemmte mich mit dem Rücken gegen einen großen Baum und vertheidigte mich mit einer langen Lanze. Beim Himmel! drei der Kerle auf einmal habe ich daran gespießt, so leicht, wie Sie eine Nadel einfädeln!"

Er blickte bei diesen Worten im Kreise umher, und da sein Auge am Schlusse gerade auf Agnes Campbell ruhte, so fragte diese schüchtern, ob die Wilden auch todt geblieben wären.

„Todt? Das will ich meinen, so todt wie geräucherte Häringe. Ich machte zehn Kerlen den Garaus und würde den ganzen Stamm ausgerottet haben, denn ich hatte eine teufelmäßige Kampflust an dem Tage; aber sie zogen sich zurück, als sie merkten, wen sie vor sich hatten. Nachher jedoch, als ich es am wenigsten vermuthete, warfen sie eine Schlinge über meine Lanze, stürzten auf mich zu und überwältigten mich durch ihre Uebermacht."

„Sie fielen diesen Wilden in die Hände?" rief Frau Bingham mit einem angemessenen Ausdrucke des Schreckens in ihren sanften Zügen.

„Aber Sie sind doch nicht scalpirt worden?" fragte Dorothea.

„Nein," erwiderte der Graf, indem er wohlgefällig mit den Fingern durch sein buschiges Haar fuhr; „diese Wilden scalpiren ihre Gefangenen nicht, aber sie essen sie — ja, wie ich sage, sie essen sie rein auf!"

„Das ist ja schrecklich!" rief Frau Campbell aus.

„Das war gewiß keine angenehme Aussicht. Sie entwaffneten mich und steckten mich in einen ihrer Wigwams; drei Kerle, wahre Ungethüme, und bewaffnet bis an die Zähne, setzten sich in den Eingang, während der Rest des Stammes im Halbkreise davor kauerte. Beim Zeus! ich glaube, sie beriethen sich unter einander, ob sie mich braten oder kochen oder zu Wurst zerhacken sollten.“

„Welche schreckliche Lage!“ rief Frau Campbell, „man schaudert, wenn man nur daran denkt.“

„Und Sie bewahrten also Ihr kaltes Blut?“ fragte Frau Bingham.

„Ich war so kalt wie eine Gurke,“ erwiderte der heroische Graf.

„Himmel, wie wunderbar!“ bemerkte die Frau des Hauses. Dorothea aber brach in ein helles Lachen aus.

„Aber, liebes Kind,“ sagte ihre Mutter vorwurfsvoll, „wie kann man darüber lachen?“

„Warum soll ich nicht lachen, da sich der Herr Graf über uns lustig macht?“

„Mein liebes Fräulein, es ist so gewiß wahr, als mein Name Rosalba ist;“ und der Graf lachte selbst aus vollem Halse.

„Wie sind Sie aber entronnen? Denn Sie mußten doch entrinnen, sonst würden Sie nicht hier sein,“ versetzte Caroline.

„Auf eine sonderbare Weise. Diese Kerle sind wie die Affen; macht man ihnen etwas Seltsames vor, so kann man gewiß sein, daß sie es nachäffen. Nun fiel

mir ein, daß ich durch einen glücklichen Zufall eine Flasche Chloroform in der Tasche trug. Ich zog sie heraus und that, als wenn ich daran röche, legte sie dann nieder, nahm sie wieder auf, roch nochmals daran, lehnte mich zurück und dehnte mich, als wollte ich meine Kraft versuchen. Beim Herkules! ich glaube, sie hielten es für ein Lebenselixir und dachten, ich würde wie ein zweiter Samson mich erheben. Auf ein Mal stipitzte Einer die Flasche fort und that einen langen Zug mit der Nase — plumps! lag er am Boden; der Zweite mußte es auch versuchen, und ich will mich hängen lassen, wenn es der Dritte nicht auch so machte. Ich sprang nun rasch auf, ergriff ihre Waffen — draußen war finstere Nacht und die Andern schnarchten alle — und so kam Ihr ergebener Diener glücklich davon."

„Das ist wirklich ein wunderbares Entkommen," sagte Frau Bingham.

„Sehr wunderbar," wiederholte Margaret kaltblütig.

Der Graf wandte sich um und verbeugte sich ehrerbietig gegen sie. „Ein anderes Mal entrann ich ebenfalls auf wunderbare Art, indem ich einen Häuptling überredete, daß die Seele seines Onkels in mich gewandert sei. Beim Himmel! da wurde es mir schwer, die Ehre abzulehnen, die sie mir zu erweisen gedachten. Sie wollten mich mit Oel und Fett einschmieren und mich mit Gewalt bei dem Stamme behalten."

„Ich würde doch Bedenken getragen haben, ihren heidnischen Aberglauben so zu benutzen, und sie dadurch

in ihren verkehrten Meinungen zu bestärken," sagte Frau Campbell in zweifelndem Tone.

„Aber, Frau Campbell, wenn er keinen andern Weg hatte, sein Leben zu retten?" entgegnete die freier gesinnte Frau Bingham.

Margaret's Lippen zogen sich zusammen, als wenn ein Gedanke, den sie nicht aussprechen mochte, ihr durch den Kopf führe.

„Ich vermuthe," nahm Frau Campbell wieder das Wort, „daß diese armen von Finsterniß umnachteten Seelen keinen Schimmer von Religion und keinen Begriff von Recht oder Unrecht haben."

„Keine Spur davon," versicherte Rosalba.

„Das möchte ich nicht annehmen," fiel ihm Marchmont in die Rede. „Ich denke mir, keine Nation und kein Stamm sei so entartet, daß nicht eine dunkele Vorstellung von Gott, von der Seele und von einer ewigen Fortdauer nach dem Tode sich erhalten hat."

„Sie glauben dies, weil es Ihren vorgefaßten Meinungen schmeichelt," versetzte Margaret. „Man hat aber wilde Stämme gefunden, zum Beispiel im Innern von Afrika, deren noch sehr niedrige Bildungsstufe meiner Ansicht nach sehr gegen Sie spricht."

„Das ist ein rein negativer Beweis," antwortete Marchmont; „alle positiven Beweise aber sprechen durchaus zu meinen Gunsten. Man kann nur wenig Gewicht auf das Zeugniß von Reisenden legen, welche die Sprache der Stämme, die sie besuchen, gar nicht oder nur unvollkommen kennen und überdies ganz andere Zwecke

verfolgen, als den, die religiösen Zustände eines Volkes zu erforschen. Auch muß ich Ihnen widersprechen, wenn Sie solche Wilde als auf einer noch sehr niedrigen Stufe der Bildung stehend bezeichnen. Ich möchte lieber sagen, sie seien zu einer niedrigen Stufe der Verkommenheit hinabgestiegen."

„Das ist eine rein willkürliche Annahme, eben so willkürlich wie die andere, daß Mangel an Beweis, den man höchstens behaupten kann, ein bloß negativer Beweis sei."

„Entschuldigen Sie, Fräulein Danvers, wenn ich entgegne, daß Ihre Behauptung auf Willkür beruht. Sowohl die Kirchengeschichte als die Profangeschichte spricht für meine Ansicht; und wenn es wirklich einige vereinzelte Stämme gibt, die keine Kenntniß von Gott haben, so läßt sich dies leicht durch die Annahme erklären, daß sie auf die Stufe der Thiere herabgesunken sind und ihre alten Ueberlieferungen vergessen haben. Sie werden es von Ihrem Standpunkte sehr schwierig finden, die positiven religiösen Begriffe zu erklären, welche bei den meisten heidnischen Nationen sich von den Voreltern auf die spätern Geschlechter vererbt haben."

„Das ist gar nicht so schwierig," erwiderte Margaret. „Solche Begriffe sind auf ähnliche Art entstanden, wie die Idee von Regierung, von bürgerlicher Ordnung und von den gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt. Man lehrte die Menschen an einen unsichtbaren Herrscher glauben, gerade wie man sie die Nothwendigkeit lehrte, sich einem sichtbaren zu unterwerfen. Solche

Ideen wurden von denjenigen erfunden, deren Interesse es erheischte."

„Das scheinen mir sehr gefährliche Ansichten zu sein," bemerkte Frau Campbell. „Was soll aus der christlichen Religion werden, wenn man behaupten will, daß die Idee von Gott erfunden worden sei? Ich finde das wirklich sehr anstößig."

„Ich dachte bei meinen Worten nicht gerade an die christliche Religion," antwortete Margaret ausweichend.

Marchmont war wohl der Ansicht, daß die Unterhaltung für eine so gemischte Gesellschaft einen zu ernsten Ton annehme, denn er ging nicht weiter auf die Sache ein.

„Die Bemerkungen, welche Fräulein Danvers macht, sind in hohem Grade geistreich und überraschend," versetzte der Graf mit Nachdruck.

„Ich räume gern ein," fuhr Margaret fort, ohne auf diese Schmeichelei im mindesten zu achten, „daß der menschliche Geist ein instinctmäßiges Verlangen hat, Etwas zu verehren; unglücklicherweise sucht er jedoch den Gegenstand seiner Verehrung eben so oft in der Tiefe als in der Höhe."

„Ich für meinen Theil muß gestehen," sagte Rosalba, indem er mit begeistertem Blicke um sich sah, „daß ich ein demüthiger und eifriger Verehrer weiblicher Schönheit bin. Mein Freund Marchmont wird ohne Zweifel in diesem Punkte mit mir übereinstimmen."

„Ich vermuthe, daß Lord Marchmont im Geheimen ein Verehrer der Sterne ist," bemerkte Margaret.

„Und der Dichtkunst," flüsterte Laura lächelnd ihrem Bräutigam zu.

„Und was verehrst du denn, Laura?" fragte Lord Marchmont, froh der Unterhaltung einen leichtern Anstrich zu geben, „Musik? Blumen? Welche der verschiedenen Stimmen, in denen die Schönheit der uns umgebenden Welt zu uns spricht, verstehst du am besten?"

„Ich glaube, daß Laura eine besondere Vorliebe für scheckige Ponies hegt," sagte Margaret.

Laura erröthete, und Marchmont sah etwas verlegen aus.

Caroline blickte erst scharf auf die Beiden und dann auf Margaret. „Jedenfalls," bemerkte sie, „ist Margaret's Vorliebe nicht unbekannt; denn kurz vorher, ehe Sie alle hereintraten, gestand sie offen, daß sie das Heldenthum verehre."

Um Laura Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß Carolinens Rache sie mehr schmerzte als die Beleidigung, die sie selbst erfahren hatte. Margaret's Gesicht blieb jedoch vollkommen ruhig, selbst als der Graf, augenscheinlich entzückt über Carolinen's Bemerkung, sie noch mehr hervorzuheben suchte.

„Ein prächtiger Gedanke!" rief er laut aus. „Der Held muß ein Anbeter der Schönheit sein, und die Schönheit sollte ihm dafür die Huldigung der Liebe darbringen, wie es unser unsterblicher Dichter Dryden so schön ausdrückt:

„Die liebliche Thais man neben ihm schaut,
Die Blüthe des Ostens im Schmucke der Braut.
Zum Preise der Schönheit ertönet es laut:
Selig, selig, selig Paar!
Nur der tapfere Held,
Der stets siegte im Feld,
Darf führen die Schöne zum Trau-Altar."

Das war ein wenig zu stark, da Margaret in allem Glanze ihrer orientalischen Schönheit gerade neben ihm saß. Ein unterdrücktes Kichern ließ sich in der Gesellschaft vernehmen.

Wenn diese kecke Liebeserklärung Margaret verdroß, so war sie doch zu stolz, dies merken zu lassen; sie erwiderte trocken: „Wenn ich einen echten Helden fände, würde ich ihn in der That verehren, aber ein falscher würde nicht leicht meine Gunst gewinnen. Die Welt hat immer Ueberfluß an großen Helden gehabt, welche in der Nähe besehen gewaltig zusammenschrumpfen."

Marchmont mochte wohl denken, daß die Gesellschaft jetzt genug von dem neuen „Löwen" gesehen habe; er erhob sich und bemerkte seinem Freunde, daß ihre Anwesenheit einige der Damen von ihrem Spaziergange abhalte. Nach mehrern zierlichen Verbeugungen und höflichen Redensarten ließ der Graf sich zuletzt bestimmen, mitzugehen.

„Ein sehr unterhaltender und ungewöhnlicher Mann!" sagte Frau Bingham, als die Thüre sich hinter ihnen schloß.

„Was hältst du von ihm, Caroline?" fragte Dorothea. „Sieht er nicht prächtig aus? Und was erzählt

er für köstliche Märchen! Was ist denn deine Ansicht, Margaret?“ Sie blickte im Zimmer umher, aber Margaret war bereits fortgegangen, nicht um dem heroischen Grafen zu folgen, sondern um die vergessene alte Tante aufzusuchen und ihren Blumentopf zu überreichen.

Fünftes Capitel.

Ein Tag der Freude.

„Die Hochzeit soll, wie ich höre, unmittelbar nach dem Wettrennen stattfinden; das würden noch etwa drei Wochen sein,“ sagte Harcourt zu Margaret, indem er in das kleine Wohnzimmer von Fairfield-Hof trat, seinen breitrandigen Filzhut ablegte und sich niedersetzte. „Sieh mich doch nicht so grimmig an, schöne Margaret, sonst fürchte ich, du nähmest das Vorrecht eines orientalischen Sultans in Anspruch, mich als Ueberbringer schlechter Neuigkeiten zum Tode zu verurtheilen.

„In drei Wochen also!“ rief Margaret und blickte hinaus auf die weite Meeresfläche. „O mein geliebter Bruder, du bist nicht zurückgekehrt, wie meine zärtliche Liebe hoffte!—und doch durchglühte diese Hoffnung meinen Busen so mächtig, daß ich sie wie unfehlbare Gewißheit empfand.“

„Und wenn er zurückgekehrt wäre,“ versetzte Harcourt, „was hätte es genützt? Ist nicht seine Geliebte jetzt die Braut eines Andern?“

„Was es genützt hätte?“ erwiderte Margaret. „Laß Theodor nur zurückkehren, so hoffe ich noch Alles! War er nicht die erste, die echte Liebe ihres Herzens? Laura ist schwach, aber nicht untreu; sie lebt allerdings für die Gegenwart und würde wegen eines abwesenden Geliebten sich nicht abhärmen. Bliebe er zu lange fort, und dächte sie, er würde nicht wiederkehren, so würde sie nicht ihr ganzes Leben seinem Andenken aufopfern, wie ich wohl vermöchte, wenn ich wahrhaft liebte. Es fehlt ihrer Liebe an der wahren Beständigkeit. Laura ist weder ein starker noch ein hochherziger Charakter; doch hat sie ein liebevolles, sanftes Herz. Theodor liebt sie innig, und in seinen Augen ist sie mit allen Eigenschaften geschmückt, die seine Liebe an ihr zu finden wünscht. Seine Glückseligkeit ist an den Besitz ihrer Hand geknüpft, und deshalb hängt auch mein künftiges Glück davon ab. Kannst du nur einen Augenblick glauben, daß Marchmont's abgemessene Zuneigung mit Theodor's glühender Liebe einen Vergleich aushielte? Meinst du, daß Marchmont, der den Gegenstand seiner Neigungen immer unter das Mikroskop bringt, in Theodor's Gegenwart noch den Namen eines Liebhabers verdienen würde? Nein, seine kühle Liebe würde wie der Schein einer Kerze vor der rückkehrenden Sonne verschwinden!“

„Aber hat denn Laura mehr gefühlt als mädchenhafte Dankbarkeit für knabenhafte Zuneigung?“ fragte Harcourt.

„Mädchenhafte Dankbarkeit und knabenhafte Zuneigung! Ich sage dir, es war Liebe, tiefe glühende Liebe,

wie sie nur jemals jugendliche Herzen entzündet hat! Laura und er haben sich im Geheimen ewige Treue gelobt. O, nie werde ich die Stunde ihrer Trennung vergessen! Sie kam hierher, um ihm heimlich Lebewohl zu sagen; ihr Schmerz war so leidenschaftlich wie der seinige, und als er sich losgerissen hatte, lag sie noch eine volle Stunde weinend in meinen Armen."

„Du denkst aber nicht an Marchmont's große Besitzungen, sein fürstliches Schloß und die werthvollen Geschenke, die er an sie verschwendet. Laura ist keineswegs gleichgültig dagegen. Alles dies mag in ihren Augen den Mangel an Liebesgluth nicht ganz aufwiegen; doch du kannst versichert sein, ein Liebhaber mit solchen Vorzügen erscheint nur um so anziehender. Sie wäre keine echte Bingham, wenn sie nicht Geschenke liebte; alle Bingham's sind käuflich oder bestechlich, die Männer sowohl wie die Weiber."

„Laura steht in mancher Beziehung höher wie die Andern," wandte Margaret ein.

„Sie schlägt auch nicht aus der Art," erwiderte er. „Zudem ist Laura Bingham ein echtes Weib, und wenn sie auch nicht gerade Geld liebt, so liebt sie doch schöne Kleider und Wagen, Gesellschaften und Huldigungen. Aus diesem Grunde liebt sie auch den Mann, der im Stande ist, all ihre Launen zu befriedigen, während zugleich seine Persönlichkeit ihrem Geschmacke genügt; und ihre Launen sind theuere Launen, wofür Marchmont zahlen kann, was jedoch Theodor nicht könnte. Runzele nicht die Stirne, Margaret, — ich weiß wohl, daß es auch

Weiber gibt, die über die Denkungsart gewöhnlicher Naturen erhaben sind; wenigstens kenne ich ein solches Weib."

„Du glaubst nicht, daß ein Weib wahrhaft lieben kann, und ich hasse dich darum, Frederic."

„Nein, das habe ich nicht gesagt. Aber die Liebe des Weibes ist mehr ein liebendes Verlangen, geliebt zu werden. Es liegt einmal in ihrer Natur, und wer in der vortheilhaftesten Lage ist, seine Liebe in gefälliger Weise zu zeigen, führt sicherlich die Braut heim, besonders wenn sie so manche kostspielige Launen hat. Ich würde jedoch nicht gewagt haben, Margaret, deinen Zorn herauszufordern und so viel zu sagen, wenn ich nicht gute Nachrichten hätte, um dich zu versöhnen."

„Welche gute Nachrichten kann es für Margaret geben, außer Theodor's Rückkehr?" erwiderte sie, richtete den Kopf empor und heftete ihre unvergleichlichen Augen fest auf ihn.

Harcourt gab keine Antwort, sondern sah sie an und lächelte.

„Er lebt!" rief sie aus.

„Der Stern hat nicht gelogen," war die Antwort.

Margaret sprang von ihrem Sitze auf; ihre Augen strahlten vor wilder Freude, die ihr ganzes Wesen erfüllte. Sie schlang ihre Arme um den Hals ihres Vetters und drückte ihn an ihre Brust, ohne in ihrem stürmischen Entzücken zu wissen, was sie that. Sie besann sich jedoch rasch, trat erröthend einen Schritt zurück und schüttelte stolz ihre dunkeln Locken. „Verzeihe mir, lie-

ber Frederic, aber die Freude bringt mich ganz von Sinnen."

„Dir verzeihen!" erwiderte er mit ernster und fast gerührter Stimme, „weil du einen Augenblick deine Kälte und Abneigung gegen mich vergessen hast? Leider ist deine Selbstbeherrschung zu bald wiedergekehrt! Ich weiß recht wohl, daß dies Zeichen von Liebe deinem Bruder galt, und nicht mir. O möchte mir, theuerste Margaret, nur der zwanzigste Theil der schwesterlichen Liebe zu Theil werden, womit dies unschätzbare Herz zu beglücken vermag."

„Fürwahr, in diesem Augenblicke liebe ich Alles," rief sie aus, „nicht nur dich, der mir diese Freudenbotschaft gebracht, auch die Bäume, die Blumen, den blauen Himmel und den geheimnißvollen Ocean, den ich niemals hassen konnte, obgleich die Menschen sagten, er sei Theodor's Grab. O Frederic! mein Leben müßte jetzt ganz Gesang und Poesie sein, um diese unbezwingliche Freude auszuströmen." Sie preßte ihre Hände vor die Brust, als wollte ihr Herz vor Uebermaaß des Glückes zerspringen. „Ich könnte ein Tambourin nehmen und tanzen und singen; ruhig zu bleiben vermag ich nicht!"

Es war ihr nicht möglich, jetzt schon weitere Fragen zu stellen; sie flog zu ihrer Harfe und spielte aus dem Stegreife eine wilde und leidenschaftliche Melodie. Die Musik hatte die Kraft, ihre aufgeregten Gefühle wieder in's Gleichgewicht zu bringen. Sie wurde allmälig ruhiger; endlich war der Freudenrausch verflogen, die Harfe entglitt ihren Händen und sie blickte nach ihrem Vetter, der ihr in stiller Bewunderung zugesehen hatte.

Er zog einen Brief hervor und reichte ihr denselben hin. „Er ist von Valdivia, wie du siehst; Theodor hat bereits früher, unmittelbar nach seiner glücklichen Landung, ein paar eilige Zeilen geschrieben. Dieselben sind offenbar verloren gegangen, und bei diesem Briefe ist auch eine unerklärliche Verzögerung eingetreten."

Margaret überlas immer von Neuem den Brief, der die Einzelheiten einer wunderbaren Rettung enthielt. Theodor war allein von der ganzen Schiffsmannschaft am Leben geblieben und hatte anfangs bei den Indianern des Feuerlandes gastfreundliche Aufnahme gefunden. Später hatte er sich bis nach Valdivia durchgeschlagen, von wo er diesen Brief an Harcourt geschrieben. Den früheren Brief, der an seine Schwester gerichtet war, hatte er dem Capitain eines nach Rio Janeiro bestimmten Schiffes übergeben, dieses Schreiben war aber in Folge von Irrthum oder Versäumniß gar nicht angekommen. Margaret sah nochmals nach dem Datum, welches sie in ihrer Ungeduld nicht genau beachtet hatte. Der Brief war bereits mehrere Monate alt.

„Er kann jeden Tag ankommen," rief sie aus; „aber wo ist der Schluß? der Brief bricht plötzlich ab. Ich finde gar keine Unterschrift."

Harcourt nahm den Brief und suchte, oder that wenigstens, als suche er nach der Unterschrift. „Es ist wirklich keine da; der Inhalt des Briefes und der Gedanke an deine Freude verwirrte mich dermaßen, daß ich dies ganz übersehen habe."

Margaret ließ sich den Brief nochmals geben. „Es

ist auffallend," sagte sie; „man sollte meinen, er hätte noch ein Blatt beschrieben und vergessen, es mit dem andern zusammenzufalten." Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß Harcourt gelogen haben könne.

Margaret blickte noch einige Minuten auf den Brief, sah dann plötzlich auf und sagte: „Ich höre Fräulein Cook die Treppe herunterkommen; sage ihr kein Wort von dem Briefe und sprich auch sonst mit keinem Menschen davon. Vielleicht würde man die Heirath um so mehr beschleunigen, wenn es bekannt würde, daß Theodor so bald schon zurückkehrt. Komm, Frederic," setzte sie hinzu, „ich bin noch nicht ruhig genug, um jetzt bei Fräulein Cook sitzen zu können. Ich muß auf das Wasser, wo mich nur Himmel und Meer umgibt, und eine frische Brise mir in's Gesicht weht — ich sehne mich nach Licht, Luft und Freiheit."

Eine halbe Stunde später konnte man ihr Boot unter dem Schutze der Küste liegen sehen, an einer Stelle, wo ein hohes und steiles Vorgebirge in das Meer auslief. Durch das unaufhörliche Anschlagen der Meereswogen hatten sich Gruben und Höhlungen in dem Felsen gebildet, worin die Wellen bei stürmischem Wetter arg hauf'ten. Dieser Küstenstrich war Margaret's Lieblingsplatz. Dort konnte sie stundenlang weilen und die magische Beleuchtung des Oceans im Schatten der Felsen betrachten. sein tiefes Grün, der Farbe des Turmalins gleich, bewundern und seinen beständigen Kampf mit dem Vorgebirge anstaunen, gegen welches eine mächtige, gleichsam lebende Gewalt seine Wogen zu schleudern schien. Wenn

diese Stimmung über sie kam, pflegte Harcourt sie allein zu lassen oder ihre Lieblingslieder ihr vorzusingen, und bisweilen beglückte sie ihn dann durch die Bitte, ein Stück zu wiederholen. Oder sie führten auch wohl ein lebhaftes Gespräch über irgend ein phantastisches oder philosophisches Thema, bis der sinkende Tag sie erinnerte, daß es Zeit sei, in die Gesellschaft der Menschen und unter ein schirmendes Obdach zurückzukehren. Es fiel Margaret nicht ein, daß die Welt ihre Lebensweise tadeln, daß man glauben könne, sie sei zu viel in Gesellschaft eines nicht mit ihr verlobten Liebhabers, wenn dieser auch ihr Vetter war. Für Margaret war die öffentliche Meinung ein verächtlicher Tyrann, dem sie Trotz bot.

Harcourt war der einzige gebildete Gesellschafter in ihrem Bereiche. Hätte er nicht große Verstandesgaben und einen gebildeten Geist besessen, so würde ihr seine Gesellschaft, statt angenehm, nur lästig gewesen sein, und sie würde ihn gar nicht in ihrer Nähe geduldet haben. Wie er war, gewährte er ihrem Verstande Unterhaltung, ohne jedoch ihr Herz zu fesseln. Seine Ansichten waren, gleich den ihrigen, frei und durch keine Glaubensregel gezügelt; er war in der That in höherm Grade religionslos als Margaret. Er hatte ein durch und durch verhärtetes und ungläubiges Herz, während das ihrige nur verkehrt und vom rechten Wege abgelenkt war. Wie sie, war er ohne Grundsätze und ohne Pflichtgefühl; dabei mangelten ihm aber die hochherzigen und edelmüthigen Gesinnungen, die in der Regel Margaret's Handeln bestimmten. Er glaubte nicht an wahre Tugend, und das weibliche

Geschlecht verachtete er gründlich, mit Ausnahme von Margaret, die er nach seiner Art anbetete. Seine besten Gefühle waren in der That mit der Liebe zu seiner schönen Cousine verschmolzen, und obgleich seine Liebe nur die eines selbstsüchtigen und grundsatzlosen Mannes war, so hielt sie doch, so lange sie durch Hoffnung genährt wurde, seine bösen Neigungen im Schach.

Margaret's Kleidung war etwas seltsam; sie bestand in einer Fischerjacke über einem Kleide von schwerem, grobem Wollenzeug. Ihr Kopf war mit einer Fischermütze von dunkelblauem Tuch bedeckt, unter welcher ihr Rabenhaar hervorquoll und in dicken glänzenden Locken auf ihre Schultern fiel. Nur wenige Mädchen würde dieser Anzug vortheilhaft gekleidet haben; Margaret sah recht gut darin aus und glich einem schönen griechischen Schifferknaben. Sie trug diese halb männliche Kleidung eben so sehr aus Gefallen daran, als wegen der Bequemlichkeit, die sie als Grund angab.

„Erzähle mir," sagte Harcourt, welcher dann und wann das Ruder einsetzte, um das Boot in angemessener Entfernung von den Felsen zu halten, während Margaret im Hintergrunde des Bootes am Steuerruder saß; „erzähle mir noch mehr von der Liebesgeschichte Marchmont's mit der schönen Laura. Und erkläre mir, was mir schon so lange ein Räthsel ist: daß dein Zorn mehr gegen ihn als gegen sie gerichtet scheint; ich meine doch, wenn Einer von Beiden Tadel verdient, so ist es gewiß die treulose Braut."

„Laura war allerdings treulos," erwiderte Margaret,

„aber Ferdinand ist ein Verräther! Theodor und er waren Gespielen von Jugend auf; sie wurden fast von der Wiege an zusammen erzogen. Als Theodor aus Indien herüberkam, war er noch ein Kind und sehr schwächlich. Der bejahrte Verwandte, dessen Aufsicht er übergeben war, fühlte sich entweder durch die Pflege des Kleinen beläftigt oder war der Ansicht, daß die Landluft ihm wohlthätig sei. Wahrscheinlich glaubte er das Letztere, da sein Haus mitten in der Stadt gelegen war. Mein Bruder wurde daher einer Pächtersfrau zur Pflege übergeben, und diese war zugleich Amme des jungen Marchmont, dessen Vater sich damals als Gesandter in Spanien aufhielt."

„Ich wußte, daß Theodor und er von der Knabenzeit her befreundet waren," antwortete Harcourt, „aber ich höre zum ersten Male, daß ihre Bekanntschaft schon so früh begann. Ich glaube übrigens nicht an die Unauflöslichkeit solcher frühen Freundschaftsbündnisse; der Zufall stiftet sie und Umstände lösen sie auf. Auch wäre es sehr hart, wenn ein junger Mann, nachdem mehrere Jahre verstrichen sind, nicht an eine Dame denken dürfte, weil ein Freund, der wahrscheinlich todt ist und jedenfalls für verloren gehalten wird, sie einst bewundert hat. Diese Moral deucht mir etwas strenge, Margaret."

„Jahre waren noch nicht verstrichen," antwortete seine Cousine. „Lord Marchmont kannte auch nicht bloß vom Hörensagen Theodor's Liebe; er war der Vertraute derselben, und als Theodor abreis'te, legte er seine Herzensangelegenheit in seines Freundes Hände. Er versprach,

— der Verräther! — über seines Freundes Schatz zu wachen, Laura sorgfältig wie eine theuere Schwester zu behüten und Andere von ihr fern zu halten. Die Freundschaft, welche zwischen ihm und meinem Bruder bestand, sollte ihm das Recht geben, oft mit ihr von dem entfernten Geliebten zu sprechen."

„Ein gefährliches Amt!" bemerkte Harcourt.

„Nicht für ein edeles Gemüth," erwiderte Margaret, indem sie unwillig ihre dunkeln Locken schüttelte; „ein edeler Mann würde die niedrige Versuchung abgewiesen haben, aber der Mann voll Religion und voll Pflichtgefühl fand sie für seine Kraft zu schwer! Ich glaube wohl, daß er anfangs die besten Vorsätze hatte und sogar die romantische oder vielleicht eitele Idee hegte, die Geliebte seines Freundes durch seinen Unterricht noch zu vervollkommnen. Laura hatte das nöthig, — denn wenn sie auch einen feinen Anstand und einige Fertigkeiten besitzt, so fehlt es ihr doch, wie allen Mitgliedern ihrer Familie, durchaus an Erziehung."

„Schöne junge Damen zu unterrichten, ist, wie das Sprichwort sagt, von Anbeginn der Welt gefährlich gewesen," versetzte Harcourt.

„Das mag sein," fuhr Margaret fort, „aber unter dem Schutze eines so heiligen Versprechens und bei dem Vertrauen, das ein so hingebender und so wenig argwöhnischer Freund in ihn gesetzt, hätte höchstens für den Frieden seines eigenen Herzens Gefahr entstehen dürfen."

„Ich vermuthe, er konnte nicht widerstehen, als er fand, daß er auf Laura Eindruck gemacht," antwortete

Harcourt; „damit werden ihn wenigstens gutmüthige Leute zu entschuldigen suchen.“

„Er konnte nicht widerstehen! Wenn die Versuchung zu unwürdigem Handeln zu stark ist, bleibt immer noch ein Ausweg übrig,“ sagte Margaret stolz.

„Und der wäre, meine schöne Cousine?“

„Lieber sich das Leben zu nehmen, als ehrlos fortzuleben.“

Hier lachte Harcourt aus vollem Halse. „Denke dir nur,“ rief er aus, „ein junger Mann, der so glücklich ist, dreißigtausend Pfund jährlicher Renten und das Herz einer schönen Dame zu besitzen, die er liebt, soll sich das Leben nehmen, — weil ein Freund, der zur Zeit bei den Antipoden ist, sie zufällig liebte und so grausam war, ihm dies zu erzählen!“

„Ich glaube wohl, daß Lord Marchmont ebenso gedacht hat. Sein Freund war weit entfernt, die Versuchung war nahe. Vielleicht mochte jener gar nicht zurückkommen, und dann konnte Niemand ihm Vorwürfe machen; höchstens konnte die Erinnerung an seine eigene Niederträchtigkeit ihn quälen. Dann kam der lange und schreckliche Zeitraum der Ungewißheit, das Ausbleiben aller Nachrichten — o, wie wuchs da mein Haß gegen ihn! ich wußte ja, sein heißester Wunsch mußte sein, daß Theodor niemals zurückkommen möchte. Kurz nachdem das verworrene Gerücht von dem Schiffbruch hierher gelangt war, wurde die Verlobung öffentlich erklärt.“

„Deine Freundschaft gegen Laura erkaltete vermuthlich, als du ihre wachsende Zuneigung bemerktest?“

„Wie konnte das anders sein? Ich war ihr vorher Alles gewesen. Ihren Schwestern vertraute sie niemals ein Geheimniß an. Sie kam oft zu mir; dann lehnte sie stundenlang ihren Kopf an meine Schulter, weinte und sprach nur von Theodor. Ich malte, um sie zu überraschen, nach der Erinnerung sein Portrait und zwar in der Seemannskleidung, die er beim Abschiede trug; aber sie hat es nie gesehen und wird es nie sehen. Sie wußte recht wohl, was ich von ihr dachte, als ihr Herz anfing, sich einem Andern hinzugeben; sie fürchtete mich und wich mir aus. Sie hält mich für viel mehr aufgebracht, als es mir im Herzen möglich ist, — sie ist ein schwaches Wesen! Ihre Familie wollte ein Mal diese Verbindung, und Laura wußte, daß diese nicht leicht in ihre Verheirathung mit meinem Bruder willigen würde; sie schwankte und gab endlich nach, und jetzt hält sie meinen Bruder für todt. Alles ist nun vorbei und vergessen, denn Ferdinand ist jung, hübsch und reich — und liebt sie."

Margaret schwieg, und Harcourt deutete auf ein Boot in der Entfernung.

„Dort ist der Mann, von dem wir sprechen, und der Graf mit ihm!" sagte er.

„Dieser unverschämte Abenteurer — denn dafür halte ich ihn — wird mich noch dahin bringen, ihn geradezu zu beleidigen," bemerkte Margaret. „Zweimal hat er die Frechheit gehabt, mich besuchen zu wollen. Ich hatte schon das erste Mal an seiner Gesellschaft genug und fand, daß er von der Geographie Süd-Amerika's, wo

er gewesen sein will, durchaus nichts wußte. Als er zum zweiten Male sich melden ließ, sandte ich Fräulein Cook zu ihm hinab, und ließ mich selbst gar nicht sehen. Für Letztere war seine Gesellschaft ein großes Vergnügen, aber wie er mit ihr zufrieden war, weiß ich nicht."

„Es ist ein sonderbarer Mensch," versetzte Harcourt; „zuweilen spiele ich auf dem Schlosse eine Partie Billard mit ihm. Ich glaube, ich wüßte ein Mittel, dich von ihm zu befreien."

„Bitte, sag' es mir, und ich werde dir dankbar sein."

„Ich sah, wie er vor einigen Tagen Marchmont beim Kartenspielen ganz kaltblütig betrog," fuhr Harcourt fort.

„Wie konntest du dazu stillschweigen, Frederic? Ich würde ihn auf der Stelle bloßgestellt haben, wenn ich es gesehen hätte. Aber sie kommen gerade auf uns zu. Laß uns mit dem Boot in die Tritonshöhle einlaufen."

„Es ist heute nicht ruhig genug," wandte Harcourt ein.

Zu der Höhle, der Margaret diesen Namen gab, führte ein schmaler Canal, den die See ausgehöhlt hatte, und der sich allmälig zu einem geräumigen, kreisförmigen Gemache erweiterte, von dessen Decke Stalaktiten in allerlei phantastischen Formen herabhingen. Bei Mondlicht gesehen, glänzte diese prächtige Halle wie der Palast eines Zauberers, und Margaret, deren lebhafte Einbildungskraft gern in solchen Scenen schwärmte, und die durchaus keine Furcht kannte, fühlte sich stets auf eigenthümliche Weise nach dieser gefährlichen Höhle hin-

gezogen. Doch vermochte sie nur selten Harcourt zu bewegen, daß er sie dahin begleitete.

„Wir sind ja auf dieser Seite des Vorgebirges unter dem Winde," drängte Margaret; „der Wind kommt vom Lande her, und die See geht nicht hoch, wie du siehst."

„Die Fluth steigt," versicherte Harcourt, „und wenn der Wind stärker werden oder sich drehen sollte, was sehr wahrscheinlich ist, so würde unsere Rückkehr aus der Höhle schwierig, wenn nicht unmöglich werden. Wir würden vielleicht unter großer Gefahr darin bleiben müssen, bis die Fluth nachließe."

„Thorheit!" entgegnete Margaret; „welche Gefahr könnten wir laufen während der kurzen Zeit, daß wir dort verweilen?"

„Ich muß mich entschieden weigern, uns dieser Gefahr auszusetzen, wie groß oder gering dieselbe sein möge," erwiderte Harcourt; „du weißt, ich bin deinen Wünschen nie entgegen, als wenn deine Sicherheit gefährdet wird, die für mich zu theuer ist, um sie auf's Spiel zu setzen."

Er hätte füglich hinzusetzen können „und meine eigene Sicherheit," denn sein Muth war nicht sehr groß, obschon er eifrigst beflissen war, dies der muthigen Margaret zu verbergen.

„Ueberdies," sagte er, „bemerken uns die beiden Herren gar nicht. Rosalba spielt auf der Guitarre zur Unterhaltung der Bootsleute und der Seemöven, und der immer fleißige Marchmont ist mit Lesen beschäftigt. Wenn

du in deiner jetzigen Stellung, mit dem Rücken ihnen zugewendet, sitzen bleibst, so wird der Graf nicht einmal bemerken, daß eine Dame in unserm Boote ist."

Rosalba's Stimme, welche wirklich voll und wohlklingend war, wenn er sang, tönte jetzt begleitet von den sanften Klängen der Guitarre über die Wellen. Margaret vernahm die abgebrochenen Worte einer spanischen Ballade, während das Boot in geringer Entfernung vorüber fuhr.

„Dort ziehen sie hin, der Betrüger und der Betrogene," bemerkte Harcourt, während die Töne verklangen.

„Wie gern hätte ich jene magischen Hallen von einem lauten Jubelgesange widerhallen lassen!" sagte Margaret. „Es ist ein herrliches Vergnügen, in der Tritonshöhle zu singen und sich einzubilden, man wäre mit der übernatürlichen Stimme einer Sirene begabt. Da ich aber meinen Willen nicht haben kann, so laß uns nach Hause zurückkehren. Ich habe keine Lust, hier zwecklos umher zu fahren."

„Ich bin's zufrieden," antwortete Harcourt, und bald lief, durch seine kräftigen Ruderschläge getrieben, das Boot in die kleine grüne Bucht ein, in deren Nähe ein feenhaftes Landhäuschen, Margaret's stille Wohnung, stand.

Sechstes Capitel.

Die neue Verwandte.

Der Tag vor jenem Donnerstage, den Frau Bingham für ihre Mittagsgesellschaft bestimmt hatte, verfloß

für sie und ihre Töchter noch müßiger als gewöhnlich. Frau Bingham, wie zum Spaziergange angezogen, schritt in das Gesellschaftzimmer und wieder hinaus, schlenderte in das Gewächshaus und von da in den Garten, und machte nichtssagende Bemerkungen gegen Jeden, der in ihre Nähe kam. Dorothea kicherte und lachte mit Tom in dem kleinern Zimmer neben dem Gesellschaftsaale. Er zeichnete zu ihrer Unterhaltung Carricaturen von der neuen Schwägerin, die er nur einmal gesehen hatte. Caroline befand sich während des größern Theils der Morgenzeit im obern Stock, versuchte neue Kleider und ließ Veränderungen daran vornehmen. Nur die beständige Laura setzte ihre täglichen Uebungen fort; sie war die am wenigsten müßige in der Familie, und obgleich ihre Arbeiten nicht weniger nutzlos waren, als die der meisten englischen Damen sind, so sah man sie doch fast immer auf eine oder die andere Art beschäftigt. Frau Rumford, wie gewöhnlich in ihrem Armstuhle sitzend, richtete an die herein und hinaus Eilenden ärgerliche Fragen, welche theils ganz unberücksichtigt blieben, theils so flüchtig beantwortet wurden, daß sie nichts verstand, was nur dazu beitrug, die Mißstimmung der alten Dame zu erhöhen. Frau Campbell machte bald nach dem Frühstücke die Bemerkung, daß Frau Bingham's Geist etwas abwesend war, und ihr Körper eine Neigung zu zwecklosen Wanderungen hatte, wobei die Gesellschaft ihres Gastes überflüssig erschien. Sie ergriff daher eine Gelegenheit, sich in ihr bequemes Schlafzimmer zurückzuziehen, wohin sie ihre bei-

den Töchter mit nahm. Frau Campbell legte großen Werth darauf, daß Agnes und Sophia den größern Theil des Tages über ihr Haar en papillote trugen, da das Wetter feucht war, und Agnes mit einem Stirnbande nach ihrer Meinung abscheulich aussah, während Locken ihrer jüngern Schwester entschieden gut standen. Weil die Mutter so dachte, war natürlich Sophia anderer Meinung; sie lehnte sich im Herzen gegen diese beengende Herrschaft auf und sehnte sich nach der Freiheit, welche die jungen Binghams genossen.

Um ihre Töchter in ihrer morgendlichen Zurückgezogenheit zu unterhalten und um zugleich deren Geist zu bilden, las Frau Campbell ihnen eine umfangreiche Novelle religiöser Tendenz vor. Agnes saß dabei, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, und hörte ehrfurchtvoll zu, wenn auch ohne sonderliches Interesse. Sophia dagegen stand mit der Arbeit in der Hand am Fenster und blickte auf den Fahrweg hinaus. Sie achtete eben so wenig auf das, was ihre Mutter vorlas, wie auf das Summen einer großen Fliege, die gegen das durchsichtige Hinderniß kämpfte, welches das Fenster ihrem Fluge in's Freie entgegen stellte. Ihr Herz war in dem untern Zimmer, von wo aus Dorothea's und Tom's fröhliches Lachen zuweilen heraufschallte. Fröhlich waren die Beiden ohne Zweifel, aber die Entfernung ließ ihr Lachen noch fröhlicher erscheinen.

Wie bald nach dem zweiten Frühstück Robert und seine Frau ankommen würden, war ungewiß. Frau Bingham wollte daher ihren gewöhnlichen kurzen Spaziergang

nicht machen, aus Furcht, sie möchte abwesend sein, wenn das junge Paar ankäme. Auch erwartete sie ihren Gemahl von London, wo derselbe nach Beendigung der Jagdzeit einen großen Theil seiner Muße zuzubringen pflegte. Herr Bingham war nämlich, wenn auch kein junger Mann mehr, doch noch ein unermüdlicher Jäger. Unter diesen Umständen konnte Frau Campbell sich nach dem zweiten Frühstück wieder zurückziehen. Sie hielt dies auch darum für angemessen, weil es sich darum handelte, daß eine junge Dame ihre neuen Verwandten kennen lernen sollte.

Herr Bingham langte vor dem neuvermählten Paare an. Er war ein großer, magerer, starknochiger Mann; die Schönheit seiner Kinder war eine Erbschaft seiner Frau, die in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen war. Zudem galt er allgemein für einen langweiligen Menschen.

Ist jemand im Stande, genau zu erklären, was eigentlich ein „langweiliger Mensch“ ist? Jedermann erkennt das Individuum bei der ersten Begegnung; aber wer kann die charakteristischen Merkmale dieser Gattung genau angeben? Es ist nicht Beschränktheit, denn viele beschränkte Personen sind nicht „langweilig.“ Es ist auch nicht Geschwätzigkeit, denn manche einfältige Menschen schwatzen viel, ohne gerade zu langweilen. Wenn Niemand also das Wesen eines „langweiligen Menschen“ zu bestimmen vermag, so mag es auch mir verziehen werden, wenn ich nicht näher erkläre, weshalb Herr Bingham dafür gehalten wurde. Ich kann nur sagen, daß er viel sprach und daß er eine gewisse Manier hatte, Jedermann empfinden zu lassen, er könne seinem Ge-

schwätze nicht entgehen, — und dies ist vielleicht eine so gute Beschreibung des in Frage stehenden Geschöpfes, dieses ausschließlichen Erzeugnisses der civilisirten Welt, als überhaupt gegeben werden kann.

Nachdem Herr Bingham seine Hände am Feuer gewärmt und diese Operation mit einem Geräusch seiner Lippen begleitet hatte, das dem Brausen eines Kessels mit siedendem Wasser nicht unähnlich war, gab er seiner Frau einen wild durcheinander geworfenen Bericht von seinen Erlebnissen in London, von den Bekannten, die er in den Clubs getroffen, von dem, was man über das neue Ministerium sage, und von andern Klatschereien und Tagesneuigkeiten, vor Allem aber die umständliche Beschreibung eines neuen Jagdpferdes, welches er gekauft hatte.

„Das ist etwas früh im Jahre," krächzte Frau Rumford, während sie von ihrer Kammerfrau Lucy nach ihrem eigenen Zimmer gerollt wurde, wo sie bis zum Mittagessen der Ruhe pflegen sollte. „Sie müssen es den ganzen Sommer füttern, und da frißt es wenigstens so viel als es werth ist."

„Die alte Dame fängt an etwas unangenehm und geizig zu werden," bemerkte Herr Bingham, als sich die Thüre schloß. „Ich wäre ein Narr gewesen, das Pferd nicht zu kaufen, da ich es bekommen konnte. Es wäre bis zum Herbst längst fort gewesen. Lord Robert Moreton hatte es gesehen und fand großes Gefallen daran, und Sir Ralph Granger würde das Thier auf jeden Fall gekauft haben, wenn ich es nicht gethan hätte. Während

diese Herren zauderten und wegen des Preises handelten, trat ich dazwischen und überbot sie. Es war freilich eine hübsche, runde Summe; aber das Thier ist sie werth, und ich kann sie jeden Augenblick wieder dafür bekommen."

„Es wäre Schade gewesen, wenn du das Pferd nicht bekommen hättest," meinte Frau Bingham, die es gar nicht für möglich hielt, sich die Befriedigung irgend eines Wunsches zu versagen.

„Morgen kommt es mit der Eisenbahn hierher," fuhr Herr Bingham fort. „Ich werde es in einen besondern Stand stellen. — Was ist das?" fragte er, sich plötzlich unterbrechend, indem er einen an ihn gerichteten Brief aufnahm, der auf dem Tische lag.

„Oh, es ist nur eine Schneiderrechnung. Ich habe sie geöffnet; — sie kam vorigen Montag. Es ist recht lästig, von dem Manne so gequält zu werden! Er hat noch einen unverschämten Brief dazu geschickt, worin er sagt, er hätte vorher schon einmal geschrieben. Ich begreife nicht, daß er sich nicht schämt, uns daran zu erinnern, wie zudringlich er gewesen ist. Ich glaube, es wäre am besten, du bezahltest ihn; wir bekommen sonst nach einiger Zeit wieder einen Brief."

„Fünf und dreißig Pfund, Betrag der alten Rechnung. Hm! Das kommt zu sehr ungelegener Zeit. Er muß warten," murmelte Herr Bingham, während er das Papier durchlas. „„Mein Herr, ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie diese kleine Rechnung berichtigen wollten."" — Lästiger Mensch! wenn sie klein ist, wes-

halb braucht er dann so dringend zu sein? „„Ich habe eine starke Familie, und das mag mir als Entschuldigung dienen, wenn ich Sie zu belästigen wage.““ — Eine starke Familie! wenn es darauf ankommt, die habe ich auch.“

„Ich wollte, du gäbest deine Aufträge immer den großen Geschäftsleuten in London,“ sagte seine Frau; „sie sind viel gefälliger und rücksichtvoller. Diesen kleinen Handwerkern auf dem Lande fehlt Takt, Lebensart und Alles.“

„Er hat mir meinen Jagdrock ganz abscheulich gemacht,“ fuhr Herr Bingham fort; „es ist ein so elendes Machwerk, daß er verdiente, gar nicht bezahlt zu werden. Ich dächte,“ fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu, „Tante Rumford könnte das Geld vorstrecken, wenn es doch einmal bezahlt werden muß; aber jetzt kann ich mich nicht damit befassen.“

„Tante Rumford hat kürzlich erst hundert Pfund für Laura's Ausstattung hergegeben. Ich will mit ihr über die Rechnung sprechen, aber ich möchte es nicht gern so bald schon thun, — und dann, weißt du, hat sie für Robert's Offizierstelle bei der Garde bezahlt.“

Hier stockte Frau Bingham; denn obgleich sie eben so gern von der Tante etwas annahm, wie ihr stets geldarmer, habsüchtiger und verschwenderischer Gatte, so war sie doch vermöge ihres sanften Wesens ein wenig zartfühlender in Bezug auf die Art und Weise, solche Geschenke zu erpressen.

„O, wenn das der Fall ist,“ erklärte Herr Bingham

ruhig, „so ist die Sache leicht in Ordnung zu bringen. Was kommt darauf an, wofür die hundert Pfund verwendet werden? Sie sind uns ja geschenkt; also bezahle auf jeden Fall den Mann davon. Marchmont kann leicht für Laura so viel Spitzen und Pelzbesätze anschaffen, als sie nöthig hat, und Tante Rumford braucht nichts davon zu wissen. Mein Vorschlag ist: — kaufe einige hübsche Sachen, putze das Mädchen heraus, soviel es der Anstand erfordert, und den übrigen Theil der Garderobe, der nicht gesehen wird, richte so einfach wie möglich ein. Warum sollte ich für die Ausstattung meiner Tochter so viel Geld ausgeben, da sie einen Mann heirathet, der sich im Reichthum wälzt? Das würde wirklich pedantisch und lächerlich sein."

Was Herr Bingham eigentlich unter „pedantisch" verstand, ist schwer zu sagen; allein es war ein Lieblingsausdruck von ihm, und vermuthlich dachte er sich auch irgend etwas bei dem Worte.

„Tante Rumford's Angelegenheiten," fuhr er fort, — er hätte eigentlich sagen sollen: meine eigenen — „machen mir viel zu schaffen. Sie hätte das Geld, das sie für Robert's Equipirung vorschoß, eben so wohl schenken können, ohne es zu missen. Sie lebt hier im Ueberfluß und hat fortwährend angenehme Gesellschaft um sich. Ich denke, wenn einer alten Dame das gewährt wird, so hat sie Alles, was sie braucht, und man könnte billiger Weise erwarten, daß eine Person in dieser Lage sich gefällig und so weiter gegen die Ihrigen zeigte."

„Vor einigen Tagen," erzählte Frau Bingham, „sagte

mir Tante Rumford, du hättest das Geld, statt es ihr zurückzuzahlen, in Eisenbahn-Actien angelegt, die ihr so bedeutend höhere Zinsen brächten, daß sie dich beauftragt habe, weitere 5000 Pfund auf dieselbe Weise für sie anzulegen."

„Hat sie dir das gesagt, wirklich? Die Sache ist aber nicht gut ausgeschlagen," entgegnete Bingham, indem er die Stimme bedeutend sinken ließ. „Es ist ein böses Geschäft, allein ich hoffe allmälig herauszukommen. Inzwischen muß ich natürlich, damit die alte Dame keinen Lärm macht, ihr die Zinsen bezahlen. Es geschah alles nur für Robert, damit der Bursche in London gehörig auftreten konnte. Jetzt sollte er helfen!"

„Der arme Robert!" seufzte Frau Bingham; „er konnte freilich ohne Pferd und Wagen und einen kleinen Tiger nicht fertig werden. Was für ein hübsches Kerlchen hatte er auch! Jedermann sagte, es sei Schade, daß der Kleine wachsen müsse!"

„Er hat mit seiner Frau vierzigtausend Pfund bekommen und hat noch mehr zu erwarten; es ist also billig, daß er mir jetzt unter die Arme greift. Ich will nach dem Essen mit ihm sprechen; wir müssen darüber zu einer Einigung kommen."

„Es wäre wohl nicht recht, den armen Jungen gleich bei der Ankunft zu quälen, — und gar bei einer solchen Veranlassung, wo Alles um ihn her heiter und fröhlich sein sollte," sagte die friedliebende Frau. „Still!" unterbrach sie sich selbst, — „ich höre Wagengerassel. Da! sie halten an, sie müssen an der Pforte sein."

„Vier Postpferde, wahrhaftig!“ rief Herr Bingham, während der Wagen durch den Garten fuhr. „Nein, es sind seine eigenen Pferde, und zwei Postpferde vorgespannt. Ein hübscher Reisewagen, in der That!“

„Den hat er sich besonders bauen lassen,“ bemerkte Frau Bingham, indem sie nach der Thüre ging, um ihren Sohn und ihre Schwiegertochter zu bewillkommnen.

Der Wagen hielt jetzt. Robert war ausgestiegen und hatte einen großen, weißen Pudel herausgehoben. Das Thier wedelte mit dem kurzen Schwanze und winselte nach seiner Herrin, während ihr Gemahl bemüht war, sie aus dem Wagen zu befreien, was eine ziemlich schwierige Aufgabe zu sein schien. Denselben Liebesdienst leistete darauf der lange Bediente der sauber gekleideten Kammerfrau, die den hintern Sitz einnahm.

Endlich hatte Lady Maria Anna glücklich den Vorsaal des Landsitzes erreicht, wo sie von ihrer Schwiegermutter mit dem freundlichsten Lächeln und dem zärtlichsten Kusse empfangen, und von Herrn Bingham auf das Herzlichste bewillkommnet wurde. Sie erwiderte diese Begrüßung mit Anstand und Höflichkeit, schien jedoch ermüdet und, man hätte sagen können, langweilig und gelangweilt zu sein. Das einzige Gefühl, welches sie bemerken ließ, war eine große Besorgniß für Jessie, den fetten Pudel, der beständig dicht bei ihr bleiben mußte. Laura, Caroline und Dorothea, die sich, als der Wagen vorfuhr, in das Gesellschaftzimmer begeben hatten, wurden jetzt der Reihe nach vorgestellt.

„Meine jüngste Tochter, unser Kind,“ bemerkte Frau

Bingham, als sie mit Dorothea schloß; „sie ist noch nicht in die Welt eingeführt."

„Freust du dich darauf, in die Welt eingeführt zu werden?" fragte Lady Maria Anna freundlich.

„Gewiß," entgegnete Dorothea; „ich hab's herzlich satt, immer noch ‚das Kind' genannt zu werden. Was für ein allerliebster häßlicher Pudel! Wir werden gute Freunde werden!"

Lady Maria Anna rief Jessie zu sich und schien keinen sonderlichen Gefallen an der Aeußerung zu finden.

„O Dorothy!" fiel Frau Bingham ein, „nennst du das häßlich? Es ist gewiß ein sehr schöner Hund und ohne Zweifel ein liebes Thier."

Sie wagte, ihn bei diesen Worten zu streicheln; allein Jessie war nicht viel freundlicher als seine Herrin und starrte Frau Bingham und die ihm fremde Gesellschaft mürrisch an, so gut die Masse von Haaren, die seine Augen bedeckten, es ihm gestattete.

„Wir haben zehn Guineen für das Thier gegeben," sagte Robert, „also muß er doch etwas werth sein. Aber er liebt die Fremden nicht. Glaubst du nicht, Maria Anna, daß es besser wäre, ich ließe die Falkner kommen, damit sie Jessie mit sich nähme?"

Die Dame gab eine fast stumme Antwort, die Robert als eine Verneinung zu verstehen schien, denn er sagte nichts weiter, und kein fernerer Schritt geschah zur Entfernung des Hundes.

Herr Bingham begann darauf die Gesellschaft mit einem kleinen Vortrage über die Naturgeschichte der Pudel

zu unterhalten. „Dieses Thier," sagte er, „erinnert mich an einen Wasserhund, den ich einst besaß. Pudel und Wasserhunde haben eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit, nur besitzen letztere mehr Originalität. Der Pudel läßt sich jedoch, wie Sie sehen, von dem Wasserhunde immer leicht dadurch unterscheiden, daß er Wolle anstatt der Haare hat. Man kann ihn den Neger seines Geschlechts nennen."

„Mein Jessie ist weiß wie Schnee," bemerkte die Dame etwas empfindlich.

Inzwischen hatte Dorothea ein Stückchen Weißbrod herbeigeholt, womit sie das unliebenswürdige Thier zu gewinnen beabsichtigte, denn sie hatte Thiere wirklich lieb.

„Wenn Butter in dem Biscuit ist, so darf Jessie es nicht essen," bemerkte Lady Maria Anna; wie es schien, sah sie es ungern, wenn ihrem Lieblinge in irgend einer Weise Aufmerksamkeit geschenkt wurde. „Er wird immer krank davon. Ich habe besondere Biscuits für ihn in Vorrath — nicht wahr, Jessie?" fügte sie hinzu, indem sie ein solches aus einer schön gearbeiteten Tasche zog.

Jessie hielt es, wie es schien, für eine Pflicht der Höflichkeit, das ihm angebotene Stück von seiner Herrin anzunehmen; aber er ließ es bald darauf in einem feuchten Zustande auf den Teppich fallen.

Frau Bingham war zu artig, um diese schlechte Aufführung zu beachten; aber Dorothea lief empört davon. Es trat eine Pause ein, worauf Frau Bingham äußerte: ihre Schwiegertochter werde vielleicht müde sein und in ihr Schlafzimmer zu gehen wünschen. Letztere gab eine

unbestimmte Antwort, und Frau Bingham fand es paſſend, dieſelbe im Zweifel als eine bejahende auszulegen. Sie ſtand deshalb auf, um voran zu gehen; und ſo wurden Herrin und Hund nach dem beſten Schlafzimmer des Hauſes geführt, das für ſie in Bereitſchaft geſetzt war.

„Nun, wie gefällt dir unſere neue Schweſter?“ fragte Caroline, als die Mädchen ſich in Laura's Zimmer verſammelt hatten, um vor der Toilette zum Mittageſſen noch ein wenig zu plaudern.

„Sie iſt gut gewachſen und hat einen hübſchen Teint,“ ſagte Laura.

„Einen hübſchen Teint nennſt du das?“ erwiderte Caroline. „Wenn jeder Teint, der nicht gelb iſt, hübſch genannt werden muß, dann magſt du das ſagen. Aber ich kann dieſe blaßrothe, lachsartige Geſichtsfarbe nicht leiden; und dann hat ſie ſo plumpe Geſichtszüge, und ſo ausdruckloſe, ſchmale, blaßblaue Augen mit kurzen Wimpern und dieſe große Naſe, die ich haſſe!“

„Soll ich dir ſagen, was ich von ihr denke?“ fragte Dorothea. „Sie iſt ein ſchwerfälliges, langweiliges Stück Waare; ich kann nicht begreifen, was Robert Anziehendes an ihr gefunden hat.“

„Er hat ihre vierzig Tauſend Pfund ſehr anziehend gefunden, und eine Frau mit einem adeligen Namen zu haben, iſt auch etwas werth,“ entgegnete Caroline.

„Uebrigens iſt ſie unſerm Bruder ſehr ähnlich,“ bemerkte Laura.

„Sehr ähnlich?“ riefen beide Schweſtern.

„Und beinahe eben so groß wie er," fügte Dorothea hinzu. „Wahrlich, sie sieht aus, wie Robert in Frauenkleidern aussehen würde. Ich kann diese großen knochigen Frauenzimmer nicht leiden. Wenn man sie in Stücke zerlegte, so gäb's einen ganzen Karren voll."

„Liebe Dorothy, wie roh du dich ausdrückst!" bemerkte Laura; „bediene dich doch nicht solcher Vergleichungen."

„Ich weiß nicht, wer mir mehr zuwider ist, sie oder ihr abscheulicher Pudel," entgegnete die Schwester.

„Frau Falkner sagt," schaltete die Kammerjungfer ein, die eben angefangen hatte, Laura's glänzendes Haar zu kämmen, und deren Gegenwart den Schwestern nicht den mindesten Zwang in ihrer Unterhaltung aufzuerlegen schien, „daß der Pudel mit Waschen, Kämmen und dergleichen beinahe eben so viel zu thun gebe, wie die Lady selbst."

„Also verursacht Lady Maria Anna viel Arbeit?" fragte Laura, die, wenn auch nicht boshaft, doch in Bezug auf häusliche Angelegenheiten etwas neugierig war.

„O Fräulein, sie sagt, ihre Lady brauche so unendliche Zeit, um sich anzuziehen, und man könne ihr nichts recht machen! Drei oder vier Mal muß ihr Haar aufgemacht werden, ehe es nach ihrem Geschmacke ist; ja, die Kammerfrau würde auf keinen Fall in der Stelle bleiben, wenn nicht manches dabei abfiele. Lady Maria Anna trägt sich immer sehr hübsch und wirft ihre Kleider und Hüte fort, wenn sie noch ganz frisch sind, nur um neuere Moden mitzumachen und nicht so oft in demselben Anzuge gesehen zu werden."

„Mein Himmel!“ rief Laura, indem sie nach ihrem schönen, aber einfachen indischen Mousselinkleide blickte, welches auf dem Bette lag, — „am Ende sind wir nicht ein Mal geputzt genug!“

„O, bitte, liebe Laura, mache keine Veränderung in deinem Anzuge,“ sagte Caroline; „du siehst in dem weißen Mousselinkleide mit den blauen Bändern reizend aus.“

„Und sieh,“ fügte Dorothea hinzu, indem sie ihre Schwester küßte, „ich habe dir einen Strauß gebunden, und zwar mit vielem Geschmack, wie ich mir schmeichle. Da sollte es mich doch wundern, wenn du nicht wenigstens durch Schönheit Lady Maria Anna verdunkeltest.“

„Ich danke dir, liebe Dorothy. Wie hübsch ist das von dir!“ entgegnete Laura, die den Lieblingsausdruck ihrer Mutter angenommen hatte und derselben überhaupt in ihrem ganzen Wesen ähnlich war.

„Komm', wir haben nur noch eine Viertelstunde zum Anziehen,“ rief Caroline, indem sie davon lief. Dorothea folgte ihr.

Die Zeit des Mittagessens wurde in Fairfield-House sehr selten pünktlich eingehalten. Die Köchin kannte die nachlässigen Gewohnheiten der Familie und ließ nicht gern die Arbeit ihrer Hände verderben. Daher wurde Alles danach eingerichtet, und Niemand machte sich ein Gewissen daraus, erst zwanzig Minuten nach der zum Mittagessen bestimmten Stunde seinen Platz am Tische einzunehmen.

Lady Maria Anna hatte sich jedoch so eingerichtet, daß sie zuletzt erschien, als Alle schon seit mehrern Minuten versammelt waren. Sie war sehr schön gekleidet, viel-

leicht zu kostbar für die Veranlassung; ihre unbedeckten Schultern, das schwere geblümte Atlaskleid mit werthvollen Spitzen besetzt, und ihr mit Juwelen geschmücktes Haar wären vielleicht bei einer Abendgesellschaft eher zu entschuldigen gewesen. Nicht, als ob sie ihre Schultern so sehr entblößt getragen hätte, wie leider junge Damen oft thun, — im Gegentheil, sie erlaubte sich nicht den geringsten Verstoß gegen die Schicklichkeit; aber es kleidete sie nicht gut, mit bloßem Halse zu erscheinen. Sie hatte, obgleich erst fünfundzwanzig Jahre alt, nichts Jugendliches an sich; nie hatte sie den Reiz der Frische besessen, der so oft den Mangel der Schönheit ersetzt. Ihr Putz ließ nur um so deutlicher erkennen, daß es unmöglich war, ihre Erscheinung durch den Anzug zu heben; sie blieb unbeholfen und reizlos, wenn sie gleich weder häßlich noch gänzlich unbedeutend war.

Auch die Gegenwart der drei Schwestern war ihr nachtheilig. Laura war entschieden hübsch und von sehr reinem Teint; sie hatte feine Hände, kleine Füße und ein sanftes, einnehmendes, echt weibliches Wesen, so daß die schwerfällige und geistlose Schwägerin sich neben ihr höchst unvortheilhaft ausnahm. Caroline, nicht so hübsch wie Laura, hatte aber eine blühende Farbe und war schlanker und größer. Dorothea war nicht schön; aber ihr kindlich schelmisches Gesicht besaß die Reize der Jugend — hübsche blaue Augen, zarte runde Wangen mit einem Grübchen und ein angenehmes Lächeln.

Es zeigte sich bald deutlich genug, daß Lady Maria Anna von beschränktem Verstande war, und Caroline wagte

es, gedeckt durch Herrn Bingham's laut schallende Stimme, diese Bemerkung ihrer Schwester Laura zuzuflüstern, welche bei Tische neben ihr saß.

Letztere meinte gutmüthiger Weise, es könne vielleicht nur Schüchternheit sein.

„Nein," entgegnete Caroline, „ihr Kopf ist hohl und leer."

Die Damen saßen nicht lange bei Tische. Lady Maria Anna zog eine bequeme Ecke im Sopha vor; Frau Bingham glühte von der Hitze des Eßzimmers, weshalb sie froh war, sich durch Bewegung etwas abkühlen zu können. Ueberdies wußte sie, daß ihr Gemahl eine Unterredung mit seinem Sohne suchte. Allein Tom, der schlau genug war, und besonderes Vergnügen darin fand, Andere zu plagen, hatte auf irgend eine Weise Kenntniß davon erlangt und blieb deshalb hartnäckig im Eßzimmer sitzen, bis ihm sein Vater in scharfem Tone zu verstehen gab, daß seine Gegenwart nicht länger gewünscht werde.

Tom lief davon, um dies Dorotheen mitzutheilen und sich mit ihr in Muthmaßungen zu erschöpfen, was für ein Geheimniß wohl zu Grunde liegen könne.

Ungefähr drei Viertelstunden später kamen Herr Bingham und sein ältester Sohn zu den Damen zurück. Der Erstere schritt hastig auf das Feuer zu, das er heftig aufstörte, obgleich es sehr warm im Zimmer war, während der Letztere langsam hinter ihm eintrat und seine Aufmerksamkeit zunächst dem Pudel zuwendete, wahrschein-

lich weil er nicht in der Stimmung war, gegen die anwesenden Personen den Angenehmen zu spielen.

Die Unterredung hatte nicht zu dem erwünschten Ziele geführt. Es ergab sich, daß die Summe, welche Frau Rumford vorgeschossen hatte, nicht mehr vorhanden war. Herr Bingham behauptete, das Geld sei allein zu Gunsten Robert's verwandt worden, und daher sei es billig, daß Letzterer die Zinsen davon zahle oder wenigstens zu deren Berichtigung beitrage, da sonst die ganze Schwere des Verlustes auf ihn, den Vater, falle.

Robert wandte dagegen ein, daß er die Schuld nicht gemacht habe, und erklärte, es sei ihm ganz unmöglich, sie zu übernehmen. Ueber Lady Maria Anna's Vermögen habe er auf keine Weise zu verfügen, und Einschränkungen seien unmöglich, da er nicht zugeben könne, daß seine Frau irgend etwas entbehre, woran sie gewöhnt sei. Er hätte hinzufügen können, daß er selbst, wie alle übrigen Mitglieder seiner Familie, nicht geneigt sei, sich irgend einen Genuß zu versagen. Er bemerkte dagegen, Marchmont werde sich vielleicht bereit finden lassen, das Geld unverzinslich vorzuschießen, und versprach endlich, den Gegenstand ein anderes Mal mit seinem Vater zu besprechen, wenn er gehörig darüber nachgedacht habe. Im Innern war er jedoch entschlossen, seinem Vater keine Gelegenheit zu bieten, auf einen so unangenehmen Gegenstand zurückzukommen.

Der Abend wurde den jungen Leuten etwas lang. Die Gegenwart der neuen Schwägerin und die Verbindlichkeit, eine so lästige Person zu unterhalten, veranlaßte

einen steifen Ton, wie er in ihrem Kreise ganz ungewöhnlich war. Frau Bingham wurde schläfrig, und Frau Rumford schlief wirklich ein, nachdem sie sich einige Zeit lebhaft über Genealogie und Verwandtschaft mit ihrer Nichte unterhalten hatte. Laura, der gewöhnlich ein vertrauliches Zwiegespräch lieber als allgemeine Unterhaltung war, zog sich sehr bald auf ein entferntes Kanapee zurück und führte dort, während sie stickte, ein flüsterndes Gespräch mit Dorothea. Caroline saß zwar ihrer Schwägerin gegenüber, allein die Unterhaltung stockte, wenn sie nicht durch Frau Campbell zeitweise im Gange erhalten wurde; diese verrieth nämlich ein für eine so fromme Dame ungewöhnliches Interesse an den Neuigkeiten aus der großen Welt und war unermüdlich, Fragen an Lady Maria Anna zu richten. Inzwischen hatte Herr Bingham sich erholt und begann, vor dem Kaminfeuer stehend und mit den Händen in der Tasche, einen Vortrag zunächst über die Vorzüge seines neuen Jagdpferdes, dann über die Anatomie des Pferdes im Allgemeinen; er schloß endlich mit einer Abhandlung über die Schwierigkeiten, geeignete Cadaver zum Seciren zu bekommen. Er hielt es für wünschenswerth, daß die Bischöfe, Erzbischöfe und andere einflußreiche Personen — von ihm selbst, meinte er, würde es „pedantisch" sein — sich bestimmen ließen, mit gutem Beispiele voranzugehen und ihre eigenen Körper zu diesem Zwecke herzugeben. Allein ehe er diesen Punkt erreichte, hatte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer ihn längst verlassen, und eine allgemeine Neigung zum Schlafe sich im ganzen Zimmer ver-

breitet. Frau Bingham ermunterte sich endlich, blickte auf die Uhr, erklärte, daß ihre Schwiegertochter ermüdet aussehe — sie wußte noch nicht, daß dieselbe zu keiner Zeit eine viel größere Lebhaftigkeit verrieth — und hielt es für zeitgemäß, den gebräuchlichen Abendtrunk, aus Wein mit Wasser bestehend, bringen zu lassen.

Dann wurden die Handleuchter angezündet, und Alle waren froh, zu Bette gehen zu können.

Siebentes Capitel.

Das Spukzimmer.

Am nächsten Morgen hielt Frau Bingham eine geheime Berathung mit ihren Töchtern darüber, wie und wo alle die geladenen Gäste für die nächste Nacht untergebracht werden sollten. Sie hatte ohne Rücksicht auf die keineswegs großen Räumlichkeiten des Hauses mehrere der zu ihrer Abendgesellschaft eingeladenen Freunde gebeten, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Die Frage war jetzt, woher die nöthigen Betten genommen werden sollten.

„Tom kann im Ankleidezimmer seines Vaters schlafen, wodurch wir das kleine grüne Zimmer über dem Vorsaal frei bekommen; aber wir brauchen noch eins. Laura, könntest du nicht mit in dem Zimmer deiner Schwestern schlafen?"

„Wir sind dort schon so dicht gedrängt, wie es nur möglich ist," entgegnete Caroline. „Dorothy und ich

und unser Mädchen, wir sind alle in dem einen Zimmer, und vorige Nacht war es uns ganz beengt."

„Könnte die Harvey nicht mit im Zimmer der Kammerfrau schlafen?"

„Es ist sehr eng, wie du weißt," warf Caroline ein, „und wir waren ja alle der Meinung, daß die feine Kammerdame unserer Schwägerin nicht belästigt werden dürfte."

„Das ist wahr; aber was ist zu thun?" entgegnete Frau Bingham hoffnunglos. Sie war von der furchtbaren Anstrengung, einer kleinen Unbequemlichkeit zu begegnen, in hohem Grade angegriffen.

„Da ist ja das Zimmer im untern Stock, wo Papa seine alten Bücher und Papiere aufbewahrt," bemerkte Dorothea; „warum ließe sich nicht dort ein Bett für die Harvey aufschlagen? Es gibt zwar eine Menge Mäuse dort; die werden sie aber nicht auffessen."

„Liebe Dorothy!" rief Caroline, „das ist ja das Spukzimmer! Die Harvey würde auf keinen Fall dort schlafen; lieber würde sie die ganze Nacht aufbleiben."

„O weh!" sagte Frau Bingham, „glaubt die Harvey an Gespenster? Das ist schlimm! Es hätte sich so hübsch einrichten lassen; ich hatte das Zimmer ganz vergessen."

„Aber ich könnte dort schlafen," meinte Laura, „ich glaube nicht, daß das Gespenst mir etwas anhaben wird."

„Du wolltest das wirklich thun?" fragte die Mutter.

„Für eine Nacht, ja," antwortete Laura; „es ist keine große Unbequemlichkeit."

Laura schlief zwar eigentlich nicht gern in dem einsamen Zimmer des untern Stockes, allein sie fürchtete eine andere noch lästigere Einrichtung und zog deshalb diese vor.

„Der kleine Schlafstuhl im Ankleidezimmer der Tante kann für dich hinunter gebracht werden," sagte die Mutter, „und ihr Kammermädchen muß auf dem Boden schlafen. Mein Kind, es thut mir leid, daß du so aus deinem Zimmer verdrängt wirst."

„Ich bin bereit, in dem Spukzimmer zu schlafen," sagte Caroline, „wenn Laura es nicht gern thut; sie kann dann bei Dorothy schlafen. Das Gespenst verlache ich, und wenn die Mäuse zu lästig werden, so werfe ich meine Schuhe nach ihnen."

„Nein, ich danke dir, Caroline," entgegnete Laura, die ihren Entschluß gefaßt hatte, „ich ziehe vor, selbst unten zu schlafen."

Inzwischen hatte Harcourt sein Versprechen, Margaret von der Zudringlichkeit des Grafen Rosalba zu befreien, nicht vergessen. Er brachte den in Rede stehenden Morgen auf dem Schlosse beim Billardspiel mit jenem Ehrenmanne zu, und eine Gelegenheit fand sich bald.

„Sie ist die liebenswürdigste, aber auch die stolzeste aller Schönen," murmelte Rosalba für sich, während er nachlässig zwei Ballen in ein Loch sandte.

„Wer ist diese stolze Dame?" fragte Harcourt.

„Wer?“ fragte Rosalba dagegen und sah ihm gerade in's Gesicht. „Wer, fragen Sie? Kann Gewohnheit Sie gegen den Anblick einer solchen Schönheit so gleichgültig gemacht haben? Errathen Sie nicht, daß ich von Fräulein Danvers spreche? Beim Himmel! sie hat eine Gestalt wie die schlanke königliche Palme der Wüste, und die Stirn und Augen einer orientalischen Königin. Welches Auge! — glänzend, wie der Diamant des Dschamschid!“

„Es ist gut,“ entgegnete sein Gefährte, „daß sie wenigstens solche Juwelen hat, denn es sind die einzigen werthvollen Dinge, die sie besitzt.“

„Wie so?“ fragte der Graf, indem er mit dem Spiel inne hielt. „Ich glaubte, sie hätte von ihren eigenen Mitteln gelebt.“

„Von denen ihres Bruders,“ entgegnete Harcourt.

„Aber er ist todt, nicht wahr?“

„Er ist seit langer Zeit abwesend, und das Gerücht sagt, das Schiff, auf dem er sich befunden, sei untergegangen.“

„Nun, wenn das der Fall ist, so ist er wahrscheinlich todt,“ fuhr Rosalba fort, „und dann gehört sein Vermögen ihr.“

„Ich glaube, ich kenne die Angelegenheiten der Familie einiger Maßen,“ erwiderte Harcourt, „und ich kann Ihnen als gewiß sagen, daß, im Fall ihr Bruder todt sein sollte — was noch nicht genügend dargethan ist, — das Vermögen keineswegs auf Fräulein Danvers übergehen wird; ganz bestimmt nicht.“

„Puh!“ rief der Graf, „das ist was Schönes!“

„Ich glaube, es ist nichts Schönes!“ sagte sein Gefährte mit schlauem Lächeln.

„Es ist gut, daß ich mich nicht weiter eingelassen habe,“ meinte der Graf. „Ich kann mein Herz nicht einer blutarmen Zauberin zu Füßen legen. Alles, was ich gesagt und gethan habe, muß für Poesie gelten.“

„Fräulein Danvers wird es ohne Zweifel dafür aufnehmen.“

„Das hoffe ich. Aber, Harcourt, es ist wirklich ein schrecklicher Uebelstand, daß hier in der ganzen Gegend nur Mädchen ohne Vermögen zu finden sind. Da sind auch die Binghams — hübsche Mädchen, aber kein Geld.“

„Bingham hat nichts oder weniger als nichts — Schulden, glaube ich; aber die Mädchen haben einiges Vermögen.“

„Wirklich?“

„Ihre Großmutter hat jeder von ihnen zehntausend Pfund hinterlassen. Ich vermuthe, sie kannte Bingham, und wußte, daß er das Geld zum Fenster hinauswerfen würde, wenn er daran kommen könnte. Deshalb gab sie ihr Vermögen in gerichtliche Verwahrung, damit es für die Kinder bis zu ihrer Verheirathung oder bis zum Tode ihres Vaters aufgesammelt würde. Marchmont hat den Großmüthigen gespielt und gewünscht, daß Laura's Vermögensantheil denen ihrer Schwestern hinzugefügt werde. Dann ist auch noch die alte Dame da, deren Gesicht so gelb ist wie das einer ägyptischen Mumie; wie ich vermuthe, erhält sie die Familie fast ganz.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sie hinterläßt den Mädchen vielleicht auch etwas, wenn sie nicht den Erzschelm Tom zu ihrem Erben einsetzt."

„Bei welchem von den Mädchen würde es am gerathensten sein, einen Versuch zu machen?" fragte Rosalba. „Die älteste, Marchmont's Braut, ist die hübscheste, aber sie ist nicht zu haben. Die zweite, die große, ist nach ihr die schönste."

„Ja, doch sie ist auch schlau und möchte eben so wohl nach den Einkünften des Herrn Grafen fragen, wie Sie nach den ihrigen. Uebrigens sage ich Ihnen vorher, wenn Ihnen nicht die Mittel zu Gebot stehen, Ihrer zukünftigen Frau eine glänzende Stellung zu bereiten, so haben Sie auch nicht die geringste Aussicht auf Erfolg bei dem alten Bingham. Die Verbindung mit Marchmont hat ihn aufgeblasen gemacht. Was die jungen Damen betrifft, so dürften Sie wohl bei der jüngsten die meiste Hoffnung haben. Sie ist erst sechszehn Jahre alt und würde sich etwas darauf einbilden, vor ihrer ältern Schwester verheirathet zu werden. Ueberdies machen junge Mädchen in diesem Alter nicht sehr große Ansprüche."

„Große Ansprüche?" rief Rosalba, indem er seinen Schnurrbart mit wichtiger Miene strich. „Mein Erfolg in dergleichen Dingen ist nicht bloß davon abhängig, daß die junge Dame keine sehr großen Ansprüche macht; ich hege in dieser Beziehung keine Besorgnisse."

„Verzeihung, Herr Graf," entgegnete Harcourt. „Natürlich meinte ich dies nur in Bezug auf das Vermögen.

Uebrigens haben die Campbell's auch etwas Geld; der Vater ist todt und war in guten Umständen."

„Ich habe sie vor einigen Tagen gesehen, — es sind keine Schönheiten."

„Die Mutter kleidet sie so geschmacklos," entgegnete Harcourt. „Wenn die jüngste, Sophia, nur etwas stärker wäre und mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres verwendete, so könnte sie für hübsch gelten. Die Schwierigkeit liegt darin, ihnen nahe zu kommen, denn ihre Mutter hält sie fortwährend am Schürzenbande; sie ist in Bezug auf Schicklichkeit sehr eigen, oder will es sein."

„Der sicherste Weg wäre, bei beiden Mädchen einen Versuch zu machen, und dann eine Wahl zu treffen," meinte Rosalba, indem er den rothen Ball in das Loch spielte und durch ihn den andern in das entgegengesetzte warf. „Man kann wohl zwei Bälle zugleich machen, aber leider nicht zwei Damen auf ein Mal heirathen."

„Oder besser gesagt: nicht das Vermögen beider zugleich einstecken, was doch die Hauptsache ist," fügte sein Freund hinzu. „Wir wollen jetzt aufhören; dieser Ball hat die Partie zu Ihren Gunsten entschieden."

Bald nachher sah man Harcourt's kleine Yacht, „die Bayadere", im hellen Sonnenscheine des Maitages über die Wellen tanzen. Der junge Tom Bingham war Harcourt's Begleiter; dieser hatte ihn aufgefordert, eine Wasserfahrt mit ihm zu machen. Beide hatten sich in die Kajüte begeben, um etwas Brod und Käse und eine Bologneser Wurst zu verzehren. Harcourt, obgleich jeder edelmüthigen und uneigennützigen Handlung unfähig, war

freundlich gegen junge Leute oder Kinder und schien sich oft viele Mühe zu geben, sie angenehm zu unterhalten. Dadurch wurde er ihr größter Liebling. Vielleicht gefiel er sich auch in ihrer Gesellschaft deswegen, weil seiner Eitelkeit durch die ihm gezollte Bewunderung geschmeichelt wurde.

„Ich könnte unaufhörlich essen," sagte Tom.

„Iß zu, mein Junge," versetzte Harcourt, während er ihm ein Stück Wurst reichte und dann im Schranke nach andern schmackhaften Dingen für seinen jungen Gast suchte.

„Es ist eine wahre Lust, hier Allen aus dem Wege zu sein," fuhr Tom fort. „Heute sind sie zu Hause sämmtlich so steif und albern, daß es nicht zum Aushalten ist."

„Das ist gewöhnlich nicht der Fall."

„Nein, es liegt bloß an der kostbaren Vermehrung der Familie durch Robert's Frau; ich hoffe nur, daß sie uns nicht eben so dumm macht, wie sie selbst ist. Und eine so lange, hagere Person haben Sie noch nie gesehen!"

„Der Abend wird schon besser verlaufen. Am ersten Morgen geht es immer etwas förmlich zu."

„Ja, aber ein hübsches Häufchen sind wir jetzt im Hause! Ich muß im Ankleidezimmer meines Vaters schlafen, und das ist mir gar nicht recht. Er benutzt diese Gelegenheit, um mich wegen aller Vergehen auszuschelten, die ich begangen habe oder noch begehen werde. Meine Mutter verlor diesen Morgen fast den Verstand über

die Frage, wo sie Alle unterbringen sollte, bis Laura sich großmüthig erbot, bei den Mäusen im Spukzimmer zu schlafen."

„Wirklich? Das war brav!" bemerkte Harcourt und fügte nach kurzem Nachsinnen hinzu: „Ich könnte dir von diesem Spukzimmer etwas erzählen, Tom. Du weißt, Herr und Frau Danvers bewohnten früher das Haus eine Zeit lang."

„O, bitte, thun Sie es," rief Tom begierig; „ich höre gar zu gern Gespenstergeschichten, wenn ich auch kein Wort davon glaube."

„Ich glaube natürlich auch nichts davon," erwiderte Harcourt; „doch ging damals das Gerücht, es sei wirklich ein Gespenst dort gesehen worden. Du sollst Alles hören."

Achtes Capitel.

Die Abendgesellschaft.

Die Abendgesellschaft in dem Bingham'schen Hause war heiter, wenigstens geräuschvoll. Jeder sprach mehr als gewöhnlich, weil mehr Leute anwesend waren, welche sprachen, und dies den Schüchternen Muth gab. Herr Bingham war keinen Augenblick still; seine Stimme klang vom untern Ende des Tisches her, wie ein unaufhörlich sprudelnder und kochender Strom. Der zweite Hauptredner war der Graf, der zwischen Frau Campbell und der hübschen Sophia saß, aber wohlweislich der Mutter große

Aufmerksamkeit bewies. Er hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die Dame für zwei Gegenstände großes Interesse hegte, nämlich für gewisse Missions-Neuigkeiten im Stile von „Exeter-Hall", und für eine gelinde Kritik des lieben Nächsten. Er tischte ihr deshalb von beiden auf.

„Erwarten Sie diesen Abend jene sonderbare junge Dame," fragte er, „die ich vor einigen Tagen das Vergnügen hatte, hier zu sehen?"

„Fräulein Danvers? Ja, sie ist eingeladen. Sie halten sie also für sonderbar? Es ist wahr, nie ist mir eine auffallendere junge Person vorgekommen, so weit meine Erfahrung reicht."

„Eine gefährliche Person, scheint mir; eine Freidenkerin und Socialistin, — wenn nicht gar eine Emissärin der rothen Republikaner."

„Wirklich?"

„In der That, das glaube ich. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie zu irgend einer geheimen Gesellschaft gehörte."

„Mein Himmel!"

„Oder vielleicht ein Werkzeug in den Händen der Jesuiten," fügte er hinzu, in der Voraussetzung, daß diese Bemerkung wohl noch besser mit den religiösen Vorurtheilen der Dame übereinstimmen möchte. „Solche Leute sind im Stande, jede mögliche Larve anzunehmen, um sich in das Vertrauen der Menschen einzuschleichen."

„Wie schrecklich!" rief die gläubige Dame. „Sie müssen in den bigotten Ländern, die Sie besucht haben, vielem schrecklichen Aberglauben begegnet sein."

„Ich mache keinen Anspruch darauf, ein sehr religiöser Mensch zu sein," versetzte der Graf; „aber beim Anblick solcher entwürdigenden Unwissenheit konnte ich für die armen, in Dunkelheit befindlichen Wesen nur Mitleid empfinden."

Bei diesen Worten senkte der Graf seine Stimme bis zum leisesten Tone, entweder aus Bescheidenheit, weil er seine eigenen guten Werke erwähnte, oder aus Furcht, daß der ihm gegenüber sitzende Marchmont ihn hören möchte.

„Ein Mal fühlte ich mich wirklich selbst gedrungen, bei den Neapolitanischen Bauern die Rolle des Missionars zu spielen. Ich vertheilte eine Anzahl Bibeln unter sie, die ich ersucht worden war dem englischen Kaplan in Neapel zu überbringen. Sie nahmen dieselben mit großer Begierde an, obgleich alle in englischer Sprache waren. Allein ich kam deshalb mit der Inquisition in Berührung und würde große Unannehmlichkeiten gehabt haben, wenn sich nicht der Bruder des Königs, der immer sehr freundlich gegen mich war, in's Mittel gelegt und mich befreit hätte."

„Sie sind ja ein förmlicher Martyrer!" rief Frau Campbell.

Der Graf wendete sich nach der andern Seite und richtete einige hübsche Redensarten, oder vielmehr fade Schmeicheleien, an die junge Dame. Gleich darauf unterhielt er die Mutter wieder von seinen Forschungen in Bezug auf die Auffindung der verlorenen Stämme Israels in Süd-Amerika.

Inzwischen bildete der Seitentisch, an welchem Dorothea, Tom und Harcourt saßen, jedenfalls den heitersten Theil des Zimmers. Es war Niemanden eingefallen, den letztern von der Haupttafel auszuschließen, aber er schien sich seiner Verbannung zu freuen. Eigentlich hatte Sophia Campbell, da die Zahl der jungen Damen so groß war, den dritten Platz auf diesem Außenposten einnehmen sollen. Allein Harcourt, der sie zur Tafel führte, hatte die Verwirrung, in die das schüchterne Mädchen beim Eintritt in den Saal gerieth, zu benutzen gewußt, um sie zu dem leeren Stuhle neben dem Grafen zu bringen. Dann hatte er sich selbst zu den jungen Leuten begeben, die über diesen Tausch höchlich erfreut waren.

„Wissen Sie, Fräulein Bingham," sagte Harcourt zu Dorothea, „daß Sie eine Eroberung gemacht haben? Graf Rosalba erklärt Sie für das hübscheste Mädchen in der ganzen Umgegend."

„Unsinn!" entgegnete Dorothea; „Margaret Danvers ist es, die er bewundert."

„Keineswegs, er findet Sie anziehender."

„Ich hoffe, er wird sich nicht an Margaret wagen; dann wäre ich sein Nebenbuhler," sagte Tom mit affectirter Wichtigkeit, während er zugleich Harcourt mit dem Ellenbogen anstieß und ihm zuflüsterte. Dieser antwortete jedoch nur durch Kopfschütteln und eine finstere Miene.

„Er nennt Sie immer Dorothea," fuhr Harcourt

fort, „weil, wie er sagt, dies wohlklingender und poetischer sei als Dorothy."

„Der Unverschämte!" rief die junge Dame aus.

„Ich glaube, Dorothy, du wirst roth," sagte Tom; „aber sei deiner Sache nicht zu gewiß; ich sehe eben, daß er bei Fräulein Campbell den Angenehmen spielt."

Dorothea wandte sich um, und in demselben Augenblicke lehnte der Graf sich in seinem Stuhl zurück und blickte nach ihr.

„Sehen Sie," sagte Harcourt, „seine Blicke richten sich unwillkürlich hierher."

Auf diese Bemerkung brach Tom in ein so lautes Lachen aus, daß Herr Bingham ihm durch den Bedienten sagen ließ, er könne vor Tom's Lärm seine eigenen Worte nicht hören. Der ehrerbietige Sohn fühlte sich dadurch zu der witzigen Bemerkung veranlaßt: er fürchte, sein Vater habe sich selbst taub geschwatzt.

Das Gesellschaftzimmer war mit Rücksicht auf die Vergnügungen, die am Abend stattfinden sollten, besonders eingerichtet worden. Die gewöhnlich in der Mitte stehenden Möbel hatte man entfernt, um Platz zu dem Tanze zu machen, den die jungen Leute beabsichtigten. Die Thüren des anstoßenden Zimmers und des Gewächshauses waren geöffnet, und alle Räume hell erleuchtet. Alles war freundlich und einladend. Frau Bingham schaute mit Zufriedenheit um sich, als sie in Begleitung der übrigen Damen das Gesellschaftzimmer betrat. Ein solcher Anblick war ihr höchster Genuß, und keine Erin-

nerung an alte Rechnungen, keine Furcht vor neuen Verbindlichkeiten störte sie in diesem Augenblicke. Lady Maria Anna hatte, mit dem Pudel zu ihren Füßen, im Sopha Platz genommen, und Lady Redburn saß neben ihr. Letztere theilte die Unterhaltung zwischen der jungen Frau und Frau Rumford, die im Armstuhle an ihrer andern Seite saß. Frau Campbell beschäftigte sich mit einem Landschaft-Album und Frau Bingham bemühte sich, mit Beihülfe Laura's einige kleine Veränderungen in der Stellung der Blumenvasen und anderer unbedeutender Verzierungen des Zimmers vorzunehmen.

„Ich hoffe, Mama," flüsterte Laura, „daß einige Gäste kommen werden, ehe Fräulein Cook erscheint. Sie ist ein so verschrobenes Wesen; in einem leeren Zimmer würde sie zu sehr auffallen."

„Das Unglück will ein Mal, daß solche Personen immer zuerst kommen," entgegnete ihre Mutter süß lächelnd, während sie ihr rundes Kinn in den fleischigen Hals vergrub. Frau Bingham war niemals sehr umständlich, sie nahm Alles leicht.

„Es schellt," rief Laura, „und kein Wagen ist hörbar; das ist gewiß schon Fräulein Cook."

„Die arme Margaret! muß sie in ihrem Gesellschaftskleide hierher zu Fuße gehen; wie leid mir das thut!" sagte Frau Bingham in ihrer oberflächlichen Gutmüthigkeit.

Einige Minuten später öffnete sich die Thüre und Fräulein Danvers nebst Fräulein Cook wurde angemeldet. Erstere trug ein schlichtes weißes Musselinkleid und

als einzigen Schmuck um ihren Kopf eine feine goldene Kette, von der ein einfach gefaßter, glänzender Rubin auf ihre Stirn herab fiel. Fräulein Cook erschien dagegen in sorgfältig ausgewählter Toilette. Sie hatte eine kleine, steife Figur, nicht unähnlich einem Meilenstein, nichtssagende, blinzelnde Augen und Wangen, die einem gefrorenen Apfel glichen. Ihre Kleidung schien irgend einem alten Modeblatte nachgebildet zu sein und war so auffallend, daß es selbst dem Pudel nicht entging. Er erhob sich aus seiner liegenden Stellung und begann zu bellen, unwillig darüber, daß eine Person sich hier einzudrängen wagte, die seinem vornehmen Geschmacke so wenig entsprach. Laura bemühte sich, die arme kleine Dame durch freundliches Entgegenkommen in eine entfernte Ecke des Zimmers zu locken, um dort mit ihr Platz zu nehmen. Allein so ließ Fräulein Cook nicht mit sich umgehen; sie wollte durchaus nicht Anker werfen, bis endlich der muthwillige Tom gerade dem Sopha der Lady Maria Anna gegenüber einen Stuhl für sie hinstellte. Nunmehr war sie zufrieden und betrachtete wohlgefällig die große adelige Dame, die der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit in dieser Gesellschaft war.

Wagen auf Wagen kam an; und als nun auch die Herren eintraten, war das Zimmer bald gefüllt, und die Stimmen verschmolzen in ein unverständliches Gemurmel. Ein Duett wurde vorgetragen, — wie es schien, zu allgemeiner Zufriedenheit, da es alle Zungen in noch schnellere Bewegung setzte. Dann wurde Lady Maria Anna von Frau Bingham aufgefordert, die Gesellschaft mit

einem Liede zu beglücken. Sie schützte Heiserkeit vor; allein nach kurzem Bitten begab sie sich an das Pianoforte und trug zum Ersatze eine Sonate vor, ein entsetzlich langweiliges Ding, welches, wie Harcourt bemerkte, „mehr zur Uebung der Finger als zur Unterhaltung der Ohren“ componirt war. Frau Bingham ging während dessen unter der Gesellschaft umher und bemühte sich, so viel wie möglich die Ruhe zu erhalten. Nach Beendigung des Vortrags erhob sich Lady Maria Anna mit demselben gleichgültigen und ausdrucklosen Wesen, welches sie während des ganzen Spieles gezeigt hatte. Frau Bingham und Laura, als die Repräsentanten der Zuhörerschaft, die durchaus kein Beifallszeichen von sich gab, lobten den Vortrag in höflicher Weise und fragten, was es für ein Stück sei.

„Es ist eine Sonate, die mein Musiklehrer componirt hat,“ antwortete die Lady, auf den Umschlag des Heftes blickend.

Fräulein Cook nahm das Notenblatt auf, als Letztere es niedergelegt hatte, und las mit Entzücken den Titel, der mit der Widmung des Componisten an seine Schülerin endete, und zwar in gedruckten Buchstaben. Sie betrachtete ihn mit Bewunderung, so lange, bis sie endlich zu ihrer großen Betrübniß wahrnahm, daß ihr Platz im Zauberkreise inzwischen besetzt worden war. Verlegen schaute sie sich nach einem andern Sitze um; denn sie hatte in der Gesellschaft keine Freunde, die sich ihrer hätten annehmen mögen, und wenig andere Aufmerksamkeit als Spott wurde der armen kleinen Gesell-

schafterin zu Theil. Endlich winkte ihr Margaret freundlich zu, sich auf einen leeren Platz an ihrer Seite niederzulassen.

Margaret befand sich in einer ihrer schweigsamen Stimmungen, obgleich ihre Augen mit fast mehr als gewöhnlichem Glanze funkelten. Geist und Seele schienen nur innerlich beschäftigt zu sein, und zwar mit einem Gegenstande, der nicht der Gegenwart angehörte. Bald darauf kam Frau Bingham zu ihr und bat sie um ein Lied. Ohne sich wiederholt bitten zu lassen, stand sie auf und schritt mit der ihr natürlichen Anmuth zum Pianoforte. Als sie dort mit der selbstbewußten Ruhe, welche Gleichgültigkeit gegen Beobachtung und angeborene Würde verleihen, ihren Sitz nahm, fragten viele unter den Anwesenden neugierig, wer diese dunkele, eigenthümliche Schönheit sei.

Laura suchte unter ihren Noten, um Etwas zu finden, das Margaret gern vortragen würde.

„Bemühe dich nicht," sagte Letztere, „ich kann etwas aus dem Gedächtniß singen."

Laura, welche die Musik sehr liebte, setzte sich, auf das Instrument gelehnt, ihr gegenüber.

Margaret schlug einige Accorde an und begann ein Lied von Felicia Hemans, das früher ihr Lieblingslied gewesen, aber seit zwei Jahren nicht von ihren Lippen gehört worden war:

Die Schätze der Tiefe.

Was birgst du im geheimnißvollen Schooß,
Und wogst und stöhnst und wachst in bangem Neid?
Um bleicher Perlen, bunter Muscheln Loos,
Ob sich ihr Glanz verhüllt, trägt Niemand Leid.
Wir neiden dir nicht deiner Schätze Weh;
Behalt', was dein ist, See!

Doch mehr, dein Wogenkleid umhüllet mehr!
So manches Edeln Herz, das einst mit Lust
Dem Schlachtendonner lauschte — schrecklich hehr
Ob tiefem Abgrund —, starrt an deiner Brust.
Behalte Gold und Steine, brausend Grab, —
Vom Heldensohn laß ab!

Laß ab von den Geliebten, deren Platz
Noch immer leer beim Heerd ist und beim Mahl:
Es fleht und klagt um langvermißten Schatz
Im Grau'n der Nacht, im sangerfüllten Saal.
Versunk'ne Thürm' und Inseln, die sind dein, —
Dein darf nicht Alles sein!

Des Weibes Liebe sank in deinen Schlund;
Der Fluthen Nacht deckt wackern Mannes Haupt,
Deckt Kranz und Lockenhaar im sand'gen Grund.
Doch mußt du hören: Her, was du geraubt!
Die Mutter ruft's, die Erde ruft es dir:
Gib meine Todten mir!

Laura stutzte, als Margaret das Lied begann; mit steigender Verwunderung horchte sie auf die vollen und sichern Töne, zu denen Margaret's Stimme sich erhob;

aber ihr Staunen verwandelte sich in ein Gefühl peinlicher Verwirrung, als die Sängerin bei den Worten:

„Des Weibes Liebe sank in deinen Schlund"

ihre dunkeln, ausdruckvollen Augen auf sie richtete.

Konnte Margaret das ohne Absicht gethan haben? Gerade von ihr war das nicht anzunehmen; sie war Eine von Denjenigen, die sich nie vergessen. Aber wozu dieses grausame Zurückrufen der Vergangenheit? Oder hatte sie ihre eigenen zartesten Empfindungen erstickt, um desto sicherer das Herz ihrer ehemaligen Freundin zu treffen? Laura war tief verletzt. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Viel hätte sie darum gegeben, wenn sie in diesem Augenblicke auf einem weniger bemerkbaren Platze gewesen wäre, und ihre Verlegenheit wurde noch dadurch erhöht, daß sie sich von Marchmont beobachtet sah. Bei den letzten Versen des Liedes vermochte sie ihre Fassung nicht länger zu bewahren; sie gab vor, unwohl von der Hitze zu sein, und zog sich an ein Fenster zurück. Marchmont trat zu ihr nnd öffnete das Fenster mit sehr ernster Miene.

„Sollte Margaret doch Recht haben," dachte Harcourt bei sich selbst, „und Laura wirklich noch Liebe für Theodor empfinden? — Wir werden sehen."

Inzwischen war Tom beschäftigt, sein Taschentuch in den Mund zu stopfen, um eine unwiderstehliche Neigung zum Lachen zu unterdrücken. Als Margaret ihren Platz wieder eingenommen hatte, stellte er sich vor sie hin, machte Grimassen und blinzelte mit den Augen, als wolle

er ihr zu verstehen geben, daß er Alles wisse. Sie wurde endlich über seine Possen ärgerlich und fragte:

„Was willst du, dummer Junge?"

„Du weißt es," versetzte Tom grinsend.

„Ich weiß nichts anders, als daß du ein unbeschreiblicher Pinsel bist, und ich hätte große Lust, dir ein paar derbe Ohrfeigen zu geben, wenn nicht so viele Zeugen hier wären."

„Wag' es nur!" erwiderte ihr junger Bewunderer.

In diesem Augenblicke kam Harcourt hastig herbei, nahm Tom's Arm und führte ihn hinweg.

Man hatte unterdessen zu tanzen angefangen. Zu Margaret's großem Erstaunen schritt Graf Rosalba auf Fräulein Cook zu und forderte sie zu einem Walzer auf. Die kleine Dame schien etwas verwirrt, jedoch nicht wenig geschmeichelt, und erhob sich von ihrem Stuhle. Margaret zupfte sie am Kleide, aber vergeblich; der Graf führte sie fort.

Gleich darauf kam Harcourt lachend zu Margaret.

„Siehst du, mit wem Rosalba tanzt?" fragte er. „Ich wettete mit ihm um zehn Schillinge, daß er es nicht thun würde. So viel Geld ist der Spaß reichlich werth."

„Wie kannst du so gefühllos sein," erwiderte Margaret erzürnt, „und daran Vergnügen finden, solch ein armes Wesen dem Gelächter Preis zu geben?"

„Wer hätte auch denken sollen, daß er es thun würde?" versetzte Harcourt mit plötzlich verändertem Tone, um sich zu entschuldigen. „Ich sagte es nur im Scherz."

Laura befand sich am entgegengesetzten Ende des Zim-

mers im Gespräche mit Marchmont. Der Schatten, der seine Stirn einige Augenblicke vorher bedeckte, war verschwunden; er redete ihr jetzt zu, mit ihm zu tanzen.

„Noch nicht, Ferdinand," entgegnete sie; „ich habe mich von meinem Unwohlsein noch nicht ganz erholt. Aber Mama wird es nicht gern sehen, wenn die beste Tänzerin der Gesellschaft still sitzt. Geh' und fordere Margaret auf; ich sehe, sie tanzt nicht."

„Ich fürchte mich fast vor ihr," antwortete Marchmont. „Sie scheint mir überhaupt nicht besonders hold zu sein, und gerade in diesem Augenblicke macht sie ein sehr unfreundliches Gesicht. Sieh' nur, wie sie Harcourt ansieht. Wäre ich ihr Liebhaber, ich würde bange vor einem solchen Blicke, — er gemahnt mich an Tennyson's Worte:

„Der Edelstein auf ihrer Stirn,
Er glänzt gespenstisch wie das Licht am Maste,
Das Sturm verkündet."

„Ich glaube, sie ist nicht glücklich," bemerkte Laura.

„Das arme Mädchen! Wie kann sie glücklich sein mit ihrem kalten Unglauben und einem so glühenden Herzen? Das Leben muß ihr zur Qual werden!" versetzte Marchmont und ging dann, um sie zum Tanze aufzufordern, wie Laura gewünscht hatte.

„Ich walze nie," entgegnete Margaret kalt.

„Sie walzen nicht?" fragte Frau Campbell, welche Fräulein Cook's Platz eingenommen hatte.

„Nein, der Tanz ist mir zu frei."

„Wirklich! Ich hätte kaum geglaubt —"

„So viel Schicklichkeitsgefühl bei mir zu finden, nicht

wahr?" ergänzte Margaret. „Ich muß Ihnen jedoch sagen, denn ich mag nicht unter falschen Farben segeln, daß das, was Sie Schicklichkeit nennen, mit meinen Empfindungen wenig zu thun hat. Es ist bei mir ein natürlicher Widerwille gegen diesen Tanz. Ich tadele Niemanden, der anders denkt."

„Dieser Widerwille wird doch wohl in dem unbewußten Gefühle seinen Grund haben, daß der Tanz nicht recht und schicklich ist," meinte Frau Campbell.

„Recht oder Unrecht sind nicht die Gesichtspunkte, unter denen ich die Dinge betrachte."

„Sind Sie denn der Meinung, daß zwischen Recht und Unrecht kein Unterschied bestehe, Fräulein Danvers?" fragte Marchmont, der ihre letzten Worte gehört hatte.

„Allerdings gibt es einen solchen Unterschied," antwortete Margaret; „aber ich fasse ihn anders auf, wie gewöhnlich geschieht. Es gibt auf dem Gebiete des Sittlichen ebensowohl wie in der physischen Welt Schönheit und Mißgestalt. Ich kann die erstere eben so sehr bewundern und die letztere eben so tief, und vielleicht noch tiefer, hassen und verachten, als Mancher, der über Pflichten und sittliche Verbindlichkeiten predigt."

„Es ist jetzt wohl nicht die Zeit zu solchen Erörterungen," erwiderte Marchmont kurz und entfernte sich, um eine andere Tänzerin zu suchen.

Der Tanz wurde mit Lebhaftigkeit fortgesetzt. Rosalba machte abwechselnd Dorotheen und Sophien den Hof. Harcourt schien sich gänzlich seinem jungen Freunde

Tom gewidmet zu haben. Beide entfernten sich eine kurze Zeit, worauf Harcourt den Knaben, als Dame verkleidet, in den Saal führte und mit ihm walzte. Dies hatte ein schallendes Gelächter der ganzen Gesellschaft zur Folge und brachte Carolinen auf die Idee, Lord Marchmont um Veranstaltung eines Maskenballes zu bitten.

Bald darauf verlautete, daß Lady Maria Anna einen Wunsch geäußert habe, und zwar einen Wunsch ganz eigener Art, nämlich — ein Menuet tanzen zu sehen. Frau Bingham ging verzweiflungsvoll von einer Dame zur andern; alle schüttelten die Köpfe und lehnten es ab, bis sie zu Margaret kam. Letztere verstand fast Alles und schlug selten etwas ab, worum sie gebeten wurde. Sie winkte Harcourt, ihr Tänzer zu sein. Er gehorchte sogleich und nahm mit bewunderungswürdiger Ruhe seinen Platz ein, um sich in diesem veralteten Pas de deux sehen zu lassen, das jetzt höchstens noch in Tanzschulen aufgeführt wird. Aber bald richteten sich alle Augen auf Margaret, welche mit so wenig Bewegung als möglich und mit unübertrefflicher Anmuth die schleifenden Verschlingungen dieses Tanzes ausführte.

„Sie sieht aus wie eine Göttin und tanzt wie eine Bayadere!“ rief Tom begeistert.

„Jetzt die Gavotte!“ ertönten mehrere Stimmen.

„Ich hasse die Gavotte und würde sie um keinen Preis tanzen,“ sagte Margaret, indem sie auf ihren Platz zurückkehrte. „Nie werde ich an einem Tanze Theil nehmen, bei dem man einen Fuß vom Boden aufheben muß.“

„Es würde mir sehr unangenehm sein," flüsterte Frau Campbell ihrer Nachbarin zu, „wenn eine meiner Töchter die Dreistigkeit hätte, sich auf eine solche Weise öffentlich zu zeigen."

Der fröhliche Abend neigte sich seinem Ende zu; ein Wagen nach dem andern fuhr davon. Margaret blieb bis zuletzt. Endlich rief sie ihrer kleinen Gesellschafterin; beide nahmen die Mäntel zur Hand und verabschiedeten sich.

„O Margaret," sagte Frau Bingham, „ich habe gar nicht daran gedacht, sonst hätte ich Sir George Redburn gebeten, dich in seinem Wagen nach Hause zu bringen."

„Will denn Fräulein Danvers zu Fuß gehen?" fragte Lady Maria Anna mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Robert, warum hast du vergessen, den Wagen für sie zu bestellen?"

Bei aller ihrer geistigen Schwerfälligkeit war diese Dame doch nicht ohne Gutmüthigkeit. Margaret dankte ihr für das höfliche Anerbieten und versicherte, daß sie den kühlen Spaziergang beim Sternenlichte vorziehe.

Sie nahm Abschied von ihren Freundinnen und trat den Heimweg an. Nach der Schwüle des Zimmers und den ihr so wenig zusagenden Unterhaltungen des Salons war die frische Nachtluft, der süße Duft der Pflanzen und der Anblick des freien Himmels für sie eine Erquickung.

„O Natur! o Freiheit!" rief sie, zum prachtvollen Sterngewölbe aufblickend.

„Es war wirklich, wie Sie sagen, ein genußreicher Abend," bemerkte eine dünne Stimme an ihrer Seite.

Margaret gab keine Antwort, erinnerte sich aber jetzt, daß sie nicht allein war, und legte darum den Rest des Weges schweigend zurück.

Neuntes Capitel.

Die Erscheinung.

Als Laura zur Ruhe ging, fühlte sie sich geistig und körperlich ermüdet. Sie war von zu sanfter Gemüthsart, um im eigentlichen Sinne des Wortes aufgebracht zu werden; aber Margaret's Benehmen hatte sie tief verletzt und niedergeschlagen. Die arme Laura wünschte Niemand etwas Böses und wollte nur ruhig durch die Welt gehen. Tadel that ihr weh und Kälte schreckte sie ab; und da es ihr unmöglich war, wegen irgend einer, wenn auch noch so lieblosen Behandlung Groll zu hegen, so entbehrte sie sogar dieses schwachen Hülfsmittels, um sich aufrecht zu erhalten. Auch jetzt war sie weit entfernt, es tief zu empfinden oder klar zu erkennen, daß sie Recht und Margaret Unrecht habe, oder umgekehrt. Sie sah einerseits nicht ein, weshalb es so sehr tadelnswerth sein könne, daß sie die Huldigungen eines andern Mannes angenommen hatte, ehe sie den für todt halten durfte, dem sie Treue geschworen; andererseits konnte sie aber auch Margaret nicht darüber zürnen, daß diese ihre Mißbilligung zu erkennen gab. Nur war die ganze Sache ihr bei ihrem weichen und schwachen Charakter sehr un-

angenehm und empfindlich. Jedoch, da stand ja ihr kleines Bett, das sie zur Ruhe einlud, und — sie entschloß sich, ihren Unmuth zu verschlafen.

„So ist's genug," sagte sie zu der Kammerjungfer Harvey, die ihr das Haar kämmte und fast eben so schläfrig war, wie sie selbst; „du kannst gehen. Es ist doch ein Laden vor jenem Fenster? Ich vergaß es fast."

„Ja, Fräulein, ich habe ihn zugemacht und diesen weißen Vorhang hingehängt, damit es nicht so unheimlich aussehe."

„Ich danke dir. Gute Nacht, Harvey; wecke mich morgen früh nicht."

Laura war allein. Bis dahin hatte sie das öde Aussehen des Zimmers nicht beachtet; als jedoch das Mädchen fort war, fiel es ihr auf. Sie hegte nicht gerade bestimmte Befürchtungen mit Rücksicht auf den übeln Ruf des Zimmers, aber bei ihrem zaghaften Gemüthe mußte das verwahrloste und abgelegene Gemach ohne Fußteppich und fast ohne Möbel eine unbehagliche Stimmung und eine dunkele Unruhe hervorrufen. Sie legte sich also schnell zu Bette, schloß die Augen und suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, der Tag müsse ja in einigen Stunden anbrechen und durch die Ritzen des Fensterladens scheinen, und dann konnte sie ihre jetzige Zaghaftigkeit belachen. Sie zog die Decken dicht um sich her und schlief schneller ein, als sie erwartet hatte. Allein ihr Kopf war von der Schwüle des Gesellschaftzimmers erhitzt und ihre Nerven befanden sich in großer Aufregung, so daß die Töne der Musik und die Stimmen der Gäste

noch summend in ihren Ohren klangen, als der Schlaf sich schon ihrer Sinne bemächtigt hatte. Ihre Einbildungskraft, die jetzt freies Spiel hatte, spiegelte ihr vor, der Tanz werde in einer schönen Krystallhöhle des Oceans fortgesetzt. Das Wasser umher erschien nur wie eine reine schimmernde Atmosphäre, und ihre Füße, wie die ihrer Gefährten, traten auf dunkelgrünes sammtweiches Moos, auf welchem prächtige Seeblumen prangten, Perlen und Juwelen erglänzten. Sylphenartige Gestalten umschwebten sie in wirren Tänzen, und unter ihnen befand sich Margaret, die, in der Kleidung einer indischen Tänzerin und mit kostbaren Steinen bedeckt, wie die Königin dieses Meerpalastes aussah. Wahrscheinlich war die Erinnerung an Tom's Vergleichung in ihrem Geiste zurückgeblieben und hatte diese Erscheinung Margaret's in der Tracht einer Bayadere heraufbeschworen. Plötzlich kam es ihr vor, als sei sie mit Margaret allein, die mit finsterer Miene und durchdringender Stimme ausrief: „Her, was du geraubt!“ indem sie auf die Höhlung eines Felsens deutete, wo Laura den Körper eines ertrunkenen Seemannes gewahrte. Er lag auf dem Gesichte; das dunkele Haar hing verworren um den Kopf, und so oft die Wogen heranströmten, hob sich sein Gesicht ein wenig gegen Laura auf. Voll Entsetzen blickte sie hin. Plötzlich schlug ein rasselnder Ton an ihr Ohr, gleich als ob die Wellen über ein Kieslager rollten, und der Körper stand aufrecht vor ihr. Die grause bleiche Farbe des Todes bedeckte sein Gesicht, — es war Theodor!

Laura erwachte und setzte sich aufrecht in's Bett.

Waren ihre Augen offen, oder erfüllte der schreckliche Traum noch immer ihr Gehirn? Im Dunkel des Zimmers stand vor ihr eine Gestalt, schattenartig und regungslos; aber sie hatte die Haltung, die Kleidung und die Züge ihres todten Bräutigams.

Laura stieß einen schwachen Schrei aus und sank auf das Bett zurück; die Gestalt verschwand.

Einige Minuten lang vermochte sie vor Schrecken sich nicht zu bewegen. Alles war still, sie hörte nur den Pulsschlag ihres Herzens. Endlich erhob sie sich und warf ihr Morgenkleid über; vor Furcht zitternd, suchte sie die Streichhölzchen, und, da sie diese nicht finden konnte, schlich sie nach der Thüre und hinauf in das Zimmer ihrer Schwestern.

„Was ist denn?“ fragte Dorothea, als sie die Stimme ihrer Schwester erkannte.

„Oh, ich war in so süßem Schlafe,“ rief Caroline. „Was ist dir denn eingefallen, Laura, daß du herauf kommst und uns störst?“

„O Fräulein!“ sagte die Harvey, „sind Sie es?“

„Ich konnte dort nicht schlafen,“ erwiderte Laura, die den wahren Grund nicht angeben wollte, „es war ein so schreckliches Getöse im Zimmer.“

„Ich habe vorhergesagt, daß es nicht gehen würde,“ bemerkte das Kammermädchen, indem sie ein Licht anzündete. „Es war auch Unrecht, Fräulein, Sie an einem solchen Orte schlafen zu lassen.“

„Ich glaube, Laura, du hast dich vor dem Gespenste

gefürchtet," sagte Dorothea. „Du bist ja ganz blaß und bebst vom Kopfe bis zu den Füßen!"

„Und am Ende sind es doch nur ein paar harmlose Mäuse in den Wänden des Zimmers," bemerkte Caroline.

„Vielleicht, — ja, wahrscheinlich ist es nichts weiter," versetzte Laura, „allein, was es auch gewesen sein mag, ich erwachte davon und weiß, daß ich nicht wieder einschlafen konnte. Wenn Harvey mir einige Tücher oder Mäntel holen will, um mich damit zu decken, so kann ich recht wohl hier auf dem Sopha liegen."

„Ich bin vollständig wach," sagte Caroline etwas ärgerlich, „und kann auf keinen Fall wieder einschlafen, nachdem ich so plötzlich aufgeweckt worden bin. Der Tag bricht auch schon an."

„Ich konnte nicht anders," sagte Laura mit kläglichem Tone.

„Hättest du mich gleich unten schlafen lassen," fuhr ihre Schwester fort, „so wären alle diese Umstände nicht gewesen. Ich habe Lust, noch jetzt hinunter zu gehen."

„Wenn ihr nur alle den Mund halten wolltet," fiel Dorothea gähnend ein. „Wie kann man denn schlafen, wenn ihr so schwatzt? Ich hatte gerade einen komischen Traum, als Laura herauf kam und ihn unterbrach. Ich sollte nämlich mit Graf Rosalba vermählt werden, und Fräulein Cook war eine von den Brautjungfern. Gute Nacht!"

Das Frühstück fand am nächsten Morgen ziemlich spät Statt. Lady Maria Anna genoß das ihrige im

Bette. Die Uebrigen kamen Einer nach dem Andern, und nur der stets rührige Hausherr war früh aufgestanden; er hatte sein Frühstück beendigt und sich in die Ställe begeben, ehe die Andern erschienen.

„Was fehlt dir, Laura?“ fragte Tom. „Du siehst bleich aus. Ich glaube, du hast vorige Nacht das Gespenst gesehen?“

„Ich weiß nicht, was sie gesehen oder gehört hat,“ sagte Caroline, „aber sie kam zu uns und schreckte uns auf, gerade als wir im ersten Schlafe waren. Ich vielmehr sollte bleich aussehen, denn ich habe seit halb drei Uhr kein Auge zugethan.“

„Es thut mir wirklich leid,“ erwiderte Laura; „aber die Mäuse, oder was es sonst war, verursachten einen so schrecklichen Lärm.“

„Wie sieht er aus?“ fragte Tom.

„Wer?“

„Der Geist, meine ich. Ich denke mir, es muß ein alter Kerl sein, mit langen Haaren und einer tiefen Wunde am Halse.“

„O Tom, laß das!“ rief Laura halb weinend.

„Mein armes Kind ist angegriffen nach der bösen Nacht,“ sagte Frau Bingham mitleidig.

„Man sollte aber wirklich etwas thun, um diese Mäuse zu vertreiben,“ bemerkte Robert. „Das Haus ist voll davon. Hinter dem Getäfel der Wand befindet sich, wenn ich nicht irre, eine Rumpelkammer voll alten Krams, der einmal ausgeräumt werden müßte; es ist der beste Aufenthalt für Ratten und Mäuse.“

„Ich denke, es wäre besser, wenn du einige Fallen aufstellen ließest," entgegnete Frau Bingham schläfrig. „Aber bitte, sprecht mir nicht mehr davon; ich höre Herrn Freeman mit seiner Tochter kommen und möchte nicht gern, daß sie erführen, wie sehr wir mit dem Raume beschränkt gewesen sind. Er nahm großen Anstand hier zu bleiben, bis ich ihm versicherte, wir hätten überflüssigen Raum."

„Was wir alle für Lügen vorbringen, nicht wahr, Laura?" sagte Tom, seine Schwester boshaft anblickend.

Laura wurde roth und verlegen; sie erwiderte, sie wisse nicht, was er meine. Dann bat sie Dorothea, statt ihrer den Thee einzuschenken, und schützte heftigen Kopfschmerz vor, um das Frühstückzimmer verlassen zu können. Mit Hülfe von etwas flüchtigem Salze, eines bequemen Sopha's und einer französischen Novelle erholte sie sich nach und nach.

Die Familie Freeman verließ das Haus nach dem Frühstücke. Caroline meinte, nun sei man von einer großen Last befreit; in welcher Hinsicht gerade sie durch den Besuch belästigt worden, war freilich schwer zu sagen. Frau Bingham machte mit Frau Campbell und deren beiden Töchtern nach dem zweiten Frühstücke eine Spazierfahrt in ihrem Wagen, um die Schönheiten der Umgegend zu betrachten. Robert, der nichts Besonderes zu thun hatte und sich gern in Alles mischte, ging zu einem Zimmermann, um das Getäfel im Spukzimmer untersuchen zu lassen.

Zehntes Capitel.

Bekehrungsversuche.

Marchmont hatte sich in den Kopf gesetzt, er sei berufen, Margaret Danvers zu bekehren! Der arme Mann! Er bedurfte selbst der Bekehrung; aber — er hatte den Glauben noch, wenn ihm auch die christliche Liebe fehlte, und Margaret hatte keins von beiden. Er wollte ihr mittheilen, was er besaß. Marchmont hing wirklich noch an seinem Glauben. Leichtfertige Aeußerungen über religiöse Dinge waren ihm zuwider und er achtete Diejenigen, welche die Pflichten ihrer Religion besser erfüllten, als er selbst. Er war weit entfernt, die Frömmigkeit Anderer gering zu schätzen; er war nur bemüht, sich selbst glauben zu machen, auch er sei sehr religiös, nur in anderer Weise, wenn sein Geist, das Höhere in ihm, sein niedriges Selbst mit all seinen Fehlern tadelte und verachtete und nach hohen, erhabenen Dingen strebte. Diesen falschen Spiritualismus suchte er an die Stelle des gewöhnlichen Weges der Buße und der Liebe Gottes zu setzen. Indem er so der Ergötzung seiner Einbildungskraft und seines Verstandes sich hingab, statt an der Bekehrung seines Herzens zu arbeiten, war er in Gefahr, auch nicht lange mehr den Glauben in seiner bestimmten Gestalt festzuhalten und unklare, verschwommene Gefühle an dessen Stelle treten zu lassen. Eine solche Richtung fing denn auch schon an, bei ihm hervorzutreten.

Margaret hatte an demselben Morgen einen Brief von Theodor aus Madeira erhalten, der seine baldige Ankunft erwarten ließ. Das Schreiben war voll von Aeußerungen froher Hoffnung und quälender Befürchtungen, und Laura war der Mittelpunkt von Allem. Er sagte, seine Liebe sei durch die Abwesenheit nur noch tiefer geworden; aber die lange Zeit, welche verflossen sei, seit er Nachrichten aus der Heimath erhalten, habe seine Spannung bis zur höchsten Seelenangst gesteigert. „Sollte Laura mich vergessen haben," fügte er hinzu, „so wäre es besser gewesen, ich hätte in den Wellen meinen Tod gefunden!"

Margaret legte den Brief nieder und drückte ihre Hand gegen die Stirn. „Zurückzukehren, nur um sie als die Braut eines Andern zu finden! O, theuerer Bruder, daß ich mich über deine Rückkehr nicht einmal freuen kann! Ich kenne, ja, ich kenne ihn nur zu gut, mit seinem feurigen Gemüthe und mit dem Herzen, das mit all seiner Kraft an einem einzigen Gegenstande hängt. Es wird sein Untergang sein! Ich ahne, welche traurige Veränderung in ihm vorgehen wird. Jetzt könnte ich das schwache, treulose Geschöpf wirklich hassen, dessen Liebe seinem Glücke und vielleicht Allem, was gut und liebenswürdig in ihm ist, den Untergang bereiten wird! O, mein armer Bruder!"

Unter solchen traurigen Betrachtungen floß der Morgen hin. Harcourt war früh ausgegangen, und Fräulein Cook ruhte noch von der ungewohnten Anstrengung des vorhergehenden Abends aus. Trübe und regnerisch

war der Tag angebrochen; er erinnerte mehr an den verflossenen Winter als an den kommenden Frühling und begrüßte die zarten Knospen der Blumen und die sprossenden Blätter in wenig freundlicher Weise.

„So ist das Leben, so die Welt, so das Herz des Menschen, — ein großes Räthsel, eine ewige, große Täuschung!“ rief Margaret, als sie in den kleinen Garten blickte, in dem Alles von Regen träufelnd, kraftlos und traurig aussah.

Wie schnell und still enteilt die Zeit!
Wo Felsen nicht dem Strome wehren,
Kaum sichtbar gleitend reißt der Kahn uns weit
Hinweg vom Heerd, den kindlich wir verehren.

An's Ufer lockt der Wiesen Flor, —
Doch ach, ich darf nicht Blumen pflücken.
O möchte dort der bunten Sänger Chor
Im stillen Waldesschatten mich entzücken!

Schau ich hinab, wie gleißt der Lug:
Im Strom ein tiefer blauer Himmel!
Du greifst hinein? — zerronnen ist der Trug,
Der Hoffnung Bild, in neckischem Gewimmel.

Ringsum Gestade, fest und traut,
So gaukelt's nah! — wir ankern gerne;
Da faßt in Liebesleid die Windesbraut
Das lecke Schiff und wirbelt's in die Ferne.

Ich kann's nicht sagen, weiß es nicht,
Ob träg' die Zeit, ob schnell sie fließet;
Mich dünkt, ermüdet leiste sie Verzicht
Auf eine Strömung, die nur Tropfen gießet.

Minuten tropfen, Thränen gleich,
Wie Frühlingsreif vom Dach sich löset.
Ist Hoffnung todt, versank der Träume Reich, —
Wie schleicht das Leben dann, der Lust entblößet!

Mein Fuß ist wund, das Haupt so schwer —
Doch meine Zunge soll nicht klagen.
Die Sonne sinkt, und keine Wiederkehr
Verhießen Freunde mir aus alten Tagen.

Das Herz ist leer, das Aug' umflort, —
Da thut sich mir die Heimath offen;
Sie winkt zur Ruhe mir in sicherm Hort:
In's Grab den Leib! — Da blüht mir neues Hoffen!

Es waren nicht die einzigen Verse, die Margaret an jenem Morgen geschrieben hatte. Sie konnte zu Zeiten fast eben so schnell dichten, wie sie zu schreiben vermochte. Ihre Verse waren deshalb meistens, wie sich leicht denken läßt, mehr ein treffender Ausdruck ihrer ungezügelten Gedanken, als nach den Regeln der Kunst gebaut; gewöhnlich wurden sie zerrissen, bald nachdem sie niedergeschrieben worden.

Der Nachmittag wurde hell und schön. Die Sonne trat hervor in all ihrer Majestät. Alle Zweige erglänzten, als wären sie mit Diamanten behangen, und die jungen Frühlingsblätter erschienen im zartesten Grün. Allein auf Margaret's Stimmung wirkte der Sonnenschein nicht belebend; sie sehnte sich, allein zu sein, und überredete deshalb Fräulein Cook, die in ungewöhnlich schwatzhafter Laune in's Zimmer kam, es werde für ihre Gesundheit heilsam sein, wenn sie einen Spaziergang

mache. Dann nahm sie ein Buch zur Hand, um zu lesen; aber kaum war ihre Aufmerksamkeit dadurch gefesselt, als die Hausglocke ertönte. Ihre einzige Magd öffnete die Thüre, und in der Vorhalle wurde der Tritt und die Stimme eines Besuchers deutlich hörbar. Margaret sprang auf und horchte; das Mädchen trat ein und meldete Lord Marchmont. Niemand hätte ihr bei ihrer jetzigen Stimmung unwillkommener sein können. Dennoch empfing sie ihn höflich; denn in ihrem eigenen Hause anders zu handeln, würde sie unter ihrer Würde erachtet haben. Die Hand gab sie ihm allerdings nicht; dieses Zeichen von Freundschaft hatte sie ihm schon seit längerer Zeit absichtlich vorenthalten, und er erwartete es jetzt nicht mehr.

„Ich hoffe, Sie sind nach Ihren gestrigen Anstrengungen nicht zu ermüdet, Fräulein Danvers?"

„Ich danke Ihnen, nicht im Geringsten," entgegnete Margaret, sich im Stillen wundernd, was ihren Gast zu diesem Besuche bewogen haben könne.

Eine Pause trat ein. Marchmont dachte nach, wie er am besten den ihm auf dem Herzen liegenden Gegenstand zur Sprache bringen könne. Es war schwierig, und er fühlte eine gewisse Verlegenheit. Endlich nahm er zu dem gewöhnlichsten Hülfsmittel seine Zuflucht und begann vom schönen Wetter.

„Wie herrlich der Nachmittag noch geworden ist!" bemerkte er.

„Der trübe, stürmische Morgen paßte besser zu meiner Stimmung," versetzte Margaret. „Es war mir,

als spräche seine Wildheit zu meinem Herzen; aber dieser sonnige Nachmittag ist ausdrucklos."

„Ausdrucklos?" rief Marchmont. „O, nein! Auf dem Wege hierher schien jedes Blatt und jede Blume, in Glorie gebadet, von der unsichtbaren Güte zu erzählen, die unsere Erde in ein so herrliches Gewand gekleidet, die uns Augen und ein Herz gegeben hat, um jede Schönheit zu bewundern."

„Frost und Sturm kommen bald, um uns etwas Anderes zu lehren."

„Doch fühlen wir stets," erwiderte Marchmont, „daß dies nur ein Ausnahmezustand ist, der vorübergehen muß und wird, während wir, selbst in dem wechselnden Klima unseres Landes, an einem schönen Sommertage uns kaum überreden können, daß seine Klarheit, sein Duft und seine Lieblichkeit vergänglich sind. Wir empfinden in unserm Herzen, daß Gottes Schöpfung bestimmt ist, ein Abglanz Seiner eigenen Schönheit zu sein und an Seiner Seligkeit Theil zu nehmen."

Margaret schwieg, und Marchmont fuhr deshalb fort:

„Es hat mir oft weh gethan, aus Ihren Worten zu entnehmen, daß Sie nicht an ein Alles überwachendes Auge, an ein Alles beherrschendes Gesetz glauben, sondern vielmehr annehmen, wir seien dem blinden Schicksal und den Regungen unseres verkehrten Herzens überlassen. Wollte Gott, ich täuschte mich!"

„Ei, Sie wollen die Tiefen meines Unglaubens ergründen?" versetzte Margaret und schlug dabei die

Augen langsam zu ihm auf. „Von welchem Interesse ist das für Sie?“

„Von welchem Interesse?“ wiederholte Marchmont. „Ich habe daran das Interesse, welches alle Menschen für einander haben sollten, da sie Kinder desselben Vaters und durch dieselbe Liebe erlös't sind.“

„Also Besorgniß um mein Seelenheil!“ sagte Margaret trocken. „Nun, es sei! und Sie wünschen zu wissen, ob ich an die Existenz eines Gottes glaube?“

„Ja! Es ist eine furchtbare Frage, aber nicht Neugierde treibt mich dazu.“

Margaret schwieg einen Augenblick und erwiderte dann:

„So gewiß ich glaube, daß eine Seele, ein denkender Geist meinen Körper in Bewegung setzt, und den jedes andern lebenden Wesens je nach seiner Art, — so wie in jedem Baume, in jeder Pflanze und selbst in jedem leblosen Steine eine Grundkraft vorhanden ist, die diese Gegenstände zu dem macht, was sie sind, und sie ihrer Natur gemäß bestehen läßt, — so gewiß glaube ich auch, daß verborgen im Weltall ein großer, erhabener, unerforschlicher Geist lebt, in dem und durch den alle Dinge sind.“

„Eine Weltseele, anima mundi,“ bemerkte Marchmont, „doch nicht ein weiser und moralischer Lenker und Regierer.“

„Ich denke mir ihn als die höchste Weisheit.“

„Aber bilden Sie sich ein, daß die ewige Weisheit keinen moralischen Charakter habe?“

„Gott muß vollkommene Schönheit sein und deshalb sowohl moralische Schönheit wie höchste Weisheit besitzen. Dennoch glaube ich nicht an ein moralisches Gesetz, wenn Sie darunter gewisse Vorschriften und Gebote verstehen, wie ein König sie seinen Unterthanen auferlegt. Diese moralische Schönheit dagegen ist in verhältnißmäßigem Grade auch in den untergeordneten Geistern vorhanden, so wie körperliche Schönheit in materiellen Formen sich ausprägt. Gänzlicher oder theilweiser Mangel derselben erzeugt das, was wir in der Natur Häßlichkeit oder Mißgestalt, und in der menschlichen Seele Sünde nennen."

„Warum tadeln wir denn die Sünde, wenn sie nichts als eine natürliche Unvollkommenheit ist?"

„Weil sie eine moralische Unvollkommenheit ist, so muß unsere Abneigung dagegen auch eine moralische sein und sich im Tadel, wie Sie es nennen, ausdrücken. Ueber die Mängel körperlicher Schönheit urtheilen wir durch Geschmack und Gefühl. Diese Sinne haben auch ihre Abneigung, die zuweilen so stark wird, daß sie sich bis zu einem Widerwillen steigert, welcher der durch moralische Unvollkommenheit erzeugten Empfindung sehr ähnlich ist."

„Sie glauben demnach nicht an eine zukünftige Belohnung oder Bestrafung?"

„Da ich nicht an das Gesetz glaube, so kann ich auch nicht an eine Bestrafung glauben. Wenn ich indessen die Natur alljährlich aus ihrem Grabe erstehen und die Puppe sterben sehe, um mit goldenen und pur-

purnen Flügeln wieder zu erwachen, — vor Allem, wenn ich in meinem eigenen Busen das unstillbare Sehnen nach Unsterblichkeit empfinde, so kann ich nicht glauben, daß unser Dasein mit der traurigen Sklaverei dieses flüchtigen Lebens ende, — ich kann mir nicht denken, daß wir verdammt sein sollten, gleich Würmern am Boden zu kriechen und ohne Hoffnung beerdigt zu werden. Nein, auch wir werden unsere goldenen und purpurnen Flügel und unsere glänzenden Throne am Sitze der Seligen finden!"

Margaret's Augen funkelten, ihre Wangen rötheten sich, und Marchmont betrachtete sie unwillkürlich mit einem Gefühl der Bewunderung.

„Sie fassen den Gegenstand ganz poetisch auf, Fräulein Danvers. Allein ich muß Ihnen bemerken, daß Sie einen wichtigen Punkt übersehen haben, — denjenigen, der unserer denkenden Seele Verantwortlichkeit auferlegt und Seligkeit verdient: den Willen. Ja, Sie haben ihn sogar dem göttlichen Wesen nicht beigelegt, das Sie verehren. Dieses Wesen soll nach Ihnen vollkommene Schönheit und Weisheit sein, aber keinen Willen äußern, keine Befehle geben. Die Menschen sollen gut oder böse sein, gerade wie das Wetter nach gewissen Naturgesetzen schön oder stürmisch wird; und obgleich das Laster uns mit Widerwillen erfüllt, so sollen wir doch kein Recht haben, dasselbe zu tadeln, da es eigentlich weder Recht noch Unrecht gibt. Die Tugend wäre, meinen Sie, eine schöne Regung, und wenn wir, aus Achtung vor einem moralischen Gesetze, die Sünde meiden, so

verdienten wir deshalb kein Lob, wenn auch unsere Neigung zuerst dem Bösen zugewendet war. Pflicht, Grundsätze, Gehorsam, — wären nichts als leere Worte. Der Wille sei nur ein Erzeugniß des Antriebes unserer Empfindungen und Leidenschaften; er sei nicht frei, und wir könnten also weder Verdienst erwerben, noch sündigen. — Wie aber, frage ich, können Sie den Ihnen eingeborenen göttlichen Geist so entwürdigen? Mein theures Fräulein, ich bin gewiß, daß Ihr eigenes Herz diese Lehre verwirft, obgleich Ihr Verstand sie aufstellt. Wollen Sie mir noch eine Frage erlauben? Dann bin ich mit meinem Katechismus fertig. Aus welchem Grunde verwerfen Sie die offenbarte Wahrheit? Sind die Beweise dafür Ihrem Verstande ungenügend, oder schöpfen Sie Ihre Einwendungen aus einer andern Quelle? Ich habe Grund anzunehmen, daß Letzteres der Fall ist, und daß die Begriffe von Uebel, Sünde und Leiden Ihrem Geiste Schwierigkeiten darbieten. Wenn es so ist, dann bedenken Sie, daß Ihr willkürliches System dieselben auch nicht erklärt. Uebel, Sünde und Buße bestehen thatsächlich, wenngleich Sie ihnen vielleicht einen andern Namen geben."

„Es ist wahr," antwortete Margaret, „solche Schwierigkeiten bieten sich mir dar; allein, wenn ich in mein Inneres blicke, so muß ich gestehen, daß weder sie, noch der Mangel an genügenden Beweisen der eigentliche Grund für das sind, was Sie meinen Unglauben nennen. Da es Sie seltsamer Weise interessirt, meine Ansichten über diesen Gegenstand kennen zu lernen, so bin

ich bereit, Ihnen mit aller Offenheit zu sagen, weshalb ich nicht glauben kann. Ich glaube an das, dessen Wirkungen ich wahrnehme, und wenn ich sähe, daß die — wie ich bekennen muß — erhabenen und zugleich rührenden Lehren des Christenthums entsprechende Wirkungen erzeugten, so würde sich meine Vernunft unterwerfen, ich würde niederfallen und anbeten. Allein was gewahre ich unter Denen, die sich Gläubige nennen? Zunächst liebenswürdige Leute ohne Grundsätze, — ja, ich sage: ohne Grundsätze, — Leute, welche nur rein natürliche Tugenden besitzen, denen aber Wahrheit, Ehre, Rechtlichkeit nichts, durchaus nichts gilt, und welche, wenn nicht die zufälligen Regungen ihres Herzens ihre einzigen Beweggründe sind, etwa den äußern Schein und die Meinung der Welt zur einzigen Richtschnur, zum alleinigen Maßstabe nehmen. Dann beschränkte Menschen, deren Engherzigkeit durch ihre sogenannte Religion noch vermehrt wird, da sie nichts aus ihr lernen als den verabscheuungswürdigsten Stolz, und die ihren Mangel an christlicher Liebe unter erheucheltem Seeleneifer verbergen."

Margaret hielt inne, aber Marchmont schwieg; sie fuhr deshalb fort:

„Der wirklich Schlechten habe ich, wie Sie sehen, gar nicht erwähnt. In Bezug auf die Andern können Sie einwenden, daß die zur ersten Klasse Gehörigen eigentlich gar keinen Glauben haben, daß die Religion ihnen nichts als ein zum äußern Anstande des civilisirten Lebens gehöriger Schmuck sei, und daß die Leute der

zweiten Klasse einen irregeleiteten Glauben haben. Und dennoch ist nicht zu leugnen, daß sie genug Glauben haben, um sie besser zu machen als sie sind, wenn nur die Wahrheiten des Glaubens lebendige Wahrheiten wären, die auf den menschlichen Willen Einfluß üben. Aber was werden Sie zu einem Falle wirklichen, eifrigen Glaubens sagen? Ein solcher ist mir bekannt. Der Tag der Versuchung kommt, und der Mann fällt gleich einem Ungläubigen; — nein, was sage ich? — wie mancher Ungläubige mit einem edeln Herzen nicht gefallen sein würde."

Marchmont erröthete leicht und entgegnete, ohne die Augen aufzuschlagen:

„Sie thun Unrecht, über die Macht des Glaubens nach Ihrer beschränkten Erfahrung zu urtheilen. Selbst in dem, was Sie erfahren zu haben glauben, können Sie sich leicht täuschen, da Sie nicht im Stande sind, im Herzen eines Menschen zu lesen, und weder seine Kämpfe und Fehltritte noch seine Reue gehörig zu würdigen vermögen. Ueberdies müssen Sie zugestehen, daß dieser Geist des Unglaubens Ihnen eingeflößt wurde, lange bevor Sie das erforderliche Alter erreicht hatten, sich ein eigenes Urtheil über den Einfluß der Religion auf die Lebensweise Anderer zu bilden. Sie haben seitdem mehr nach Gründen zur Rechtfertigung Ihrer Ansichten gesucht, als daß Sie sich bemüht hätten, dieselben zu läutern."

„Es ist unmöglich, ohne vorgefaßte Meinung aufzuwachsen," erwiderte Margaret. „Sie werden zuge-

stehen, daß ich mit gleichem Rechte sagen könnte: Sie wurden gelehrt zu glauben, ehe Sie urtheilen konnten, so wie ich gelehrt wurde, nicht zu glauben oder vielmehr — zu prüfen. Allein nie habe ich mich einer bessern Ueberzeugung verschlossen. Wenn ich selbst einen Fall sähe, in dem die Religion mit lebendiger Kraft auf ein schlichtes Herz einwirkte, so möchte das eine große Veränderung bei mir hervorbringen. Ich will Ihnen zum Beispiel bekennen, daß eine Stelle in diesem Buche, das ich gerade las, als Sie kamen, mich in hohem Grade ergriffen hat. Hier ist wirklicher Heldenmuth, wie ich ihn unter den sogenannten großen Männern der Welt nicht finde."

Sie öffnete das vor ihr liegende Buch da, wo das Zeichen eingelegt war; es war Bancroft's Geschichte der Vereinigten Staaten.

„Hören Sie! „„„Der Stamm der Mohawks hatte eine christliche Niederlassung der Huronen überfallen, während die Krieger abwesend waren. Der Missionar, von dem sie bekehrt worden, ein Jesuit, war allein mit den Greisen, Weibern und Kindern. Sollte er fliehen? Zuerst lief er zu den Wigwams, um die Kranken zu taufen; hierauf ertheilte er die General-Absolution allen Denen, die darum baten, und dann bereitete er sich, sein Leben als ein Opfer für seine Pflicht zu lassen. Die Wigwams wurden von den Mohawks angezündet; sie näherten sich der Kapelle, und der Sendbote des Evangeliums ging ihnen mit heiterer Miene entgegen. Staunen ergriff die Barbaren. Endlich rückten sie näher

und schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab. Zerfleischt und mit Wunden bedeckt, hörte er nicht auf zu reden; bald drohte er mit dem göttlichen Zorn, bald verkündete er mit sanfter Stimme, die mächtiger auf die Gemüther wirkte, als das Geschrei der Wilden, die liebereiche Botschaft der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. So fuhr er fort, bis eine Streitaxt ihm den Todesstreich versetzte; als ein Opfer heldenmüthiger christlicher Liebe starb er, mit dem Namen Jesu auf seinen Lippen. Die Wildniß gab ihm ein Grab, und der Stamm der Huronen trauerte um ihn.""

Margaret las die Stelle mit dem Ausdrucke tiefen Gefühls. „Glauben Sie mir," fuhr sie dann fort, „bei dieser Schilderung sind mir Thränen in die Augen gekommen. Wäre ich Augenzeuge gewesen, ich würde vielleicht dadurch bekehrt worden sein. Ich habe nicht den Muth, Ihnen das Folgende vorzulesen, den Marthyrtod von zwei andern Missionaren, von denen der Eine siebenzehnstündige Martern aushielt. Die Darstellung ist im höchsten Grade rührend und begeisternd. Solcher Heldenmuth unterwirft nicht bloß die Welt, sondern er thut Größeres, er überwindet die Herzen."

„Solcher christlichen Helden hat es viele gegeben und es gibt ihrer noch viele," versetzte Marchmont. „Urtheilen Sie nicht bloß nach den erbärmlichen Persönlichkeiten, die Sie gesehen haben."

„Ich möchte gern selbst sehen," sagte Margaret, indem sie das Buch zuschlug und von sich schob. „Zeigen Sie mir — nicht einen Marthyrer, sondern nur einen

guten Menschen, der durch seine Religion gut ist und seinem Glauben gemäß lebt und handelt; dann —"

„Was dann?" fragte Marchmont eifrig.

„Dann wollen wir weiter über den Gegenstand reden," schloß Margaret mit einem fast höhnischen Lächeln.

Marchmont wurde verlegen. „Es wäre möglich, sie zu bekehren," dachte er; „aber ich bin leider nicht der rechte Mann dazu."

Es trat eine Pause ein. Die Thüre öffnete sich, und Fräulein Cook erschien in großer Aufregung.

„Ach, ach! O Himmel! denken Sie nur, — ich habe ihn gesehen! — Wenn er mich nur nicht gesehen hat!" rief sie.

„Wer? was?" fragte Margaret. „Sind Sie einem wilden Stier begegnet?"

„O nein!" antwortete die kleine Person; „ich sah den Grafen in der Entfernung und wußte nicht, was ich thun sollte, oder was wohl schicklich wäre; — so setzte es mich in Verlegenheit, ihm allein zu begegnen."

„Wie albern!" rief Margaret fast ärgerlich, denn sie schämte sich für ihre Gesellschafterin. Allein Marchmont war mit dem Buche beschäftigt, welches die besprochene Erzählung enthielt, und schien nichts gehört zu haben. Margaret stand auf und ging an das Fenster, um Fräulein Cook bei Seite zu ziehen.

„Sehen Sie ihn dort?" fragte die kleine Dame in athemloser Aufregung.

Ihrer Thorheit mit Gründen zu begegnen, hielt Margaret für verlorene Mühe; sie suchte deshalb bloß Fräu-

lein Cook zu beruhigen und aus dem Zimmer zu entfernen.

„Ich sehe ihn nicht," versetzte sie; „aber wahrscheinlich kommt er, um einen Besuch zu machen. Wäre es nicht besser, wenn Sie in Ihr Zimmer gingen, um Hut und Tuch abzulegen? Sie sehen sehr erhitzt aus."

„Ja, das will ich; ich will mich abkühlen und werde dann ruhiger herunter kommen," sagte sie und eilte hinaus.

„Sind die Verse von Ihnen?" fragte Marchmont, indem er das Blatt emporhielt, das ihr als Zeichen in Bancroft's Geschichte gedient hatte, und auf dessen einer Seite die bereits angeführten Verse standen. „Ich wußte nicht, daß Sie eine Dichterin sind, Fräulein Danvers."

„Ich werfe zuweilen einige Reime auf's Papier, um meinen Gefühlen Luft zu machen."

„Diese Zeilen verstehe ich," fuhr Marchmont fort; „sie sind ein Ausdruck der trüben Stimmung, von welcher Sie eben sprachen. Sie gefallen mir, ungeachtet des hoffnungslosen Tones, der in ihnen herrscht. Aber welche Gefühle konnten Sie durch die Verse auf der andern Seite des Blattes ausdrücken wollen?"

„Meine Ansichten kann Jeder von mir hören," entgegnete Margaret mit stolzem Ausdrucke, „meine Gedanken und Gefühle sind jedoch mein alleiniges Eigenthum."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Marchmont und faltete das Blatt zusammen.

„Geben Sie es mir zurück," versetzte Margaret; „es hätte längst zerrissen werden sollen."

„Entschuldigen Sie; wenn Sie erlauben, werde ich es behalten und dem Untergange entziehen."

„Wie Sie wollen," war die Antwort.

Margaret streckte die Hand aus, um einen auf dem Tische liegenden Brief zu nehmen. Marchmont's Auge folgte unwillkürlich dieser Bewegung, und als sein Blick auf die Adresse fiel, stieg das Blut ihm in's Gesicht. Theodor hatte eine ganz eigenthümliche, nicht zu verkennende Handschrift; er erkannte sie und stand vom Stuhle auf.

Margaret war zu scharfsichtig, um nicht sogleich zu bemerken, was in seinem Geiste vorgegangen war.

„Ja," sagte sie, seine Gedanken beantwortend und ihre dunkeln Augen auf ihn richtend, „Theodor lebt und wird bald in die Heimat zurückkehren."

Marchmont vermochte nur mit Mühe die Bestürzung zu verbergen, mit der ihn die Nachricht erfüllte, daß der einst so geliebte Freund noch lebe. Für die arme, verwais'te Margaret jedoch, die auf der Welt Niemand hatte, den sie lieben konnte, als ihren einzigen Bruder, war dies ein unaussprechliches Glück, und Marchmont besaß ein zu edeles Herz, um nicht an ihrer Freude Theil zu nehmen.

„Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch, Margaret," sagte er und bot ihr die Hand, indem er sie unwillkürlich in der vertraulichen Weise anredete, wie er es gethan, als sie beide noch Kinder waren. Sie konnte die Hand nicht zurückweisen; er drückte sie herzlich, wandte sich und verließ eiligst das Zimmer.

Elftes Capitel.

Die Entdeckung.

Das Spukzimmer war ein langes, schmales Gemach und lag in einem an der Hinterseite des Hauses befindlichen Vorbau, dessen Außenwand die lange Seite desselben bildete und keine Fenster hatte; nur an einem Ende befand sich ein Fenster. Fairfield-House war ein altmodisches, unter verschiedenen Besitzern zusammengestückeltes Gebäude; der älteste Theil war niedergerissen worden, um einem neuen Anbau Platz zu machen, in dem sich jetzt die Gesellschaftzimmer befanden. Das erwähnte Gemach war ein Ueberrest des ältern Gebäudes und vielleicht aus Mangel an architektonischer Geschicklichkeit der ländlichen Baumeister dem neuen Bauplane nie gehörig angepaßt worden. An das dem Fenster gegenüber gelegene Ende des Zimmers stieß ein Schuppen, der ungeachtet seines häßlichen Aussehens stehen geblieben war, da er an der Gartenseite von Strauchwerk verdeckt wurde. Der Gärtner bewahrte darin seine Geräthschaften, wie Rollsteine, Schiebkarren, Spaten, unbenutzte Blumentöpfe und vieles andere Geräthe.

Nachdem Robert einen Zimmermann hatte rufen lassen, schritt er zu einer genauen Untersuchung des Zimmers.

Der Zimmermann begab sich an das Ende des Gemaches, wo dem Fenster gegenüber Laura's Bett stand, und klopfte gegen die Wand.

„Dies ist nur ein Abschluß aus Brettern, gnädiger Herr; dahinter muß sich ein leerer Raum befinden," sagte er. „Einige von den Fächern sind los; sehen Sie, wenn man dagegen drückt, lassen sie sich leicht herausnehmen. Ich will mein Werkzeug holen, ich habe es draußen im Schuppen gelassen."

Robert begleitete ihn in den Garten. Der Zimmermann nahm den Korb mit dem Werkzeug und blieb einen Augenblick stehen, um die gegenüber befindliche Mauer zu betrachten.

„Sehen Sie die alte Thüre da, gnädiger Herr?" sagte er, auf die Rückwand des Hauses deutend, an welche der Schuppen angebaut war.

„Ich kann kaum sehen, es ist so dunkel hier," versetzte Robert.

Der Zimmermann trat näher hinzu und schob einige Bretter und anderes Gerümpel bei Seite, das in einer Weise umher lag, als sei es erst kürzlich durcheinander geworfen worden. Er lenkte Robert's Aufmerksamkeit darauf, daß hier früher ein Eingang zu dem Zimmer gewesen sei, welches sie eben verlassen hatten, und zwar, wie es den Anschein hatte, eine Glasthüre. Das Zimmer war nämlich ursprünglich breiter gewesen; allein als es in Folge der Veränderungen im Hause auf seine jetzige Breite beschränkt worden war, hatte man die hölzerne Scheidewand angebracht, um dadurch die unverhältnißmäßige Länge zu vermindern und ein richtigeres Verhältniß herzustellen. Die alte Thüre war augenscheinlich erst kürzlich geöffnet und nur oberflächlich wieder befe-

stigt worden. Der Zimmermann hob sie mit leichter Mühe aus und zündete ein Licht an, worauf beide in den leeren Raum zwischen der ursprünglichen Mauer des Gebäudes und der hölzernen Scheidewand des Zimmers traten.

„Was für eine ungeschickte Einrichtung dies ist!“ bemerkte Robert. „Hier muß eine wahre Herberge für Ratten und Mäuse sein.“

Haufen von Hobelspänen, alte Bretter und Stücke von Ziegelsteinen lagen in bunter Verwirrung umher. Robert stolperte über einige der letztern und fluchte auf sie, statt seiner eigenen Ungeschicklichkeit die Schuld zu geben. „Die verdammten Steine!“ rief er. „Aber Mann, Euer Licht leuchtet ja nur wie ein Johanniswürmchen!“

„Das kommt bloß daher, weil Sie aus dem hellen Tageslichte kommen, gnädiger Herr,“ antwortete der Zimmermann gelassen. „Sie werden bald ganz deutlich sehen können.“

„Aber ehe ich sehen kann, habe ich mir die Schienbeine zerstoßen,“ brummte Robert.

„Was ist denn das hier?“ fragte jetzt der Zimmermann, indem er ein Brett ergriff, das gegen die Wand gelehnt stand.

„Ich kann nichts sehen,“ erwiderte Robert, der seine Sehkraft vergeblich anstrengte, und griff nach seinem Augenglase.

„Ein großes Brett mit einem runden Glase darin! Wozu kann das gedient haben, und wie kommt es hierher?“

Robert hatte sein Augenglas gefunden und erkannte, daß in dem Brette ein Vergrößerungsglas angebracht war.

Der Zimmermann untersuchte das lose Fach, welches er auf der andern Seite der Bretterwand wahrgenommen hatte, hielt dann das Brett mit der Glaslinse in die Höhe und verglich beide.

„Ich will mich hängen lassen, wenn es nicht dieselbe Größe ist," rief Robert.

„Ganz genau!" bestätigte der Zimmermann. „Wenn Sie jenes Fach herausnehmen und dafür dieses Brett hineinstellen, so paßt es auf's Haar."

Er hielt das Licht vor das Fach und zeigte Robert, daß es nur durch einige Nägel locker befestigt war.

„Hier hat sich Jemand einen Spaß gemacht!" erklärte der Zimmermann mit pfiffiger Miene und griff in seinen Korb, um die Zange zur Hand zu nehmen.

Die Nägel waren bald herausgezogen und das Fach ausgehoben. An der innern Seite des Zimmers konnte diese Art der Befestigung ohne genauere Beobachtung nicht wahrgenommen werden, weil das vortretende Getäfel die Fugen verdeckte. Ueberdies hatte früher ein Büchergestell da gestanden, welches man fortgeschafft hatte, um für Laura's Bett Platz zu machen. Dieses letztere nahm aber weniger Raum ein und ließ das bewegliche Fach frei.

Während Robert die Oertlichkeit besichtigte, trat er auf einen harten Gegenstand, hob ihn auf und fand, daß es ein Taschenmesser mit einem rauhen Griffe war. Er erkannte es sogleich, und die Vermuthung stieg in ihm auf, daß der Besitzer desselben sich irgend einen

schlechten Spaß erlaubt habe. Da er jedoch seinen Begleiter nicht zum Vertrauten machen wollte, steckte er das Messer in die Tasche und sagte ihm nur, er werde das Gerümpel fortschaffen und das Bett aus dem Zimmer entfernen lassen; dann solle der Mann am nächsten Morgen wiederkommen, um das lose Fach dauerhaft zu befestigen und die Thüre zu vernageln.

Sobald der Zimmermann fort war, nahm Robert das Brett mit der geheimnißvollen Glaslinse und begab sich nach dem kleinen Gemache, das seine Schwestern als Morgenaufenthalt benutzten. Er fand Laura allein; sie lag auf dem Sopha mit einem Buche in der Hand, sah etwas erhitzt und niedergeschlagen aus und schien Kopfweh zu haben.

„Wem gehört dieses Messer, Laura?“ fragte Robert mit wichtiger Miene.

„Tom, glaube ich; ja, ich erinnere mich bestimmt.“

„Ich dachte es mir; aber jetzt habe ich dir noch etwas Anderes zu zeigen,“ sagte er, indem er in den Vorsaal ging, um das Brett zu holen.

„Was ist das, Robert? O, bringe doch nicht das plumpe Brett hier herein.“

„Sieh nur, Laura, dieses Brett paßt ganz genau in ein Wandfach in dem alten Staubloche, welches ihr das Spukzimmer nennt.“

Laura sah ihn verwirrt an, als falle es ihr schwer, ihn zu verstehen.

„Sieh doch nicht so verblüfft drein, sei vernünftig!“

sagte ihr Bruder mit großer Wichtigkeit. „Ich muß der Sache auf den Grund kommen. Du bist vorige Nacht durch Geräusch gestört worden, nicht wahr? — hast du denn auch etwas gesehen?“

„O Robert, wie kommst du auf den Gedanken?“

„Weil ich diese kostbare Vorrichtung hinter der Scheidewand gefunden habe, und weil das Brett gerade in ein Fach des Täfelwerks paßt. Dieses, siehst du, ist eine Glaslinse; die kann nicht von selbst dahin gekommen sein, sondern ist von Jemand eingesetzt worden, um dir einen dummen Streich zu spielen, wie ich vermuthe,“ sagte Robert mit dem Ausdrucke großer Selbstzufriedenheit über seinen Scharfblick.

„Was ist das, eine Glaslinse?“ fragte Laura mit schwacher und furchtsamer Stimme, indem sie sich aufrichtete.

„Was eine Glaslinse ist? Ich dachte, das wüßte Jedermann. Nun, sieh' nur, dies ist eine Linse. Wenn du ein Bild mit einem Lichte hinter dieselbe stellst, so spiegelt sich das Bild auf der gegenüberstehenden Wand ab. Es ist dasselbe wie eine Camera obscura, — die kennst du ja.“

Robert fand es leichter, zu erklären, welche Wirkung eine Linse habe, als was sie eigentlich sei, da seine wissenschaftliche Kenntniß ihrer Eigenschaften ungefähr der seiner Schwester gleich kam.

Laura wurde hochroth und sagte: „Ist es möglich? — dann ist mir Alles klar. Aber wer —? Das begreif' ich nicht.“

„Du hast also wirklich etwas gesehen? Warum hast du das nicht früher gesagt?“

„Ich wollte die Andern nicht erschrecken; auch dachte ich, sie würden über mich lachen und es mir als Furcht auslegen. Es ist wahr, ich sah eine Figur meinem Bette gegenüber stehen, aber ich wollte mir selbst einreden, ich sei noch halb im Schlafe gewesen.“

„Tom, der nichtsnutzige Bursche, ist der Urheber; er verdient dafür gezüchtigt zu werden. Aha, da geht er!“ rief Robert und eilte an das Fenster, um es zu öffnen.

„O, mache doch keinen Lärm,“ sagte Laura aufstehend, „es wäre mir höchst unangenehm, wenn die Sache im ganzen Hause bekannt würde.“

„Tom! Tom!“ schrie Robert, so laut er konnte.

„Ich bitte dich, sprich ruhig mit ihm, oder laß mich mit ihm reden.“

„Er kommt schon,“ versetzte ihr Bruder. „Ah, mein Junge, du ahnest nicht, daß ich ein Hühnchen mit dir zu rupfen habe!“

„Nun, was soll ich?“ fragte Tom, an das Fenster tretend.

„Komm' herein; ich kann das Fenster so lange nicht offen lassen, Laura ist unwohl.“

Tom that, wie ihm geheißen wurde.

„Ich wußte erst gar nicht, woher die Stimme kam,“ sagte der Knabe, als er ahnungslos in das Zimmer trat.

„Wirklich?“ entgegnete Robert mit strenger Miene, — „und du hast auch wohl keine Ahnung von dem, was ich dir zu sagen habe?

„O Tom! es ist nur —“ begann Laura.

„Schweige, Laura, und überlaß mir die Sache. Erstlich, — hier ist dein Messer, Tom. Weißt du, wo ich es gefunden habe?“

„Nein.“

„Ich fand es zugleich mit diesem Brette hier,“ sagte Robert, indem er dasselbe hinter dem Fenstervorhange hervorzog, wo er es verborgen hatte. „Kennst du das?“

Tom wurde roth und lachte verlegen.

„O Tom!“ rief Laura, „wie konntest du mir einen so häßlichen Streich spielen? Es war wirklich recht lieblos von dir, aber ich mag nichts weiter darüber sageu.“

„Zum Henker, ich will aber mehr darüber sagen!“ unterbrach Robert sie in anmaßendem Tone.

„Lieber Robert! es ist eine viel größere Strafe für mich, als für Tom; ich wünschte, du ließest die Sache ruhen.“

In diesem Augenblicke trat Frau Bingham ein, welche von einer Spazierfahrt zurückgekehrt war. Robert setzte ihr das Sachverhältniß auseinander.

„Tom, Tom! wie konntest du das thun?“ rief seine Mutter, deren Vorwürfe, wie die Laura's, sich gewöhnlich auf eine solche Frage beschränkten.

„Der Vater soll es erfahren, du unnützer Schlingel,“ sagte Robert; „er wird dir den verdienten Lohn geben.“

Allein Mutter und Schwester legten sich in's Mittel und baten ihn, dem Vater nichts zu sagen.

„Er wird es gewiß nicht wieder thun,“ versprach Frau Bingham in Tom's Namen, während Laura mit

Thränen in den Augen erklärte, daß nichts in der Welt ihr unangenehmer sein könne, als wenn dieser Vorfall bekannt würde.

„Was das nicht wieder thun betrifft," bemerkte Robert, „so habe ich schon Fürsorge getroffen. Allein der Bursche treibt immer dergleichen Streiche, er sollte einmal ernstlich bestraft werden."

„Höre mich an, Robert," sagte jetzt der Verbrecher. „Ich gestehe, daß es sehr unrecht von mir war; aber wenn du mir verzeihen und dem Vater nichts sagen willst, so will ich dir Alles erzählen."

„Wir wissen schon Alles; du brauchst nichts mehr zu erzählen," entgegnete der gestrenge Bruder.

„Nein, ihr wißt nicht Alles," entgegnete Tom. „Wie habe ich es denn gemacht? Woher habe ich das Ding bekommen? Und wer hat mich auf den Gedanken gebracht?"

„Mein lieber Junge, erkläre uns Alles," sagte seine Mutter, „dann will ich sorgen, daß Robert dir vergibt."

„Das wird sich finden," bemerkte der Letztere. „Auf jeden Fall thut Tom am besten, die Wahrheit zu sagen."

„Aber es muß ein Geheimniß bleiben. — Margaret hat mich dazu veranlaßt. Ich sagte zwar, ich wollte lieber jedem andern Menschen einen Streich spielen, als meiner Schwester Laura; allein sie bestand darauf, und so trug die allmächtige Liebe den Sieg davon!" sagte Tom, indem er eine scherzhafte Miene annahm, um die Sache in's Lächerliche zu ziehen.

„Allmächtiger Unsinn!“ brummte sein Bruder.

„Margaret!“ rief Frau Bingham; „das kann ich kaum glauben.“

„Ich glaube kein Wort davon,“ erklärte jetzt Robert. In diesem Augenblicke richtete sich aber die Aufmerksamkeit Aller auf Laura, die leichenblaß geworden war.

„Rieche daran, mein Kind,“ sagte ihre Mutter, die sich über sie beugte und ihr ein Glas mit flüchtigem Salze vorhielt.

„Mir wird gleich besser sein, Mama. Ich weiß nicht, was mir plötzlich überkam.“

„Es thut mir wirklich leid, liebe Laura, recht leid,“ sagte Tom mit dem zärtlichsten Ausdrucke und küßte sie.

„Ich glaube dir,“ erwiderte die versöhnliche Schwester.

„Und ihr mögt es glauben oder nicht,“ fuhr Tom fort, sich an die Andern wendend, „aber wahr ist es. Fred Harcourt hat mir den ganzen Plan angegeben, und zwar am Morgen vor der Gesellschaft, während ich eine Fahrt in seiner Yacht mit ihm machte. Er erzählte mir, wie er einst dem alten Herrn Danvers einen ähnlichen Streich gespielt habe, denn der alte Herr pflegte in jenem Zimmer zu schlafen. Es war noch dasselbe Brett; Fred hatte es in seiner Yacht aufbewahrt. Er schlug mir vor, ich sollte mir auch einen Spaß damit machen. Ich wollte nicht, weil Laura allein in dem Zimmer schlief, und ich sie nicht erschrecken mochte. Er sprach nicht weiter von der Sache und ging an's Ufer, während ich im Boote blieb, um zu fischen. Nicht lange nachher kam er zurück und sagte mir, Margaret wünsche,

ich möchte das Stückchen mit dem Bilde Theodor's ausführen; er wolle mir am Abende das Bild und das Brett geben und mir zeigen, wie ich die Sache anzufangen habe. Er versicherte, Margaret würde es mir nie vergeben, wenn ich ihr die Bitte abschlüge."

„Mein Gott!" rief Frau Bingham, „was für ein verdrießlicher Vorfall ist das!"

„Erkanntest du Theodor's Gesicht, Laura?"

„Ich weiß nicht," stotterte Laura; „ich kann es wirklich nicht sagen; vielleicht — aber ich sah nur sehr undeutlich."

„Es wäre wohl am besten, Mutter, du sprächest mit Fräulein Danvers darüber," sagte Robert, „dann würden wir der Sache gleich auf den Grund kommen."

„Um alles in der Welt nicht," rief Laura ängstlich; „ich bitte dich, Mutter, thue das ja nicht! Laßt die ganze Sache ruhen, es ist das beste!"

„Ich meine das auch," versicherte Frau Bingham. „Es war ein sehr häßlicher, muthwilliger Streich von Margaret! Wenn wir nun viel Aufheben davon machten, so könnte die Sache einen Schein von Bedeutung gewinnen, und man würde uns von allen Seiten mit Fragen bestürmen, warum es geschehen wäre, und so weiter."

„Ich kann das ‚warum' selbst nicht einsehen," äußerte Robert.

„Meiner Meinung nach," sagte Tom, während er mit seinem Taschenmesser spielte, „geschah es bloß, um zu sehen, ob Laura noch an Theodor dächte; sie sollte

glauben, sein Geist käme, um sie an der Verbindung mit Lord Marchmont zu verhindern."

Bei diesen Worten brach die unglückliche Laura in einen Strom von Thränen aus.

„Mein Gott, wie abgeschmackt!" rief Frau Bingham. „Welch unangenehme Geschichte würde es geben, wenn Lord Marchmont davon hörte. Wir thun am besten, gar kein Gewicht darauf zu legen. Tom kann Margaret sagen, er glaube, Laura habe geschlafen und nichts von Allem gesehen, und ich muß den Mädchen anbefehlen, nicht mehr von Laura's Schrecken zu reden."

„Wie gut du bist, Mama!" hauchte das betrübte Mädchen, seine Thränen trocknend.

„Ich fürchte nur, dieser Bösewicht da hat seinen Mitschuldigen schon Alles erzählt," sagte Robert, „und sie werden sich wundern, daß wir thun, als wüßten wir nichts davon."

„Nein, ich habe heute Fred noch gar nicht gesehen," entgegnete Tom.

Das war gelogen; allein da der junge Taugenichts sah, daß man die Sache geheim halten wollte, so glaubte er auf diese Weise am besten davon zu kommen.

„Margaret ist ein wildes, überspanntes Mädchen," sagte Frau Bingham; „aber es würde uns nichts helfen, diesen bösen Streich zu rügen; es würde sie vielleicht noch mehr reizen. Hätte sie nur nicht dem Harcourt ihren albernen Einfall mitgetheilt!"

„Das ist ein ganz gemeiner Mensch!" bemerkte Ro-

bert, der sich nur sehr ungern dem Entschlusse seiner Mutter fügte, die Sache nicht weiter zu verfolgen.

„Aber das wirst du doch zugeben, Robert," fuhr Frau Bingham fort, „wenn es bekannt wird, daß wir von seiner Betheiligung an jenem Streiche etwas wissen, so kann die Sache eine sehr ernste Gestalt annehmen. Und das ist um deiner Schwester willen gewiß nicht wünschenswerth."

„Gut!" versetzte Robert; „doch merke dir eines, du Nichtsnutz! Für jetzt magst du so davon kommen, unter der Bedingung, daß du deine schwatzhafte Zunge im Zaume hältst; aber wenn ich höre, daß du irgend Jemand ein Wort davon verrathen hast, so sage ich die Sache dem Vater, und er muß dann Harcourt zur Rechenschaft ziehen, oder ich thue es."

„Abgemacht!" schloß Tom.

„Ich glaube, da kommt meine Frau," sagte Robert aufhorchend; „sie muß es sein, denn ich höre Jessie's Gekläff auf der Treppe."

„Es war sehr unartig von mir, daß ich sie die ganze Zeit vergessen habe," bemerkte seine Mutter. „Ich hoffe, sie hat völlig ausgeruht."

Da es bereits halb vier Uhr des Nachmittags war, so durfte man diese Hoffnung wohl hegen.

„Sagt ihr nichts von dem — von dem, was vorgefallen ist," bat Laura mit niedergeschlagenem Tone.

„Sei unbesorgt!" erwiderte ihr Bruder, „ich denke nicht daran, sie mit solchem Unsinne zu plagen."

Laura legte sich etwas beruhigt auf das Sopha;

Tom hatte sich davon gemacht und Frau Bingham eilte ihrer Schwiegertochter mit lächelndem Gesichte entgegen. Sie erkundigte sich nach ihrem Befinden, was bei Lady Maria Anna's kräftiger Gesundheit sehr überflüssig erschien; an ihrem späten Aufstehen war nur Trägheit schuld.

„Meine arme Laura hat Kopfschmerzen," fuhr Frau Bingham fort, denn sie konnte nicht unterlassen, dann und wann kleine Unwahrheiten zu erzählen, selbst wenn sie ganz zwecklos waren. „Robert und ich haben ihr deshalb etwas verschrieben."

„Warum geht sie nicht zu Bett?" versetzte Lady Maria Anna und hielt ihre Hand vor den Mund, um ein halb unterdrücktes Gähnen zu verbergen, welches der Gedanke an die bis vor Kurzem genossene behagliche Ruhe veranlaßt haben mochte.

Zwölftes Capitel.

Der anonyme Brief.

Am folgenden Morgen erhielt Laura einen Brief, als sie noch mit dem Ankleiden beschäftigt und die ganze übrige Familie bereits beim Frühstück versammelt war. Die Handschrift war ihr unbekannt; der Brief, ohne Datum und Unterschrift, enthielt nur folgende Worte:

„Sie wollen am 15. des nächsten Monats Ihre Hochzeit feiern. Ich verbiete es. Die Strafe Ihres

Ungehorsams würde die Enthüllung eines Geheimnisses sein, um welches, wie Sie glauben, nur drei Personen wissen. Sie werden selbst am besten ermessen, welche Folgen das haben kann. Verschieben Sie die Hochzeit um drei Monate, und das Geheimniß soll für immer in Vergessenheit begraben sein."

Der Brief entfiel beinahe Laura's Händen; mit Mühe gelang es ihr, so lange ihre Aufregung zu verbergen, bis sie die Kammerjungfer, die ihr beim Ankleiden behülflich war, fortgeschickt hatte. Sobald diese die Thüre geschlossen hatte, sank das arme Mädchen athemlos in einen Lehnstuhl. Noch gestern hätte sie sich darauf besinnen müssen, von welcher Hand dieser drohende Brief wohl kommen könne; denn, obgleich sie wußte, daß Margaret Ursache hatte, böse auf sie zu sein, so hätte sie doch ihre ehemalige Freundin nicht für fähig gehalten, sie in so grausamer und unwürdiger Weise zu verfolgen. Aber nach dem, was sie von Tom gehört, fand sie Alles glaublich, sogar wahrscheinlich. Wenn Margaret nun dazu fähig war, so ließ sich noch viel mehr von ihr erwarten; denn an Muth und Entschlossenheit, alles auszuführen, was sie sich vorgenommen, fehlte es ihr gewiß nicht. Laura kannte ihren festen Charakter, bisher hatte sie jedoch auf den Edelmuth ihres Herzens vertraut; — dieses Vertrauen war geschwunden, und sie konnte an Margaret jetzt nur mit Furcht und Schrecken denken.

Von ihrer eigenen Familie hatte Laura nicht viel zu fürchten. Sie wußte, daß diese ihre Liebschaft mit dem jungen Danvers immer sehr ungern gesehen

hatte; sie hatte darum nicht nur ihr Verlöbniß mit ihm, sondern auch die Stärke ihrer Neigung sorgfältig geheim gehalten. Das ganze Verhältniß gehörte ja der Vergangenheit an, und da es die hochstrebenden Plane der Familie nicht gestört hatte, so durfte sie mit Gewißheit auf bereitwillige Vergebung rechnen. Ihre Mutter hatte keine sonderlich strengen Grundsätze, sondern blickte mit Nachsicht auf die Schwächen der menschlichen Natur; und ihrem Vater war es, wenn sie nur jetzt einen reichen Mann heirathete, vollständig gleichgültig, mit wie vielen Männern ohne Vermögen sie vorher Liebeleien gehabt oder selbst sich verlobt hatte.

Allein Marchmont — was mußte er denken? — ihr Verlobter, der nie eine Ahnung davon gehabt hatte, daß ihre kleine, weiße Hand einem Andern versprochen gewesen? So allmälig war seine Liebe zu ihr hervorgetreten, so vorsichtig und auf so zweifelhafte Weise hatte sie sich kund gegeben, daß Laura bald von ihrem Dasein fest überzeugt gewesen, bald wieder stark daran gezweifelt hatte. Als sie endlich keinen Zweifel mehr hegen konnte, hatte sie sich nie gefragt, was sie zu thun habe, um sich von den Verpflichtungen gegen ihren frühern Geliebten zu befreien, ehe sie an die Verlobung mit einem Andern denken dürfe. Theodor war abwesend und sie brauchte sich also nicht gleich zu entschließen. Dann kam die Nachricht, er sei todt, und gleich darauf folgte Marchmont's Antrag. Laura nahm ihn an, gestand aber ihrem neuen Bräutigam nie ihre frühere Liebe und ihr inniges Verhältniß zu einem Andern; so viel an ihr lag, wäre

er bei dem Glauben geblieben, er habe die erste tiefe Neigung ihres jungen Herzens gewonnen, und Marchmont fragte sie nie, ob es so sei. So flossen die Tage hin, bis endlich die Furcht in ihr aufstieg, das, was sie selbst zu gestehen sich gescheut hatte, könne durch irgend einen Zufall offenbar werden. Vielleicht war eben das Bewußtsein, ihrem Bräutigam ein Geheimniß vorenthalten zu haben, der Grund, daß sie eine Art Furcht vor ihm fühlte. Oder hatte diese Befangenheit — Furcht wäre vielleicht zu viel gesagt — ihren Grund in der Wahrnehmung, daß Marchmont höhere sittliche Anschauungen hatte, als Diejenigen, in deren Umgang ihr Geist sich gebildet hatte? Oder vielleicht darin, daß sie seinen Wunsch erkannte, gewisse geistige Fähigkeiten und Neigungen in ihr zu entdecken oder zu entwickeln, die sie nicht besaß? Was auch immer die Ursache sein mochte, sie fühlte sich ihm gegenüber nicht ganz frei; und wäre es auch anders gewesen, so wußte sie doch, daß ihr Geständniß jetzt einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn machen mußte. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn sie gleich anfangs mit einem offenen Bekenntnisse hervorgetreten wäre; allein das war nicht geschehen, und es jetzt zu thun, wagte sie nicht, aus Furcht vor einem Wechsel seiner Empfindungen, den dies zur Folge haben konnte. Deutlich erinnerte sie sich, wie scharf er sie beobachtet hatte, als Margaret das Hemans'sche Lied sang, worin von der unter den Meereswellen begrabenen Liebe die Rede war, und sie bebte bei dem Gedanken, daß er

die Aufrichtigkeit einer Liebe in Zweifel ziehen möchte, die so schnell von dem ersten Geliebten auf einen andern, reichern und glücklichern Verehrer übertragen worden war. Vermochte sie es aber nicht über sich, ihrem Bräutigam das frühere Verhältniß selbst zu bekennen, was mußte die Wirkung wohl dann sein, wenn Marchmont durch Andere Mittheilung davon erhielt? Das arme Mädchen wußte nicht, was es thun oder wo es sich Raths erholen sollte. Sie überlas den Brief von Neuem, als wolle sie sich volle Ueberzeugung von seinem schrecklichen Inhalte verschaffen. Jetzt fiel ihr darin die Bemerkung auf, daß sie glaube, es wüßten nur drei Personen um das Geheimniß: sie selbst, Margaret — wer war die dritte Person? — Theodor, so lange dieser lebte. Ah, jetzt war ihr Alles klar! Margaret wollte nie an seinen Tod glauben, in ihrer Einbildung lebte er noch. Wenn noch ein Zweifel darüber obwalten konnte, von wessen Hand der Brief herrühre, — er mußte jetzt schwinden.

Nur einen Weg sah Laura noch offen. Sie war bald entschlossen — wenigstens so entschlossen, als sie überhaupt sein konnte. Sie stand auf, zündete ein Streichhölzchen an und verbrannte aus Vorsicht den Brief; dann faßte sie sich, so gut sie konnte, und ging hinunter zum Frühstück, freilich ohne die geringste Lust, etwas zu genießen.

„Armes Kind! ich fürchte, du bist nicht wohl," sagte Frau Bingham zu ihrer Tochter, als beide das Frühstückzimmer verließen. „Du hast ja das Butterbrod

bloß auf dem Teller hin und her gedreht und kaum einen Bissen genossen."

Laura legte ihren Arm in den ihrer Mutter und blickte sie erregt und trübe an.

„Liebe Mutter, ich habe ein paar Worte mit dir zu reden."

„So komm' hinauf in mein Zimmer."

Mutter und Tochter stiegen die Treppe hinan, statt sich in das Besuchzimmer zu begeben.

„Lege dich jetzt nieder, liebes Kind; ich bin ganz besorgt um dich, — du siehst so bleich aus. Wäre es nicht gut, Doctor Crofts rufen zu lassen?"

„O nein, nein, Mama! ich mag den Doctor nicht sehen; nur etwas Ruhe thut mir noth. Ich habe eine wahre Angst vor dem Wettrennen am Montag und vor dem darauf folgenden Balle; ich will froh sein, wenn wir wieder allein sind."

„Du brauchst ja nur an einem Tage das Rennen zu besuchen, und wir können so zeitig, als du willst, wieder fortgehen. Das wird dich nicht ermüden, und am folgenden Tage kannst du ruhig zu Hause bleiben, denn Niemand geht ja am zweiten Tage dahin. Am dritten Tage hast du die Entschuldigung, du müßtest dich für den Ball ausruhen. So, mein Kind, werden wir glücklich über Alles hinwegkommen," tröstete Frau Bingham und küßte die schöne Tochter auf die Stirn.

„Wann wird Frau Campbell mit ihren Töchtern uns verlassen?" fragte Laura in klagendem Tone.

„Du weißt ja, mein Kind, ich habe sie eingeladen,

zu bleiben bis nach dem Wettrennen; und als wir vor einigen Tagen davon sprachen, daß Ferdinand einen Maskenball geben würde, mußte ich natürlich die Hoffnung ausdrücken, sie würden noch so lange bleiben. Frau Campbell schien unentschlossen zu sein, und ich werde darum wohl nicht vermeiden können, meine Einladung zu wiederholen. Dann ist der Tag deiner Hochzeit so nahe, daß ich sie auch dazu werde einladen müssen."

Laura seufzte. „Und Robert und Maria Anna bleiben wahrscheinlich auch?"

„Versteht sich, mein Kind! Dein Bruder und deine Schwägerin werden doch bis zur Hochzeit bleiben!"

Laura seufzte wieder. „Mama, ich bedarf der Ruhe; ich möchte am liebsten mit dir und meinen Schwestern ganz allein sein."

„Aber liebes Kind, wie ist das möglich? Du mußt selbst einsehen, daß das nicht angeht! Du bist bloß etwas angegriffen; denke nur nicht daran und es wird schon vergehen."

„Nein, es wird nicht vergehen," rief Laura, in Thränen ausbrechend; „es wird immer schlimmer werden, — o, ich bin so elend!"

„Liebes Kind! Was ist denn zu thun? Ich könnte dich wirklich schelten!"

„Bitte, sei nicht böse, Mama; ich kann nicht anders, — ich kann wirklich nicht anders. Nur einen Wunsch habe ich — —"

Frau Bingham horchte auf, denn bis jetzt wußte sie

wirklich nicht, was sie sagen sollte, um einen Kummer zu beschwichtigen, den sie nicht begriff.

„Nur eine Bitte, — schlage sie mir nicht ab! Alle diese aufregenden Zerstreuungen übersteigen meine Kräfte. Ich bedarf vollkommener Ruhe, um mich zu erholen. Warum könnte meine Hochzeit nicht etwas aufgeschoben werden? Es wäre ein großer Trost für mich."

Endlich war es heraus und Laura fühlte sich ein wenig erleichtert. Nicht so Frau Bingham; sie konnte kaum glauben, daß ihre Tochter im Ernste rede, und schrieb ihre Muthlosigkeit einzig der Abspannung zu.

Als Laura sah, daß ihre Worte nicht im Ernste genommen wurden und daß ihre Bitte in Gefahr war, wie ein kindischer Einfall behandelt zu werden, den man ihr auszureden versuchen, auf den man aber nicht eingehen werde, wurde sie heftig aufgeregt und erklärte, sie würde sterben.

„Nun, Laura, was willst du denn eigentlich?" fragte ihre Mutter, die wirklich nahe daran war, ärgerlich zu werden, so weit das ihre Gutmüthigkeit überhaupt zuließ.

„So höre denn, Mutter," erwiderte Laura und nahm ihren ganzen Muth zusammen. „Du und Papa und meine Schwestern, ihr spracht davon, im Herbste einen Ausflug nach den Seen machen zu wollen; ich möchte nun gern bis dahin ruhig unter euch bleiben, um meine Kraft und Heiterkeit wieder zu gewinnen. Meine Hochzeit könnte dann kurz vor euerer Abreise Statt finden, und zwar in aller Stille, was mir am liebsten wäre. Das ist es, was ich wünsche; und warum sollte es dir,

liebe Mutter, nicht auch recht sein? Du wirst doch nicht so sehr danach verlangen, mich los zu werden?"

Frau Bingham sah ein, daß es in diesem Augenblicke ganz nutzlos sei, ihrer Tochter Gründe entgegen zu halten. Sie bemerkte darum nur, daß ein solcher Aufschub Jedermann sehr sonderbar und unerklärlich scheinen würde, und versprach ihr, den Gegenstand mit dem Vater zu besprechen. Sie bat Laura, sich ruhig zu halten und sich ferner nicht zu quälen, nahm Hut und Shawl und ging, um ihren Mann aufzusuchen, der sich nach den Ställen begeben hatte.

„Abgeschmackt, im höchsten Grade! Nie habe ich eine so lächerliche und pedantische Idee gehört!" rief Herr Bingham aus, als seine Frau ihm klar gemacht, was Laura wünsche. „In der ganzen Grafschaft würde man sagen, die Verbindung sei abgebrochen! Wie konntest du nur einen Augenblick daran denken? Ich muß selbst mit Laura reden. Warum machst du auch dein Ansehen nicht besser geltend?"

„Was konnte ich thun? Ich habe ihr Alles gesagt, was mir einfiel; allein das arme Kind weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte, und erklärte, sie würde sterben."

„Sterben! dummes Zeug! Sie muß durch Festigkeit und Entschiedenheit zur Vernunft gebracht werden. Ich will sogleich zu ihr gehen."

Frau Bingham hatte ungeachtet aller Thränen Laura's gewisse Anzeichen wahrgenommen, die darauf hindeuteten, daß sie entschlossen sei, ihren Willen durchzu-

setzen. Sie fühlte, daß die Ueberwindung eines passiven Widerstandes große Schwierigkeiten darbiete, und da sie überdies eine entschiedene Abneigung gegen kräftige Maßregeln hatte, so versuchte sie, ihren Mann zu überzeugen, es sei besser, sich zu gedulden und zu sehen, ob Laura nicht auf dem Wege der Güte von ihrem Gedanken abgebracht werden könne.

Es war nicht leicht, Herrn Bingham von irgend etwas zu überzeugen. Er sprach so schnell, hörte Andere so wenig an und war so voll von seinen eigenen Ideen, daß man leicht erkannte, wie wenig er der Ueberredung zugänglich war. Er hatte zudem einen trifftigen Grund, über Laura's Plan verdrießlich zu sein. Wie bereits erwähnt, befand er sich in Geldverlegenheiten und hatte gehofft, durch Laura's Einfluß einen bedeutenden Vorschuß aus der Börse des reichen Schwiegersohnes zu beziehen. Doch hielt er es für rathsam, mit diesem Anliegen bis nach der Hochzeit zu warten, um erst seinen Mann sicher zu haben, ehe er sich ihm in der lästigen Eigenschaft eines Borgers zeigte. Das Aufschieben der Heirath mußte ihm daher sehr unlieb sein, und der bloße Gedanke daran veranlaßte eine solche Fluth von heftigen Worten, daß es keine leichte Aufgabe war, ihn zu beruhigen und seine Zustimmung zu einem gemäßigten Verfahren zu erlangen. Fast eine Stunde lang ging Frau Bingham mit ihm im Garten auf und ab, bis sie ganz erhitzt und müde war; allein ihre sanfte Beharrlichkeit wurde dadurch belohnt, daß er sich endlich dazu verstand, wenigstens abzuwarten, was Lord Marchmont bei seiner

widerspenstigen Tochter durch gute Worte werde ausrichten können.

In derselben Zeit äußerte Caroline bei ihrer Schwester Dorothea ihre Neugierde, was wohl mit Laura vorgefallen sein möge, und da sie bemerkte, daß Dorothea wenig Lust hatte, auf diesen Gegenstand einzugehen und überhaupt ungewöhnlich still und schweigsam war, fing sie an ungeduldig zu werden.

„Was hast du für alberne Träume im Sinne, Dorothy, daß du mich nicht anhörst?“ sagte sie. „Ich möchte wissen, woran du gestern und heute den ganzen Tag gedacht hast; es ist ja bei dir vor Langeweile nicht auszuhalten. Und wo bist du gestern Nachmittag gewesen? Ich habe dich überall gesucht.“

„Ich habe eben so gut meine Geheimnisse, wie Laura,“ versetzte Dorothea mit naseweisem Kopfnicken.

„Wer mir seine Geheimnisse nicht erzählen will,“ erwiderte Caroline, „kann sich versichert halten, dafür büßen zu müssen; ich ruhe nicht eher, bis ich sie entdeckt habe.“

„Vielleicht theile ich sie dir nächstens mit,“ sagte ihre Schwester lachend. „Aber was glaubst du denn, das Laura fehlt? Sie hat Kopfschmerzen, nicht wahr?“

„Habe ich dir nicht gesagt, — aber du hast nicht darauf gehört — daß sie und Mama nach dem Frühstück sich eine halbe Ewigkeit auf Mama's Zimmer eingeschlossen haben? Da sie mich zu der Berathung nicht zugezogen hatten, so rief ich unser Mädchen, um zu sehen, ob sie mich über die Sache aufklären könnte,

aber vergeblich. Sie sagte, Laura sei anscheinend ganz wohl und munter aufgestanden, und als sie eben mit dem Ankleiden fertig gewesen, habe sie einen Brief erhalten. Nachdem Laura diesen gelesen, sei sie etwas nachdenkend geworden und habe sie selbst fortgeschickt."

„Ich möchte wissen, von wem der Brief ist," sagte Dorothea; „sie hat kein Wort davon gesagt, daß sie von Jemand einen Brief bekommen habe."

„Nein; ich kann dir aber noch mehr mittheilen," fuhr Caroline fort. „Gleich darauf kam Mama herein; man sah ihr an, daß etwas vorgefallen war. Nach einer gleichgültigen Bemerkung sagte sie: ‚Beiläufig', — ich merkte gleich, daß dieses beiläufig Bemerkte das Einzige war, was sie sagen wollte, — also: ‚beiläufig gesagt, sprecht doch nicht mehr davon, daß Laura neulich in der Nacht so erschreckt wurde.' Bald nachher verließ Mama das Haus; — du weißt, sie geht sonst selten so früh spazieren. Ich sah sie nach den Ställen gehen und dann mit Papa zurückkommen; beide gingen im Garten auf und ab, und Papa sprach sehr schnell."

„Das ist doch gewiß nichts Neues oder Ungewöhnliches."

„Das nicht, aber Papa war augenscheinlich sehr verdrießlich. Dann suchte ich Laura auf und fand sie noch in Mama's Zimmer; ich konnte sehen, daß sie geweint hatte."

„Was sagte sie denn?"

„O, sie sagte, sie sei des vielen Besuchs und der vielen Zerstreuungen überdrüssig und sehne sich nach Ruhe."

„Darüber zu weinen, war doch nicht der Mühe werth."

„Das meine ich auch," sagte Caroline. „Ich würde eher über zu wenig Vergnügungen weinen, als über zu viele Zerstreuung. Aber, was ich sagen wollte, ich fragte Laura, von wem sie heute einen Brief bekommen hätte — so beiläufig, verstehst du, nach Mama's Art. Zuerst wollte sie behaupten, sie hätte gar keinen Brief bekommen; als sie aber hörte, daß ich es wußte, sagte sie: Ach ja, daran habe ich nicht mehr gedacht; das war nichts, es war nur eine Rechnung!"

„Vielleicht war es wirklich eine Rechnung," versetzte Dorothea.

„Unsinn! Was kümmert Laura sich um Rechnungen?"

„Horch, da wird geschellt! Wer kommt denn schon so früh?" rief Dorothea, und eilte zu dem über dem Kamine befindlichen Spiegel, um in der Eile einen Blick auf ihren Anzug zu werfen.

Lord Marchmont wurde angemeldet.

„Ach, nur er?" murmelte das junge Mädchen.

Marchmont reichte beiden jungen Damen die Hand und setzte sich. Er schien nicht in sehr heiterer Laune zu sein; allein das war er überhaupt selten.

„Wir haben Sie lange nicht gesehen," begann Caroline.

„Seit Ihrer Abend-Gesellschaft nicht," antwortete Marchmont. „Ich hoffe, Sie haben sich von den Anstrengungen erholt."

„O ja!"

„Ich bin wieder zu Allem bereit," sagte die muntere Dorothea. „Ist der Tag für den Maskenball schon bestimmt?"

„Ich bin zum Theil in der Absicht gekommen, um darüber zu sprechen. Wo ist Frau Bingham und — Laura?"

„Mama hat eine zärtliche Unterhaltung mit Papa im Garten," erwiderte Caroline, „und Laura ist oben; sie weint, wenn ich nicht irre."

„Weint?"

„Ja, sie weint, Niemand weiß, worüber; wenigstens wissen w i r es nicht. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist dieses, daß sie durchaus nichts von Zerstreuungen wissen will. Sie wird daher heute wohl schwerlich in der rechten Stimmung sein, um von Maskenbällen zu sprechen."

„O sage das nicht!" rief Dorothea. „Es bräche mir das Herz, wenn wir um den Ball kämen."

„Sie erschrecken mich," versetzte Marchmont; „ich fürchte fast, sie ist nicht wohl."

„Ich kann Ihnen wenig darüber sagen," antwortete Caroline, „da sie mir nicht die Ehre erzeigt hat, mich in ihr Vertrauen zu ziehen. Vielleicht wird Laura gegen Sie offener sein. Ihre Aufregung scheint jedoch durch einen Brief verursacht, oder wenigstens erhöht worden zu sein, den sie diesen Morgen erhalten hat. Sie versicherte mir Anfangs, sie hätte keinen Brief bekommen, und dann sagte sie, es sei nur eine Rechnung gewesen."

Marchmont gab keine Antwort, sondern erhob sich

und äußerte nur, er wolle Frau Bingham im Garten aufsuchen. Er begegnete ihr und ihrem Manne auf dem Rückwege zum Hause.

„O Lord Marchmont!“ rief sie ihm entgegen; „gerade Sie wünschte ich zu sehen. Wir haben eben über unsere arme Laura gesprochen; sie scheint unwohl zu sein.“

„Ich halte nicht viel von solchen Krankheiten der jungen Damen,“ begann Herr Bingham; allein seine Frau lehnte sich fest auf seinen Arm, um ihn zu erinnern, daß er versprochen hatte, ihr allein die Vermittlung der ganzen Sache zu überlassen.

„Mein Mann ist ärgerlich über einen Vorschlag, den Laura diesen Morgen gemacht hat,“ fuhr Frau Bingham fort, „und der allerdings ein wenig unvernünftig ist, denn er würde alle unsere Pläne in Unordnung bringen. Das arme Kind bildet sich nämlich ein, es wäre besser für sie, wenn sie sich einige Zeit ganz ruhig halten könnte. Sie wünscht darum, die Hochzeit möchte aufgeschoben und überhaupt in aller Stille gefeiert werden. Zu Ihrer Beredtsamkeit haben wir aber das volle Vertrauen, daß Sie Laura bestimmen können, diese thörichte Idee aufzugeben.“

„Hat Laura diesen Wunsch schon jemals früher geäußert?“ fragte Marchmont mit ernster Miene.

„Wir haben vor heute Morgen nie ein Wort davon gehört,“ sagte Herr Bingham. „Es ist auf jeden Fall nichts weiter als eine von den einfältigen Grillen, die junge Mädchen sich leicht in den Kopf setzen, weil sie

an nichts Ernstes zu denken haben. Ich habe gegen solche Einfälle nichts einzuwenden, so lange sie damit in den gehörigen Grenzen bleiben; denn ich mag keinen pedantischen Gebrauch von meiner väterlichen Gewalt machen. Allein wenn sie so weit gehen, daß sie in Familien-Angelegenheiten eingreifen, abgemachte Sachen stören wollen und dergleichen, dann würde man, meiner Meinung nach, die Würde der menschlichen Natur verleugnen, wenn man diesem mädchenhaften Unsinne nicht entschieden entgegentreten wollte."

„Es würde mir sehr unangenehm sein, wenn irgend etwas geschähe, das Laura betrüben könnte," entgegnete Marchmont.

„Ich weiß, daß Sie so denken," sagte Frau Bingham. „Wenn Sie aber mit Laura reden, so wird sie ohne Zweifel vernünftig genug sein, diese Idee aufzugeben. Sie ist sehr angegriffen und hat heftige Kopfschmerzen; ich habe ihr darum gerathen, heute auf ihrem Zimmer zu bleiben. Wenn Sie etwa morgen früh kommen wollten? — am besten wohl, wenn wir sämmtlich in der Kirche sind. Dann könnten Sie in aller Ruhe mit ihr sprechen. Ich werde Laura nicht in die Kirche gehen lassen; sie fühlt sich nach dem langen Gottesdienste immer sehr angegriffen."

Lord Marchmont versprach zu kommen, worauf Alle den Rückweg zum Hause antraten, denn während dieser Unterhaltung hatte man noch einmal einen Gang durch den Garten gemacht.

„Ah, da fällt mir ein," sagte Herr Bingham, als

sie die Hausthüre erreicht hatten, „über all den Unsinn, von dem wir gesprochen haben, hätte ich beinahe eine merkwürdige Neuigkeit vergessen. Harcourt erzählte sie mir, als er vor ungefähr einer Stunde vorbei kam. Unser ehemaliger Nachbar, der junge Theodor Danvers, ist noch am Leben und auf dem Wege hierher. Es ist ein sonderbares Gefühl, einen Freund noch am Leben zu finden, den man längst von den Fischen verzehrt glaubte. Erst muß man um ihn trauern, wenn er gar nicht todt ist, und dann muß man sich freuen, daß er noch am Leben ist, wenn man ihn schon ganz vergessen hat. Ich bin der Meinung, ein Mensch hat kein Recht, so zu sterben und nachher in's Leben zurück zu kommen."

„Theodor lebt noch?" rief Frau Bingham.

„Ich habe es schon von Fräulein Danvers selbst gehört," sagte Lord Marchmont.

„Theodor lebt noch! Wer hätte das gedacht?" wiederholte Frau Bingham, welche über diese Nachricht viel mehr erstaunt als erfreut zu sein schien.

„Seine Schwester ist sehr glücklich darüber," fügte Marchmont hinzu, der zu aufrichtig war, sich selbst erfreut über die Nachricht zu zeigen, aber wohl fühlte, daß er etwas sagen müsse.

Frau Bingham hatte sich bald wieder gefaßt, und da sie solche Bedenklichkeiten nicht kannte, bemühte sie sich, ihre anfängliche Verlegenheit dadurch gut zu machen, daß sie in übertriebenen Ausdrücken ihre Freude aussprach. Dem jungen Lord wurde die Unterhaltung pein-

lich; er lehnte darum die Einladung ab, mit in das Haus zu gehen, und empfahl sich.

„Der Brief war von Theodor!“ rief Caroline, in die Hände klatschend, sobald Frau Bingham das Zimmer verlassen hatte. „Verlaß dich darauf, Dorothy; jetzt ist mir Alles klar.“

„Wenn es wirklich so ist, wäre es besser gewesen, wenn du Lord Marchmont nichts davon gesagt hättest. Er kommt vielleicht auf denselben Gedanken und wird dann so eifersüchtig sein, wie ein Türke.“

„Das ist nicht meine Schuld,“ entgegnete Caroline; „warum hat Laura mir kein Vertrauen geschenkt? Hätte sie das gethan, so war ich davor behütet, einen dummen Streich zu machen.“

Dreizehntes Capitel.

Unverschämtheit und Beharrlichkeit.

„Wirklich, ich beneide diesen Menschen, den Rosalba,“ rief Harcourt, nach einem langen Stillschweigen aufstehend. „Ich hätte Lust, bei ihm in die Lehre zu gehen.“

„Diesen gemeinen Prahler könntest du beneiden, Frederic?“ entgegnete Margaret, „und du wolltest ihn nachahmen? Was willst du damit sagen? Ohne dich irgendwie für ein Tugendmuster zu halten, mein lieber Vetter, glaube ich doch nicht, daß du dich sonderlich vervollkommenen würdest, wenn du dieses höchst verächtliche Sub-

ject dir zum Muster nähmest. Warum bewunderst du ihn denn eigentlich?"

„Ich bewundere ihn gar nicht," versetzte Harcourt. „Wenn ich dir die reine Wahrheit sagen soll, es gibt auf der ganzen weiten Welt nur eine Person, die ich bewundere, und das bist du, Margaret. Außerdem bewundere ich nur noch ein Ding, und das ist — der Erfolg. Nenne Rosalba gemein, verächtlich, unverschämt — wie du willst; sicher gelingt ihm aber Alles, was er unternimmt, viel besser, als mir. Das ist es, was ich an ihm bewundere!"

„Vielleicht unternimmt er weniger schwierige Dinge."

„Mag sein; allein er unternimmt Dinge, die jedenfalls für ihn zu hoch sind; er fängt es sehr ungeschickt an, bedient sich der allergewöhnlichsten Mittel und erreicht dennoch seinen Zweck, — alles mit Hülfe seines unschätzbaren Receptes. Er hat in diesem Augenblicke zwei junge Damen und eine alte an der Hand, die alle in ihn verliebt sind. Er lebt auf die angenehmste Weise in einem vornehmen Hause, wo er alle Genüsse, alle Bequemlichkeiten hat, ohne einen Pfennig zu bezahlen, und er kann nach Belieben Geld borgen, ohne jemals an Rückzahlung gemahnt zu werden, — natürlich denkt er auch nicht daran."

„Welches ist denn sein unschätzbares Recept?"

„Unverschämtheit," erwiderte Harcourt, — „nichts als reine Unverschämtheit."

„Solltest du jemals so unklug sein," antwortete Margaret, „es mit diesem Recepte zu versuchen, so glaube

ich nicht, daß du Ursache haben würdest, dich über den Erfolg zu freuen."

„Wahrscheinlich nicht; allein lediglich deshalb, weil die Unverschämtheit mir nicht natürlich ist, weil ich sie annehmen müßte. Eine solche angenommene Unverschämtheit, bei welcher immer Furcht durchblickt, stößt Jedermann ab, während eine natürliche Unverschämtheit den wunderbarsten Erfolg hat. Ein von Natur aus unverschämter Mensch kann Mangel an Takt, an feiner Bildung und selbst an gewöhnlicher Klugheit verrathen, er wird dennoch den Sieg davon tragen und Alles mit Sturm einnehmen; während ein bescheidenes Verdienst, wie das deines unglücklichen Vetters, im ganzen Jahre keinen Zoll vorwärts kommt."

„Ein bescheidenes Verdienst!" wiederholte Margaret lachend. „Wahrlich, eine richtige Bezeichnung! Aber was hat denn der Graf für wunderbare Eroberungen gemacht?"

„Zuerst, Fräulein Dorothy Bingham, eine junge Dame mit wirklich nicht unbedeutenden Vorzügen."

„Unmöglich!" rief Margaret.

„Und doch wahr; wenigstens ist die Liebschaft im besten Zuge."

„Sollte es wirklich Dorothy gewesen sein?" sagte Margaret nach einer Pause. „Vor einigen Tagen sah ich aus der Entfernung eine Dame mit ihm am Gestade spazieren gehen, — sie sah ihr ähnlich."

„Sie war es ohne Zweifel. Beide müssen zu einem Einverständnisse gelangt sein, — ob ausdrücklich oder

stillschweigend, will ich dahin gestellt sein lassen. Denn, wenn sie beide zu einer gewissen Stunde in einer gewissen Richtung ausgehen, ist ein Begegnen unvermeidlich und ein gemeinschaftlicher Spaziergang die natürliche Folge. Wenn sich aber die junge Dame nur einmal die Mühe geben wollte, Morgens um sieben Uhr aufzustehen, so würde sie finden, daß ein ähnliches wunderbares Zusammentreffen zwischen ihrem irrenden Ritter und Fräulein Sophia Campbell unter dem lieblichen Schatten einer jungen Baumpflanzung an der Grenze von Lord Marchmont's Park Statt findet. So sehr sind die beiden schönen Damen für ihn eingenommen, daß der galante Graf in Verlegenheit ist, welcher Dame er schließlich seine Hand in aller Form anbieten soll."

„Auf keinen Fall soll Dorothy sein Opfer sein!" rief Margaret entrüstet. „Eine solche Schmach soll das arme, leichtsinnige Kind nicht treffen."

„Doch würde es mich nicht wundern, wenn der Graf sich für Dorothy entschiede. Er scheint ihr im Ganzen den Vorzug zu geben, und nur noch zu zaudern, weil er nicht sicher weiß, welche von beiden die beste Partie ist."

„Der verächtliche Schurke!" rief Margaret.

„Ich glaube, du thätest besser, dich nicht um ihre Angelegenheiten zu kümmern; sie gehen uns nichts an," meinte Harcourt.

„Deine Selbstsucht ist unerträglich, Frederic! Wie kannst du müßig zusehen, wenn ein junges, unerfahrenes Mädchen, ein Kind, in sein Verderben rennt und sich an

einen solchen Schurken wegwirft? Schäme dich, daß du sagst, es gehe uns nichts an!"

„Ich habe nicht müßig zugesehen," entgegnete Harcourt; „habe ich es dir nicht gesagt?"

„Ja, aber du gibst mir den Rath, mich nicht darein zu mischen."

„Ich halte es für Recht, dir das zu rathen, was gewiß das Klügste ist."

„Wenn du mich liebtest, so würdest du mir rathen, was am rechtlichsten und edelsten ist."

„Das herauszufinden, kann ich dir wohl selbst überlassen," erwiderte ihr Vetter, der schlau genug war, sich gleich durch irgend ein Mittel bei Margaret wieder in ein besseres Licht zu stellen, sobald er glaubte, zu weit gegangen zu sein.

Margaret schwieg einige Augenblicke und fragte dann, wer die alte Dame sei.

„Natürlich, unser Hausnarr," lautete die Antwort; „sie scheint mir jedoch eine absichtlose Eroberung zu sein."

„Wie lächerlich! Sie kann doch nicht eine solche Gans sein? Aber jetzt fällt mir ein, sie ist seit einiger Zeit noch wunderlicher gewesen als gewöhnlich; ich habe nur nicht viel darauf geachtet. Ihre Kleidung ist noch gesuchter und auffallender als sonst, und fortwährend sitzt sie am Fenster und seufzt. Aber an all dem, Frederic, bist du allein schuld."

„Wie konnte ich denn eine solche Narrheit für möglich halten? Wenn ein Mensch so abgeschmackt leichtgläubig sein will, so kann er sicherlich Niemand die Schuld

geben, als sich selbst. Weshalb behältst denn du, meine geistreiche Cousine, eine so alberne Gesellschafterin bei dir?"

„Wenn ich sie fortschickte," versetzte Margaret ruhig, „so würde wohl Niemand sie aufnehmen; sie besitzt weder Vermögen noch Freunde. Ich kann ihr wenig oder gar kein Gehalt geben; aber sie hat hier Tisch und Wohnung; es fehlt ihr nichts und sie scheint zufrieden zu sein. Nein, ich könnte sie nicht fortschicken!"

„Ist dies der einzige Grund, weshalb du sie nicht entfernst?" fragte Harcourt, sie scharf ansehend.

„Ja. Als ich im vorigen Frühjahre einige Tage abwesend war, kam ein Rothkehlchen und baute sein Nest in einem Fenstervorhange meines Zimmers. Glaubst du, ich hätte es hinausjagen können? Mein häßlicher, kleiner, brauner Hund — er hatte seinen Herrn verloren und folgte mir nach Hause. Sollte ich ihm den Platz an meinem Heerde verweigern, den er so vertrauensvoll in Anspruch nahm?"

„Theuerste Margaret!" sagte ihr Vetter, indem er ihre Hand ergriff und sie mit einem Blicke, aus dem fast Ehrfurcht sprach, ansah, „warum ist dieses mitleidvolle Herz so gütig gegen alle Wesen, nur nicht gegen eines?"

„Unsinn!" entgegnete Margaret, ihre Hand zurückziehend. „Du verlangst Liebe, nicht Mitleid. Es steht eben so wenig in unserer Macht, Mitleid zu versagen, als es bloß von unserm Willen abhängt, Liebe zu gewähren."

„So gönne mir wenigstens dein Mitleid, wenn du mir nichts Anderes geben kannst, — ein solches Mitleid, wie du dem armen Perduto geschenkt hast, als du

ihm erlaubteſt, lebenslang ſeinen Platz an deinem Heerde einzunehmen."

Margaret ſah ihn freundlich an. „Würdeſt du lange damit zufrieden ſein, Frederic, ohne einen Platz in meinem Herzen zu beſitzen? Und ſteht es in meiner Macht, dir den zu geben? Iſt es nicht vielmehr deine Sache, ihn zu gewinnen?"

„Ach, ich bin deiner nicht würdig!" rief Harcourt verzagend, indem er ſich in ſeinen Stuhl zurückwarf.

„Genug davon!" ſagte Margaret; „die Zeit verfließt und ich muß gehen."

„Wohin? — nach der Kirche?"

„Nein, dahin gehe ich nicht mehr," entgegnete ſie; „es iſt eine Heuchelei, die ich abgeſchworen habe."

„Gut," verſetzte ihr Vetter, „ſo laß uns hinausgehen in den großen Tempel der Natur, deſſen würdigſte Prieſterin du biſt, mit dem blauen Himmelsbogen als Dach über uns und der durchſichtigen Fluth des Oceans unter unſern Füßen. Siehe, nicht eine Welle kräuſelt ſeine glatte Fläche; das iſt ein Tag zu ſüßem Träumen."

„Ich kann heute Morgen nicht," erwiderte Margaret, indem ſie nach der Uhr ſah; „ich habe zu thun."

„Mit wem?"

„Nur mit mir ſelbſt; ich will Frau Rumford Beſuch machen. Sie liebt eine ruhige, gemüthliche Unterhaltung, wenn das Haus leer iſt und Alle in der Kirche ſind. Aber ich muß ihr noch eine halbe Stunde Zeit laſſen, ſonſt würde ich Frau Lacy bei Abhaltung des Gottesdienſtes überraſchen."

„Nichts als Rothkehlchen und häßliche braune Hunde und alte Weiber!“ rief Harcourt lachend. „Du wirst mir wenigstens erlauben, Margaret, dich bis an Bingham's Hausthüre zu begleiten? Dort werde ich dich dem eigenthümlichen Vergnügen überlassen, das du dir gewählt hast.“

„Sehr gern,“ sagte Margaret; „nur muß ich bitten, mich nicht mehr zum Gegenstande deines Gespräches zu machen; ich gestehe, daß ich dessen müde bin.“

Sie erhob sich, warf ihren Shawl über den Kopf und lockte am Fuße der Treppe freundlich ihrem Perduto, der dem Rufe dankbar Folge leistete und in dem engen Vorhause mit seinen kleinen Füßen so viel Lärm machte, als wenn er deren zwanzig anstatt vier hätte. Beim Oeffnen der Thüre aber stürzte er mit einem so maßlosen Bellen in's Freie, als wollte er die ganze Welt herausfordern.

In dieser Begleitung traten die beiden Verwandten ihren Weg nach Fairfield-House an.

Vierzehntes Capitel.

Verdecktes Spiel.

Die alte Frau Rumford war zu gebrechlich, um die Kirche besuchen zu können; aber sobald an Sonntagen die Thüre sich hinter den übrigen Mitgliedern der Familie geschlossen hatte und der Räderschall des abfahrenden Ponywagens verhallt war, holte die Kammerfrau

Lacy eine große Bibel und das Gebetbuch herbei, um ihrer Gebieterin die kirchlichen Gebete vorzulesen. Frau Rumford blieb während dessen bewegungslos sitzen, mit gefaltenen Händen und geschlossenen Augen, und gab die in der anglicanischen Liturgie vorkommenden Antworten nach dem Gedächtnisse. Dies geschah zuweilen zur unrechten Zeit; denn es war bei ihrer Taubheit sehr zweifelhaft, ob sie auch nur die Hälfte von dem verstand, was ihre Dienerin ablas. Dessen ungeachtet fragte sie sehr sorgfältig nach den betreffenden Capiteln des Tages und gab genau Acht, daß kein Versehen in dieser Beziehung vorkam. Wenn Alles vorgelesen war, wurde die große Bibel mit dem Gebetbuche an ihren Platz im Schlafzimmer zurückgebracht; die gute, alte Seele fühlte das Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben und schickte sich zu einem ruhigen Schläfchen an.

Laura befand sich noch in dem kleinen Wohnzimmer. Es war ihr nicht unlieb, daß die Tante von ihrer Anwesenheit im Hause nichts wußte, denn sie wurde dadurch der Pflicht überhoben, der alten Dame irgend welche Aufmerksamkeit zu beweisen, wozu sie gar nicht aufgelegt war. Laura feierte den Sonntag nicht so andächtig, wie Frau Rumford; ihre Sonntagsfeier bestand, wenn wir die ganze Wahrheit sagen sollen, nur darin, daß sie in dem Roman, den sie in der Woche angefangen hatte, an diesem Tage nicht weiter las. Caroline würde vielleicht nicht ein Mal so strenge gewesen sein. Laura war zwar nicht ohne natürlichen frommen Sinn; sie war empfänglich für religiöse Eindrücke und würde vielleicht sehr fromm

geworden sein, wenn durch die Erziehung ihre natürlichen Anlagen ausgebildet worden wären. Das war nicht geschehen, und so glich sie in dieser Hinsicht allen übrigen Mitgliedern ihrer Familie: sie dachte sehr wenig an religiöse Dinge; sie war nicht irreligiös, aber ganz und gar gleichgültig.

Marchmont hatte, wie sich leicht denken läßt, den versprochenen Besuch nicht vergessen. Während er unterwegs ist, wollen wir uns die Freiheit nehmen, einen Blick in sein Inneres zu thun, und nachsehen, ob Dorothea mit der Vermuthung Recht hatte, er sei vielleicht in Bezug auf Laura's Brief auf denselben Gedanken verfallen, wie Caroline.

Die Vermuthung war richtig. Hätte Marchmont nicht mehr gewußt, als Caroline glaubte, so würde er wohl schwerlich auf den Einfall gekommen sein; denn er war von Natur weder mißtrauisch, noch eifersüchtig. Allein was Laura ihm so ängstlich verborgen hatte — ihr früheres Verhältniß zu dem jungen Danvers — das war ihm ganz genau bekannt. Es wäre ihm gewiß sehr lieb gewesen, wenn seine Braut ihm so viel Vertrauen bewiesen hätte, ein offenes Bekenntniß abzulegen; sein Gewissen sagte ihm jedoch, daß seine eigene Handlungsweise zu tadelnswerth gewesen sei, als daß er über die ihrige mit Strenge urtheilen dürfe. Auch er hatte vor ihr etwas geheim gehalten; durfte er sich also über sie beklagen? Ueberdies war er von Natur nachsichtig und stets geneigt, die Fehler Anderer zu entschuldigen; wen hätte

er nun lieber entschuldigen mögen, als das Wesen, welches er so gern für vollkommen gehalten hätte? Er kannte Laura's natürliche Schüchternheit und schloß deshalb richtig: die Furcht vor dem Eindrucke, den ein solches Bekenntniß auf ihn hervorbringen könne, sei der einzige Grund ihres Schweigens. Es war ihm gewisser Maßen lieb, daß er der Verlegenheit überhoben wurde, eine Mittheilung über etwas, das er recht gut wußte, als Neuigkeit anhören zu müssen. Aber was sollte er davon denken, daß sie so plötzlich den Wunsch äußerte, die Hochzeit verschoben zu sehen, und zwar genau in dem Augenblicke, als die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres frühern Geliebten ankam? Und dann jener Brief, dessen Empfang sie anfänglich ganz abgeleugnet hatte, und der nach Carolinens Meinung die Ursache ihrer Aufregung war? Endlich noch die heftige innere Bewegung, welche Laura, wie Marchmont wohl bemerkt hatte, damals verrieth, als durch Margaret's Lied die Erinnerung an ihren ersten Geliebten und seinen Tod in den Wellen wach gerufen wurde!

Dennoch glaubte oder vermuthete Marchmont keinen Augenblick, daß Laura's Liebe zu ihm erheuchelt gewesen und daß ihre Untreue gegen ihren ersten und also einzigen wahren Geliebten in selbstsüchtigen Absichten ihren Grund habe. Er war weit entfernt, von seiner Braut so unwürdig zu denken; aber wenn es ihm früher schon zuweilen vorgekommen war, als ob es Laura an Charakterfestigkeit fehle, so trat dieser Gedanke, bei dem er bisher nie verweilt hatte, ihm jetzt so klar und bestimmt vor die

Seele, daß er sich desselben nicht erwehren konnte. War das, was er bisher für bloße Schüchternheit gehalten hatte, vielleicht etwas mehr — vielleicht Unbeständigkeit und Mangel an Festigkeit? Hatte vielleicht die Nachricht von der Rückkehr Theodor's einen Umschwung in ihren Gefühlen hervorgebracht und sie zu der Erkenntniß geführt, daß sie ihre wahren Empfindungen bisher verkannt habe? Wenn sie solche Zweifel hegte, so war das eine Selbsttäuschung, die aus Mangel an Festigkeit entsprang. Allein, wie es sich auch immer verhalten mochte, Marchmont war fest entschlossen, ihr hinreichend Zeit und Gelegenheit zu geben, daß sie über ihre Gefühle sich klar werden und er selbst sie prüfen könne. Trotz seiner noch unerschütterten Ueberzeugung, daß sie ihm durch freie Wahl ihres Herzens angehöre, wollte er sich durch keine Gefahr, die aus einer unbestimmten Verschiebung der Hochzeit entspringen könnte, verleiten lassen, ihrem Wunsche entgegen zu sein, wenn sie auch heute noch auf demselben beharrte.

Er hatte jetzt das Haus erreicht und wurde den von Frau Bingham zurückgelassenen Anordnungen gemäß in Laura's Zimmer geführt. Frau Bingham hatte Laura von Marchmont's beabsichtigtem Besuche nichts gesagt, in der Meinung, daß er am leichtesten zum Ziele gelangen werde, wenn er Laura überrasche. Laura erröthete tief, als er in das Zimmer trat, und ihre Augen wichen unwillkürlich den seinigen aus. Das schmerzte Marchmont. Er war fast immer vollkommen ruhig; allein der Anblick ihrer Verlegenheit wirkte ansteckend auf ihn und hatte, in Verbindung mit seinen vorangegangenen Betrachtungen,

eine gewisse Zurückhaltung in seinem Wesen zur Folge. Nachdem er seiner Braut jedoch einige Zeit gelassen, sich zu fassen, hielt er es für das beste, sogleich auf die Sache einzugehen.

„Laura," sagte er, „ich habe gestern mit Bedauern gehört, daß du unwohl bist. Deine Mutter meint, du hättest in der letzten Zeit zu viel Aufregung gehabt."

Er hielt inne. Laura schlug furchtsam die Augen zu ihm auf, aber sie senkte gleich wieder den Blick; es war, als ob sie sich noch nicht hinlänglich traue, um eine Antwort zu wagen. Da Laura trotzdem, daß Marchmont ihr so entgegenkam, nicht den Muth zu haben schien, das auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte, wie er wohl wußte, so war ihr Bräutigam rücksichtvoll genug, die Angelegenheit ganz in seine Hand zu nehmen.

„Wie deine Mutter mir gesagt hat," fuhr er fort, „glaubst du, es werde für deine aufgeregten Nerven sehr wohlthuend sein, wenn du eine gewisse Zeit ganz ruhig bei den Deinigen zubrächtest. Ist das wirklich dein Wunsch und nicht bloß ein vorübergehender Einfall, — so mag es geschehen. Ich kann nichts wünschen, was für dich unangenehm wäre. Eine Verzögerung ist zwar eine verdrießliche Sache, allein viel peinlicher wäre es für mich, wenn ich mir vorwerfen müßte, irgend einem deiner Wünsche entgegengetreten oder auch nur nicht zuvorgekommen zu sein."

Das hatte Laura nicht erwartet, und sie war nichts weniger als angenehm überrascht, — warum, das wußte sie vielleicht in diesem Augenblicke sich selbst nicht klar zu machen. Einen Augenblick schaute sie ängstlich zu Fer-

dinand auf. Sein Gesicht war ruhig und gelassen, und auf seiner Stirn war wohl Ernst, aber keine Spur von Aufregung oder Mißmuth zu lesen. Die Thränen drängten sich fast in Laura's Augen, und noch einmal bedeckte hohe Röthe ihr Gesicht.

„Theuerste Laura, sage mir selbst, was du verlangst! War das nicht dein Wunsch?"

„Ja, es war — es ist —" stotterte Laura.

„Nun, wozu denn dieses Schweigen, — woher diese Niedergeschlagenheit?"

„Dein kaltes Wesen ließ mich fürchten, du möchtest unwillig sein."

„Kaltes Wesen! Unwillig!" wiederholte Marchmont ein wenig gereizt. „In der That, liebe Laura, du suchst etwas, um dich zu quälen. Wenn du aus meinem Benehmen schließen zu dürfen glaubst, ich sei unwillig, so irrst du dich; ich versichere es dir. Es schmerzt mich allerdings, dich so unwohl und so niedergeschlagen zu sehen, aber ich bin weit entfernt, unwillig zu sein."

Es folgte eine kurze Pause. Laura war noch immer nicht beruhigt, sie wußte selbst nicht, weshalb; und Marchmont begann denn doch endlich über ihr sonderbares Benehmen etwas unzufrieden zu werden. Liebende unterhalten sich zuweilen mit kleinen Zwistigkeiten, deren Ursache und Gegenstand gleich schwer zu errathen ist, vermuthlich nur in der Absicht, das Vergnügen einer Versöhnung zu genießen. Ein solches Benehmen war jedoch Marchmont durchaus fremd; es kam ihm kindisch und albern vor und widerstrebte ganz seinem Charakter. Er stand auf.

„Laura," sagte er, „glaube nicht, ich sei unwillig; aber ich halte es für das Beste, dich jetzt zu verlassen, bis du selbst weißt, was du willst, oder wenigstens besser im Stande bist, dich darüber auszusprechen."

Diese Worte waren kaum über seine Lippen, als er sie auch schon bereute und sich fast der Grausamkeit anklagte; denn Laura sah mit dem Ausdrucke tiefer, ungeheuchelter Betrübniß und mit einer so sanften und flehenden Miene zu ihm auf, daß er sich vollständig entwaffnet fühlte. „Verlasse mich nicht, Ferdinand!" sagte sie, und zwei große, glänzende Thränen flossen über ihre Wangen.

Er hatte sie zum Weinen gebracht; er mußte Unrecht haben. Sie verlassen! Konnte er daran denken? Sie in Thränen verlassen, deren Ursache er war? — Er setzte sich also wieder, nahm zärtlich ihre Hand in die seinige und blickte sie voll Liebe und Mitleid an. „Theuerste Laura," sagte er, „habe ich unbewußt ein Wort geäußert, das dich verletzt hat? Ich würde mich selbst hassen, wenn ich fähig wäre, dich absichtlich zu betrüben."

„Nein, nein," entgegnete Laura, durch seinen milden Ton ruhiger geworden, „es ist meine eigene Schuld; ich habe mich sehr kindisch benommen."

Zur Ehre von Marchmont's Aufrichtigkeit sei bemerkt, daß er ihr nicht widersprach, sondern scherzhaft lächelnd antwortete: „In der That, Laura, ich glaube das auch."

Die Unterhaltung wurde nun etwas ungezwungener. Marchmont versicherte Laura, ohne sie nach ihren Beweggründen zu fragen — was ihr nicht weniger auffallend

als angenehm war —, er werde alles Mögliche thun, um die Erfüllung ihres Wunsches möglich zu machen und ihre Eltern mit der Aenderung des frühern Planes zu versöhnen. „Ich will die ganze Sache auf mich nehmen," sagte er, „und du sollst, so weit ich es verhindern kann, weder Tadel noch Vorwürfe hören."

„Wie gütig bist du!" Wie auffallend gütig, — dachte Laura, sprach aber nicht mehr von dem Gegenstande.

„Und nun," fuhr Marchmont fort, „mußt du dich nicht länger quälen. Es ist jetzt alles in Ordnung, und wir wollen nicht weiter darüber reden. Ich will dir etwas erzählen, was dich interessiren wird."

Laura erröthete von Neuem, weil sie fürchtete, er werde von Theodor sprechen.

„Vor einigen Tagen," fuhr er fort, „machte ich Fräulein Danvers einen Besuch und hatte eine lange Unterhaltung mit ihr. Sie ist ein sonderbares Wesen; sie hat ausgezeichnete Eigenschaften und große Fähigkeiten, die leider nutzlos verschwendet werden. Weißt du, daß sie auch Dichterin ist?"

„Zuweilen," versetzte Laura, „wenn sie ein schönes Lied voll wilder Begeisterung sang und ich nach dem Dichter fragte, hat sie eingestanden, daß sowohl Text als Melodie von ihr sei. Dann pflegte sie über ihre Kunst zu lachen und zu spotten; und in der Regel sang sie das Lied nicht wieder. Geschriebene Verse habe ich nie von ihr gesehen."

„Also componirt sie auch? Das wußte ich nicht. Sie scheint mit ihren Gaben nicht glänzen zu wollen und

doch auch keine falsche Scham zu empfinden, wenn sie an's Tageslicht kommen."

„Margaret ist nicht eitel," bemerkte Laura; sie sagte nie etwas Nachtheiliges über ihre frühere Freundin.

„Das mag sein, aber ihre Rücksichtlosigkeit geht doch wohl zu weit. Ich will nicht sagen, daß es Mangel an Bescheidenheit ist, allein jedenfalls fehlt ihr alle weibliche Schüchternheit, und das macht, verbunden mit ihrem freien Benehmen, ganz den Eindruck, als kümmere sie sich gar nicht um die Meinung Anderer."

„Ich glaube in der That, daß sie sehr wenig Werth darauf legt."

„Dann kann sie auch Niemand lieben."

Laura schwieg.

„Ausgenommen Einen," fuhr Marchmont, sich verbessernd, fort. „Einen liebt sie allerdings. Wie glücklich muß sie sein, daß ihr Bruder noch am Leben ist! Ich habe noch nichts Näheres gehört, nur die Thatsache, daß Theodor noch lebt."

Marchmont blickte Laura nicht an, während er dies sagte, sondern hielt seine Augen auf Margaret's Verse gerichtet, welche er eben aus der Tasche gezogen hatte.

Laura's Gesicht schien mit Purpur übergossen; sie machte einige unzusammenhangende Bemerkungen über die wunderbare Rettung und Margaret's Freude, auf die Marchmont nichts erwiderte. Die Farbe war aus ihrem Gesichte noch nicht verschwunden, als er aufblickte; das wiederholte Erröthen hatte zuletzt einen verrätherischen

Flecken, gleich einem Rosenblatte, auf ihrer Wange zurückgelassen.

„Hier sind die Verse," sagte er. „Da es ihr ziemlich gleichgültig zu sein schien, ob sie in's Feuer geworfen oder von mir mitgenommen würden, so war ich so frei, sie einzustecken."

„Sie sind hübsch, aber sehr traurig," bemerkte Laura, nachdem sie dieselben gelesen hatte. „Ich wundere mich übrigens, daß Margaret sie dir gezeigt hat."

„Das hat sie auch nicht gethan; ich fand das Blatt als Zeichen in einem Buche, worin sie las."

„Ich wollte, ich könnte auch dichten, Ferdinand," sagte Laura mit einem Anfluge von Traurigkeit, als sie das Blatt zurückgab; „aber wenn ich es auch könnte, — ich glaube nicht, daß ich je den Muth haben würde, dir meine Verse zu zeigen."

„Dann bist du am Ende gar eine Dichterin, ohne daß ich es weiß?"

Laura schüttelte den Kopf.

„Du hast die Verse auf der andern Seite des Blattes nicht gelesen," fuhr Marchmont fort; „ich will sie dir vorlesen, wenn es dir recht ist."

Der wilde Geist, der um die Föhren saus't,
In schauerlichen Regenwolken braus't,
War einst ein Zephyrhauch im Myrthenhain
Und fächelte der Wangen Rosenschein.

Vom Marmornacken jener Griechin hob
Er kaum ein Löckchen; ob den Fluthen wob
Ein Feierkleid er, daß der Schiffer kaum
Zum Spiel ihm darbot seiner Segel Raum.

Der Zephyr floh des Südens leichte See,
Da wandelte sein Kosen sich in Weh;
Der Jugend Harfensang und Balsamduft
Durchraf't im Sturme nun die Winterluft.

So wandelt sich, wenn irre geht das Herz,
Der jugendlichen Liebe Lust in Schmerz. —
O, wenn der Morgentraum zerrinnen muß,
Erbitte lieber dir des Todes Kuß!

So kalt und kälter durch das Leben geh'n
In bitterm Harme, macht, wie Eisesweh'n,
Was um dich lebt und webet, öd' und leer,
Und Segen spenden kannst du nimmermehr.

Dem Herzen weh, das zum Verräther ward
An Liebe, die dem Lenze sich gepaart!
Ihm geht die Sonne nicht mehr wärmend auf,
Gebrochen ist des Sommertages Lauf;
Zum eis'gen Pole dann die Seele flieht,
Wo lange Nacht den wirren Sinn umzieht!

Das Verlangen, seiner peinlichen Ungewißheit über Laura's Empfindungen ein Ende zu machen, hatte Marchmont veranlaßt, ihr diese Verse vorzulesen. Als er zu Ende war, blickte er sie an. Dieses Mal war sie nicht roth sondern leichenblaß geworden.

„Bist du krank, Laura?"

„Nein; warum glaubst du das?" entgegnete sie, während ihre Lippen bebten und sie Lügen straften.

Die Frage war beantwortet; ob zu Marchmont's Zufriedenheit, wollen wir dem Urtheile des Lesers überlassen. Er konnte nicht länger zweifeln: Laura fühlte, daß sie gegen Theodor falsch gehandelt habe. Aber war das Alles? Konnte nicht auch in ihrer Brust der geheime Wunsch schlummern, ihr Unrecht gut zu machen? Sollte dies der Fall sein, so war er weit entfernt, diesem Wunsche hindernd in den Weg treten zu wollen: ein Verrath war schon genug.

Während Beide noch schwiegen und Laura, mit aller Anstrengung ihre Gefühle bemeisternd, allmälig wieder Fassung gewann, hörte man ein wohlklingendes Lachen aus dem Nebenzimmer.

„Das ist jedenfalls Margaret," sagte Laura.

„Warum lacht sie denn, da sie doch allein ist?" fragte Marchmont.

„Sie ist nicht allein, die Tante ist dort. Frau Rumford kann nicht mehr in die Kirche gehen, und ich erinnere mich, daß sie mir kürzlich erzählte, Margaret besuche sie zuweilen des Sonntags Morgens."

Nach diesen Worten schien Laura einen Augenblick zu zaudern und fügte dann hinzu: „Ich möchte sie wohl sprechen; aber ich mag nicht dort hineingehen."

„Ich kann sie bitten, hierher zu kommen, und will inzwischen statt ihrer deiner Tante Gesellschaft leisten."

„Nein, — ja — ich fühle mich nicht stark genug — aber vielleicht wäre es besser —" Sie stockte, fuhr aber

dann, wie es schien, mit großer Selbstüberwindung fort: „Ich möchte sie doch eine Minute lang sprechen. Es wäre unartig, wenn ich sie fortgehen ließe, ohne ihr zur Rückkehr ihres Bruders Glück zu wünschen."

Als Margaret kurze Zeit vorher unangemeldet Frau Rumford's Zimmer betreten hatte, fand sie diese schlummernd. Sie warf deshalb ihren Shawl ab und setzte sich auf eine Fußbank zu den Füßen der alten Dame nieder. Ihr Hund weckte die Schlafende jedoch durch sein Bellen, und als ihre Augen auf das schöne Mädchen fielen, welches zu ihr aufblickte, glätteten sich die faltigen Züge zu einem freundlichen Lächeln.

„Ich fürchte, Perduto und ich haben Sie gestört," sagte Margaret.

„Sie sind mir willkommen, mein Kind, wie ein sonniger Morgen."

„Eine solche Vergleichung verdiene ich wohl kaum," entgegnete Margaret. „Mit meinem schwarzen Haar könnte ich eher die Nacht als den Morgen vorstellen."

„Sie sind aus Licht und Schatten gebildet, Margaret," meinte ihre alte Freundin. „Ich sehe, Sie haben meinen kleinen Liebling mitgebracht. Perduto, komm' her! Er ist mehr werth, als ein Dutzend verwöhnter Pudel."

„Ich glaube, Wenige würden Ihrer Meinung sein, Frau Rumford. Perduto ist nichts werth, wie die Leute sagen, Jessie aber sehr viel."

„So denke ich nicht," erwiderte Frau Rumford, den Kopf des Hundes streichelnd. „Du bist recht hübsch, Perduto, was sie auch sagen mögen, und ich habe dich gern;

du erinnerst mich an einen kleinen schwarzbraunen Hund, den meine Großmutter hatte. Ich könnte Ihnen eine lange Geschichte von dem kleinen Hunde erzählen, Margaret."

„Bitte, thuen Sie es doch! Ich höre gern lange Geschichten."

Und es war eine lange Geschichte, so lang, daß wir sie unsern Lesern ersparen wollen. Allein Margaret hörte sie nicht bloß aufmerksam an, sondern schien sich allen Ernstes für die weitläufigen Erzählungen aus Frau Rumford's Jugendzeit zu interessiren. Es war die reine Wahrheit, als Margaret zu Carolinen sagte, sie habe alte Leute lieb; es gewährte ihr wirklich Vergnügen, sie glücklich zu sehen und ihnen einige heitere Augenblicke zu bereiten. Vielleicht waren das auch für sie die heitersten Stunden.

„Ach, mein Kind," schloß Frau Rumford, „es ist ein sonderbares Gefühl, wenn ich mich in jene Tage zurückversetze, als ich so jung war wie Sie jetzt sind, — so hübsch wie Sie bin ich freilich nie gewesen — und wenn ich dann denke, daß, wenn Sie am Leben bleiben, ein Tag kommen wird, wo Sie vielleicht eben so gebrechlich sind, wie ich jetzt bin." Sie strich bei diesen Worten über Margaret's rabenschwarzes Haar und fuhr dann fort: „Nie habe ich so schwarzes Haar gesehen, wie das Ihrige, mein liebes Kind; weiße Rosen müßten sich recht gut darauf ausnehmen. Was werden Sie auf dem Balle nach dem Wettrennen tragen?"

„Ich gedenke nicht hinzugehen."

„Nicht auf den Ball zu gehen? — wo jeder hingeht!

Warum denn nicht? — Ah, ich errathe Ihren Grund. Habe ich Recht? — Die Ausgabe — das Billet kostet sieben Shillinge; nicht wahr?" Frau Rumford begann dabei in ihren Taschen zu suchen und fuhr dann fort: „Sie dürfen es einer alten Frau nicht übel nehmen, die Sie so zu sagen wie ihre Enkelin betrachtet; Sie müssen das Geld für ein Billet von mir annehmen — auch für die weißen Rosen."

„Ich würde mich gewiß nicht beleidigt fühlen, liebe Frau Rumford," versicherte Margaret. „Ich müßte Ihnen vielmehr für Ihre Güte dankbar sein. Aber die Kosten sind in der That nicht der Grund, weshalb ich zu Hause bleiben werde. Ich erwarte meinen theuern Bruder, und obgleich ich kaum hoffe, daß er so bald kommt, so kann ich doch schon jetzt an nichts Anderes denken. Ich möchte gern jeden Augenblick zu seinem Empfange bereit sein. Es würde mich schmerzen, wenn Theodor, der gleichsam aus dem Grabe zurückkehrt, seine Schwester darum nicht auf der Schwelle des Hauses fände, weil sie auf einen Ball gegangen wäre."

„O mein Kind, was werden Sie denken, daß ich Ihnen dazu noch nicht einmal Glück gewünscht habe! Sie halten mich gewiß für gefühllos?"

„Nein, gewiß nicht, — dafür nicht," entgegnete Margaret lächelnd.

„Aber für eine arme alte Frau mit einem recht schlechten Gedächtnisse, — nicht wahr?"

„Und einem recht warmen Herzen," ergänzte ihre junge Freundin.

„Wissen Sie, Margaret, es ist mir lieb zu hören, daß Ihr Bruder wieder bei Ihnen sein wird; denn, daß Sie und der junge Harcourt dort so zusammen hausen, wollte mir nie recht gefallen."

Ein herzliches Lachen — dasselbe Lachen, welches man im Nebenzimmer gehört hatte — war Margaret's erste Antwort. „Meine liebe Frau Rumford," sagte sie dann, „wir hausen nicht zusammen. Frederic wohnt auf seiner Yacht; freilich bringt er, das kann ich nicht leugnen, einen großen Theil seiner Zeit bei mir zu."

„Jedermann glaubt, Sie seien mit einander verlobt," bemerkte Frau Rumford.

„Das ist aber nicht der Fall."

„Dann thun Sie sehr unrecht, mein liebes Kind, ihn durch Ihr Benehmen zu ermuthigen."

„Er weiß ganz genau, wie ich gegen ihn gesinnt bin; er weiß, daß ich nicht vorhabe, ihn zu heirathen, wenigstens jetzt nicht, daß mir aber seine Gesellschaft angenehm ist. Er ist geistreich und gebildet, und seine Unterhaltung ist mir oft eine Erquickung nach all dem leeren Geschwätz, das man so oft hört."

„Und glauben Sie nicht, daß er dies für eine Aufmunterung hält? Ich sehe, wie es kommen wird! Sie werden sich in eine falsche Lage — in eine Verlegenheit bringen, und endlich werden Sie aus purer Großmuth ihm Ihre Hand geben, weil Sie sehen, daß Ihr eigenes Betragen ihm Anlaß gegeben hat, dieses zu hoffen."

„Wohl möglich," versetzte Margaret.

„Aber Sie müssen ihn nicht heirathen," fuhr Frau

Rumford eifriger fort, indem sie sich in ihrem Stuhle aufrichtete, — „Sie müssen ihn nicht heirathen, Margaret! Folgen Sie nur dieses Mal dem Rathe einer alten Frau, Sie werden es nicht bereuen! Dieser junge Mann ist in jeder Beziehung Ihrer unwürdig.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Marchmont trat ein, um Laura's Auftrag auszurichten.

„Wie!“ rief Frau Rumford, „ich dachte, es wäre Niemand im Hause.“

Margaret erhob sich von der Fußbank und ging ruhig zu Laura in's andere Zimmer.

„Du bist unwohl, wie ich höre,“ sagte sie, „was fehlt dir?“

Laura sprang auf, als Margaret eintrat; ihre Aufregung war unverkennbar; sie bemühte sich jedoch, ruhig zu scheinen, indem sie erwiderte: „Ja, ich bin wirklich sehr unwohl.“

Margaret nöthigte sie, sich wieder zu setzen, und nahm selbst an ihrer Seite Platz, aber ohne ihre ruhige, ernste Miene zu verändern.

„Ich konnte dich nicht fortgehen lassen,“ fuhr Laura fort, „ohne dir zu sagen, wie sehr wir uns alle über die glückliche Nachricht freuen, die du erhalten hast.“

Margaret blickte sie fast mitleidig an, denn sie sah deutlich, mit welcher innern Anstrengung das arme Mädchen diese Worte hervorbrachte. „Ich habe nie daran gezweifelt, daß er zurückkehren würde,“ antwortete sie; „wahre Liebe verzweifelt nicht so leicht. Aber du bist

heute zu unwohl, um viel zu sprechen.“ Mit diesen Worten stand sie auf.

„O bleibe noch, Margaret! Ich habe dir noch etwas zu sagen — meine Hochzeit ist aufgeschoben. Dies wollte ich dir nur mittheilen; das ist Alles.“

Margaret gab keine Antwort, sondern betrachtete sie einen Augenblick schweigend.

Laura wagte einen furchtsamen Blick, um zu sehen, ob ihre Worte einen günstigen Eindruck gemacht hätten.

„Und was ist der Grund dieses Aufschubes?“ fragte Margaret endlich.

„Mein eigener Wunsch,“ erwiderte Laura mit einem Tone, der entschieden sein sollte, aber eher zitternd zu nennen war.

Margaret that keine Frage weiter, sondern nahm nur die Hand ihrer ehemaligen Freundin mit derselben Ruhe, die sie bisher beobachtet hatte, doch nicht ohne Beimischung mitleidiger Theilnahme, indem sie sagte: „Ich sehe, du bist zu angegriffen, um eine längere Unterhaltung zu führen; ich kann also nichts besseres thun, als dir für jetzt Lebewohl sagen.“

„Du kannst Recht haben,“ versetzte Laura mit schwacher Stimme. Als die gefürchtete Feindin das Zimmer verlassen hatte, sank sie in ihren Stuhl zurück und fand Erleichterung in einem Strome lange zurückgehaltener Thränen.

„Die Hochzeit ist aufgeschoben, Frederic,“ sagte Margaret mit glühendem Gesichte zu ihrem Vetter, indem sie den Shawl von sich warf.

„Das wußte ich vorher; du verdankst es mir."

„Wie so? Erkläre mir das."

„Das ist mein Geheimniß; ich gebe dir keine Erklärung."

„Frederic!"

„Sieh' nur nicht so drohend aus, meine schöne Cousine. Hast du mir nicht gesagt: wenn ich jene verhaßte Verbindung hinderte, dürfte ich auf deine Dankbarkeit rechnen?"

„Allerdings. Aber ich möchte wissen, was für Mittel du angewandt hast. Sind sie von der Art, daß ich sie billigen würde?"

„Wenn du in dieser Beziehung Mißtrauen zu mir hegtest, so hättest du nicht jenes Versprechen geben sollen," antwortete Harcourt; „allein sei unbesorgt, du bist auf keine Weise mit darin verwickelt. Hat sie dir die Ursache gesagt?"

„Sie sagte, es sei ihr eigener Wunsch."

„Nun, da siehst du's; und wenn sie Theodor heirathet, so wird es auch nur ihr eigener Wunsch sein; also können die von mir angewandten Mittel keine unerlaubten sein. Sobald Laura Theodor's Frau ist, sollst du hören, wie ich es bewerkstelligt habe; und wenn mir dann nichts mehr, als bloße Verzeihung zu Theil wird, — so will ich nie wieder an Dankbarkeit und Edelmuth glauben!"

„Wenn deine Mittel ehrenhaft sind, warum kannst du sie denn nicht jetzt nennen?" fragte Margaret ungeduldig.

„Weil ich nicht will," entgegnete der unerschütterliche Vetter.

„Wohl, aber vergiß wenigstens Eines nicht," versetzte Margaret, zu stolz, noch weiter zu bitten; „ich bin nicht eine so unbedingte Verehrerin des Erfolges, daß ich gegen die angewandten Mittel gleichgültig wäre. Du handelst auf deine eigene Gefahr!"

Fünfzehntes Capitel.

Ränke und Warnungen.

Margaret hatte ihren Vorsatz nicht vergessen, Dorothea vor der Gefahr zu warnen, der sie in ihrer kindischen Thorheit und Eitelkeit entgegen ging; aber es war nicht leicht, die junge Dame allein anzutreffen, und zu bedenklich, die Sache einem Briefe anzuvertrauen. Am nächsten Tage sollte das erste Wettrennen Statt finden, und Margaret wünschte sehr, Dorothea wo möglich vorher zu sprechen; denn eine Liebschaft kann an solchem Tage rauschenden Vergnügens unglaubliche Fortschritte machen. Während Margaret noch mit diesen Betrachtungen beschäftigt war und der schon vorgerückte Nachmittag zu irgend einem Schritte drängte, wenn überhaupt etwas geschehen sollte, wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch einen unterdrückten Seufzer der armen Gesellschafterin erregt, die mit ihrem Strickzeug auf dem gewöhnlichen Platze am Fenster saß.

„Was ist, Fräulein Cook? Sind Sie krank?“ fragte Margaret, indem sie aufstand und sich dem Fenster näherte.

„Nur ein wenig angegriffen, etwas Herzklopfen — es wird gleich vorüber sein.“

„Vielleicht wäre es gut für Sie, wenn Sie sich niederlegten, oder soll ich das Fenster öffnen?“

„O, um Alles in der Welt nicht! bitte, nein!“ rief Fräulein Cook und warf einen verstohlenen, ängstlichen Blick durch die Scheiben.

„Gewiß nicht, wenn Sie es nicht wünschen. Ich meinte, die frische Luft könnte Ihnen wohlthun,“ erwiderte Margaret und richtete dabei unwillkürlich ihre Augen auf das Fenster. Der Sand der Küste, durch die Ebbe bloßgelegt, funkelte unter den schräg fallenden Strahlen der Sonne, und alle Umrisse grenzten sich scharf auf dem klaren Hintergrunde ab, den die Meeresfläche bildete. Ein martialisch aussehender Herr und eine junge Dame wandelten langsam am Strande, und Margaret erkannte auf den ersten Blick Rosalba und Dorothea.

Sie führte ihre tiefbetrübte Gesellschafterin vom Fenster weg und setzte sie sanft auf das Sopha, was sich die kleine Dame in schmerzlicher Ergebung gefallen ließ. Dann warf Margaret ihren Shawl über den Kopf und eilte hinaus, um die zärtliche Unterhaltung zu stören und wo möglich Dorothea mit sich zu nehmen. Während sie leichten Schrittes dem Strande zueilte, gewahrte sie der Ritter und hielt es für angemessen, den Rückzug anzutreten. Margaret sah, wie er vor seiner Dame eine tiefe Verbeugung machte, ihr die Hand drückte und rasch davon

ging. Dorothea sah ihm einige Augenblicke nach und schien darauf die Richtung nach ihrer Wohnung einschlagen zu wollen; allein als sie bemerkte, daß Margaret sich ihr näherte, blieb sie stehen.

„Seit wann hast du denn den Hüten Krieg erklärt?“ sagte sie ohne die geringste Verlegenheit, als letztere sie erreicht hatte.

„Ich hatte dieses Mal keine Zeit, einen zu suchen.“

„Darf ich wissen, weshalb du so eilig warst?“

„Ich wollte dir in Betreff jenes schönen jungen Herrn eine kleine Warnung zukommen lassen.“

„Ich hoffe doch, daß du mir darüber nicht den Text lesen willst,“ versetzte Dorothea empfindlich. „Was ist denn Böses dabei?“

„Ob etwas Böses dabei ist oder nicht, das geht mich nichts an. Ich habe nicht die Absicht, Dorothy, dir eine Predigt zu halten; nur einen freundlichen Rath wollte ich dir geben.“

„Aber wenn man keinen guten Rath verlangt,“ entgegnete Dorothea, sich von ihr abwendend, „und das zufällig für eine langweilige Sache hält?“

„So sage ich dir meine Meinung ungefragt; du magst davon Gebrauch machen oder nicht!“

„Oh, ich kann mir denken, du willst zu Papa und Mama gehen und es bei ihnen anbringen! Geh, du bist mir zuwider, Margaret!“ rief Dorothea und schlug die Richtung nach ihrem Hause ein.

Margaret folgte Dorothea und legte den Arm in den ihrigen. „Höre mich, du thörichtes Kind,“ sagte sie;

„ich habe dich mehrmals mit dem Grafen Rosalba spazieren gesehen. Dieses Zusammentreffen mag zufällig gewesen sein oder nicht, ich bin überzeugt, du hattest nur die Absicht dabei, dir einen Spaß zu machen; aber bist du gewiß, daß auch er keine andere Absicht hatte?"

„O, ich dachte, du wolltest mir eine Strafpredigt über das Unpassende meines Benehmens halten," antwortete das junge Mädchen, in hohem Grade beruhigt.

„Ich will dir die Thorheit deiner Handlungsweise vorhalten. Was glaubst du, daß die Absicht jenes Mannes sei?"

„Wer weiß? Vielleicht gedenkt er mich zu heirathen. Warum nicht? Es wäre keine übele Partie, nur bin ich noch gar nicht einig mit mir, ob er mir gut genug gefalle. Andere Leute machen es nicht viel besser, glaube ich."

„Was würdest du denn davon denken, liebe Dorothy, wenn auch der Graf seinerseits noch nicht einig mit sich wäre, ob er dich oder eine gewisse andere junge Dame vorziehen soll? Und wenn er etwa geneigt wäre, einer gewissen Summe von Pfund, Shilling und Pence den Vorzug vor deinen verschiedenen guten Eigenschaften zu geben?"

„Was bildest du dir ein? Du könntest eben so gut fragen, was ich davon denken würde, wenn der Himmel einfiele."

„Es ist die Wahrheit, liebe Dorothy, ich weiß es ganz gewiß."

„Du denkst an Sophia Campbell; aber ich kann dir versichern, er lacht nur über sie."

„Wahrscheinlich lacht er bei dir über sie und bei ihr über dich."

„O nein, Margaret! Das wäre zu abscheulich, ich kann das nicht glauben! Welche Gründe hast du denn, das zu vermuthen?"

„Kümmere dich nicht um meine Gründe; gib dir nur einmal die Mühe, Fräulein Campbell's regelmäßige Morgenspaziergänge zu beobachten. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht gerade das Seitenstück zu deinen Ausflügen nach dem Strande bildeten. Das ist Alles, was ich zu sagen hatte, und nun lebe wohl!"

„Du bist meine gute liebe Margaret! Aber ich glaube doch kein Wort von Allem, was du gesagt hast."

„Mache die Probe, und wenn du findest, daß ich Recht habe, so vergiß nicht, dem Fräulein Campbell denselben Dienst zu erzeigen."

„Das werde ich sicherlich thun, wenn es auch nur wäre, um den Grafen in's rechte Licht zu stellen," versetzte Dorothea, nickte ihr freundlich zu und eilte nach Hause.

Das Wetter war am nächsten Morgen so schön, wie vergnügungssüchtige Herren und geputzte Damen es nur wünschen konnten. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen und kein Lüftchen wehte, so daß selbst der Staub nicht aufflog. Der Tag war wie gemacht für das Wettrennen von Sporthaven. Dorothea setzte ihren neuen, mit blauem Bande besetzten Strohhut auf und betrachtete sich im Spiegel. Dabei schien ihr etwas sehr Belustigendes einzufallen, denn plötzlich brach sie in ein lautes Gelächter aus.

„O Himmel, Fräulein Dorothy!“ rief die Kammerjungfer, „Sie zerdrücken Ihren Hut beim bloßen Anprobiren, noch ehe Sie ihn tragen.“

Dorothea achtete nicht darauf.

„Caroline,“ rief sie, „ich bin froh, daß du einen rothen Hut hast, ich mag es nicht leiden, wenn wir alle dieselbe Livree tragen. Es sieht so einfältig, so nach dem Campbell'schen Geschmacke aus.“

„Gewiß; aber du mußt nicht meinen, daß Sophia diese Einrichtung liebt,“ erwiderte ihre Schwester. „Sie sagt, Alles, was ihrer Schwester gut stehe, passe für sie nicht, und doch verlange ihre Mutter, daß sie sich ganz gleich kleiden sollen. Ueberdies hat die gute Frau Campbell einen abscheulichen Geschmack. Glaube mir, Sophia möchte sich gern verheirathen, nur um fort zu kommen.“

„Hat sie das gesagt?“ fragte Dorothea lachend.

„Das eben nicht,“ versetzte Caroline; „aber ich weiß es dennoch gewiß, gerade so gewiß wie —“ sie hielt inne und beobachtete die Vorsicht, umzublicken und zu sehen, ob die Harvey fortgegangen sei. „Gerade so gewiß,“ fuhr sie dann fort, „wie ich weiß, daß Theodor die Ursache ist, weshalb Laura's Hochzeit verschoben wird.“

„Wie fatal!“ erwiderte Dorothea. „Glaubst du, sie liebe Theodor mehr? Ich möchte wissen, warum. Lord Marchmont ist eben so hübsch und viel reicher.“

„Ich glaube nicht, daß ihre Liebe zu Theodor der Grund des Aufschubes ist; es wird wohl nur ihre alberne Furcht vor Margaret sein. Margaret hat ihr Basiliskenauge auf Laura geworfen, und das arme Mädchen ist

dadurch so festgebannt, daß sie sich weder rechts noch links zu drehen wagt."

„Ich habe Margaret doch lieb," sagte Dorothea.

„Ich kann sie nicht begreifen; ich glaube, sie würde sich vor nichts scheuen und könnte Einen ermorden, wenn es darauf ankäme."

„Kein Wunder, daß Laura sich vor ihr fürchtet! Wenn nur die Verlobung wenigstens nicht vor dem Maskenballe aufgelöst wird! — Aber Caroline, du hast noch nicht einmal gesehen, wie mein neuer Hut mir steht."

„O, ich werde dich den ganzen Tag darin sehen," entgegnete die Schwester in einer kleinen Aufwallung von Ungeduld, da sie sich eben damit beschäftigte, ihr Haar zu ordnen, was für sie eine Sache von Wichtigkeit war.

Während die Schwestern sich so unterhielten, fand zwischen Harcourt und Robert in dem abgelegenen Gemache, welches Letzterer seines Vaters Staubloch zu nennen beliebte, eine Verhandlung über wichtigere Dinge Statt. Ungeachtet seiner früher geäußerten Meinung, daß Harcourt ein „ganz gemeiner Mensch" sei, hatte Robert ihn doch als einen mit allen „Mitteln und Wegen" vertrauten Mann über die übele Lage seiner Verhältnisse zu Rathe gezogen. Seine Lage, die schon schlimm genug gewesen, war jetzt dadurch noch mißlicher geworden, daß sein Vater ihm erklärt hatte, er könne fortan die jährliche Summe nicht mehr zahlen, welche er ihm früher ausgeworfen, und auf deren Fortgenuß Robert gerechnet hatte. Was war zu thun? — mit einem kostspieligen Haushalte und einer verschwenderischen Frau,

welche nicht die entfernteste Ahnung von der Nothwendigkeit einer Einschränkung hatte, während er seinerseits ebensowenig an's Sparen denken mochte?

Robert hatte natürlich diese Einzelheiten Herrn Harcourt nicht mitgetheilt; er hatte ihn nur in Bezug auf gewisse vortheilhafte Speculationen um Rath gefragt und ihm zu verstehen gegeben, daß er vielleicht bald in der Lage sein werde, Geld zu borgen. Harcourt erkannte jedoch deutlich genug, daß noch etwas Anderes dahinter stecke und daß Robert sich in bitterer Verlegenheit befinde. Sogleich stieg der Gedanke in ihm auf, daß sich vielleicht Vortheil daraus ziehen ließe, und er hatte schon verschiedene Bemerkungen und Anspielungen fallen lassen, um zu sehen, wie er Robert fangen könne.

Robert hatte den Kopf in beide Hände gestützt und fuhr mit den Fingern durch die Haare, während Harcourt, die Hände in den Taschen, nachlässig im Zimmer auf und ab schlenderte, bis er endlich vor dem Tische stehen blieb, an welchem Robert in düstere Betrachtungen versunken saß.

„Du weißt, Bingham," sagte er, „wenn ich ein reicher Mann wäre, so würde ich dir die Auskunft gern umsonst geben; aber ich bin selbst in ähnlichen Umständen wie du, ich brauche Geld. Dies muß mir als Entschuldigung dienen, daß ich dir meinen Rath verkaufen will. Sonst wäre es anständiger, daß ich ihn dir unentgeltlich gäbe."

„Was das angeht," versetzte Robert verdrießlich, „so sehe ich nicht ein, warum es nicht eben so anständig sein

sollte, einen guten Rath zu verkaufen, als ihn zu kaufen. Nur möchte ich gewiß sein, ob nichts dabei ist, was ein nachtheiliges Licht auf mich werfen könnte."

„Diese Gewißheit hast du vollständig, wenn du nichts Näheres darüber erfährst," erwiderte Harcourt lachend. „Eine Sache kann nie ein nachtheiliges Licht auf dich werfen, wenn sie für dich im Dunkeln bleibt. Nicht wahr?"

„Allerdings," sagte Robert gedankenvoll.

„Der Handel ist sehr einfach," fuhr Harcourt fort. „Ich sage dir, welches Pferd nach meiner festen Ueberzeugung siegen wird, und darauf wettest du. Jedermann hat ein Recht, seine Meinung über solche Dinge zu äußern; nur nöthigen mich meine augenblicklichen Verhältnisse, meine Meinung nur für Geld auszusprechen. Um dir für dein Geld Sicherheit zu gewähren, versichere ich dir, daß ich in der Lage bin, das gewiß zu wissen, was ich als meine Meinung ausspreche."

„Ich müßte ein Narr sein, wenn ich von deiner Kenntniß nicht Gebrauch machen wollte," antwortete Robert. „Laß hören, welche sind deine Bedingungen?"

„Die Hälfte des Gewinnes. Du zahlst mir die Summe, nachdem du gewonnen hast, und gibst mir jetzt — es ist am besten so — ein schriftliches Versprechen darüber."

„Schriftlich? Das könnte mich in Verlegenheit bringen. Ueberdies ist es ja eine Ehrenschuld, die keiner derartigen Sicherheit bedarf."

„Entschuldige, Bingham," entgegnete Harcourt lächelnd — er mochte wohl denken, die Ehre beider Theile sei nicht viel werth — „ich bin weit entfernt, das leiseste

Mißtrauen in deine Rechtlichkeit zu setzen, allein die Sache steht in diesem Falle anders. Eine Ehrenschuld wird durch ihre Oeffentlichkeit geschützt, und die Achtung vor der Meinung der Welt ist ein eben so kräftiger Schutz, wie die Furcht vor dem Gesetze. Aber hier handelt es sich um ein geheimes Geschäft, und darum darf ich meine Sicherstellung in der gewöhnlichen Form fordern."

„Das ist wahr," bemerkte Robert.

„Das Papier beweis't ja nur, daß ich dir einen Rath ertheilt habe, und wir wollen es überdies zerreißen, sobald unser Geschäft beendigt ist."

Harcourt setzte sich und entwarf eine Erklärung, die er sodann Robert zum Abschreiben reichte. „Den Namen des Pferdes," sagte er, „müssen wir später einrücken."

Robert schrieb die Erklärung mit verdrießlicher Miene. „Es ist eine Schande," murmelte er, indem er die Feder hinwarf und das Papier seinem Gegenpart zuschob, „daß meines Vaters leichtsinnige Verschwendung mich zu solchen Mitteln treibt!" An seine eigene Schuld schien er nicht zu denken.

„Gut," sagte Harcourt mit heiterer Miene, faltete die Schrift sorgfältig zusammen und steckte sie in seine Brieftasche. „Die bestimmtern Anweisungen kann ich dir auf dem Rennplatze erst geben. Du weißt wahrscheinlich, daß drei Pferde von Sir Ralph Granger gegen drei von Lord de Stanner rennen werden; das ist der wichtigste Gang bei dem diesjährigen Rennen."

„Ich habe davon gehört," antwortete Robert; „allein

da ich dachte, ich würde nicht wetten können, so habe ich nicht weiter darauf Acht gegeben."

„Jetzt hat sich das Blatt gewendet; du mußt wetten," fuhr Harcourt fort, „und das ändert die Sache. Vorläufig kann ich dir nur das sagen, du darfst auf Lord de Stanner's Pferde nichts setzen, selbst nicht auf die Esmeralda, das Hauptpferd, worauf man wahrscheinlich sehr bedeutende Summen setzen wird; doch wette überhaupt gar nicht, bis ich es dir sage. Die Pferde rennen zu zweien; allein ich habe noch nicht mit Gewißheit in Erfahrung bringen können, in welcher Ordnung; davon wird aber viel abhangen."

„Warum ziehst du nicht selbst Nutzen von deinem Scharfblicke, oder von dem, was du weißt?" fragte Robert nachdenklich.

„Vielleicht werde ich selbst eine kleine Wette eingehen, allein ich habe Gründe, weshalb ich nicht in den Ruf zu kommen wünsche, als gäbe ich mich mit hohen Wetten ab." In diesem Punkte sagte er die Wahrheit, denn er wußte, daß Margaret das Wetten verabscheute.

„Ich bin in deinen Händen," sagte Robert und stand auf. „Wenn ich verliere, so bin ich ruinirt."

„Sei unbesorgt! Wir treffen uns auf der Rennbahn. Wie ich gehört habe, soll ich mit Frau Bingham in Lord Marchmont's Phaeton hinfahren, und Lord Marchmont, glaube ich, fährt mit dir."

„So war gestern Abend die Abrede. Komm', laß uns nach den Ställen gehen. Eine gute halbe Stunde vergeht mindestens noch, ehe die Wagen vorfahren."

Noch eine andere Person in Fairfield-House schien an jenem Morgen etwas Wichtiges vorzuhaben — Frau Campbell. Sie kam vollständig angekleidet herunter, als alle Uebrigen noch mit der Toilette beschäftigt waren, und schritt ruhelos im Gesellschaftsaale auf und ab; zuweilen blieb sie stehen und horchte, als ob sie Jemand erwarte. Endlich hörte man das Gerassel von Rädern, und wenige Augenblicke nachher traten Lord Marchmont und Graf Rosalba in das Zimmer. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und einigen hochtrabenden Redensarten des Grafen über das schöne Wetter, auf die Frau Campbell sehr zerstreut antwortete, verlor sich die Predigerwittwe in das Gewächshaus, von wo aus sie plötzlich rief: „O Lord Marchmont, wollen Sie nicht einen Augenblick hierher kommen, um diese seltsame Blume zu betrachten; ich weiß, Sie verstehen Alles."

„Ich kann Ihnen versichern, Frau Campbell, daß ich von Botanik nichts verstehe."

„O, Sie werden mir doch sagen können, was es für eine Blume ist, wahrscheinlich eine Art Fliegenfänger," fuhr Frau Campbell fort, während sie unruhig in's Zimmer blickte, um zu sehen, ob Rosalba folge. Dieser Held war inzwischen beschäftigt, sein Haar zu kämmen und den Bart vor einem Spiegel zu ordnen.

Marchmont mußte der Aufforderung Folge leisten, obgleich er wiederholt versicherte, daß ihm die Classe der Fliegenfänger durchaus unbekannt sei. Sobald er vor Frau Campbell stand, sagte diese mit leiser Stimme und in vertraulichem Tone zu ihm: „Lord Marchmont, Sie

werden mich verpflichten, wenn Sie mir gestatten, fünf Minuten lang allein mit Ihnen zu reden."

Sie öffnete sodann die andere, in den Garten führende Thüre des Gewächshauses und ging voran. Lord Marchmont folgte und erwartete mit höflichem Schweigen Frau Campbell's geheimnißvolle Mittheilungen.

„Lord Marchmont," begann sie nach einigem Räuspern mit nachdruckvollem, empfindsamen Tone, „Sie werden überzeugt sein, daß meine beiden Töchter der Hauptgegenstand meiner mütterlichen Liebe sind; allein die Tiefe meiner Sorgfalt für sie können Sie nicht ermessen, denn dazu ist das Herz einer Mutter erforderlich."

Frau Campbell hielt einen Augenblick inne, und Lord Marchmont wunderte sich im Stillen, was nach einer Vorrede wohl kommen möchte, die bei den Fliegenfängern anfing und mit mütterlicher Sorgfalt endete.

„Wollte ich meiner eigenen natürlichen Neigung und meinen strengen Grundsätzen folgen," fuhr die fromme Dame fort, „so würde ich mich mehr vom gesellschaftlichen Leben zurückziehen; allein ich habe auch die Wünsche meiner Töchter zu berücksichtigen und ich opfere denselben meine eigene Neigung, so weit es nach meiner besten Einsicht ohne Sünde geschehen kann. Ich muß auch an ihre Zukunft denken; darum würde es vielleicht unrecht von mir sein, wenn ich ihnen allen gesellschaftlichen Umgang und dadurch die Möglichkeit entziehen wollte, sich zu verheirathen. In meinem eigenen Interesse würde ich es freilich lieber sehen, wenn sie unverheirathet blieben. Allein so selbstsüchtig kann ich nicht sein, nicht wahr?" Marchmont

gab eine zustimmende Antwort auf diese Frage, und Frau Campbell fuhr fort: „Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen alles dieses sage," — Lord Marchmont wunderte sich wirklich darüber — „allein ich wünschte, daß Sie meine Ansichten genau kennen lernten, und nicht auf den Gedanken kämen, ich sei eine von den Müttern, die auf nichts anderes sinnen, als auf die baldige Verheirathung ihrer Töchter. Sie werden jetzt hoffentlich meine Motive nicht mißverstehen, Lord Marchmont, wenn ich eine Frage an Sie richte. Wahrscheinlich haben Sie die unverkennbare Verehrung bemerkt, die Ihr Freund, Graf Rosalba, für meine Tochter Sophia an den Tag legt?"

Lord Marchmont konnte dies nicht bejahen und schwieg darum. Seine eigenen Angelegenheiten hatten ihn zu sehr in Anspruch genommen, als daß er auf Rosalba's Treiben hätte achten sollen, und wenn er überhaupt etwas bemerkt hatte, so war es eher die Liebelei mit Dorotheen.

„Ich halte ihn," fuhr Frau Campbell fort, „für einen Ehrenmann und habe von seinen religiösen Gesinnungen eine entschieden günstige Meinung gewonnen. Unter einem freien und leichten Aeußern verbirgt er einen wahrhaft frommen Sinn."

„Wirklich?" rief Marchmont aus, der zu sehr überrascht war, Rosalba für fromm ausgeben zu hören, als daß er den Ausdruck seines Erstaunens hätte zurückhalten können.

„Vielleicht," bemerkte Frau Campbell mit etwas leiserer Stimme, „ist er gegen Sie zurückhaltender — wegen des Unterschiedes der Religion —" Sie würde „wegen

des bedauerlichen Unterschiedes" gesagt haben, wenn die Höflichkeit sie nicht abgehalten hätte; aber ihr Ton drückte dasselbe genügend aus.

Marchmont konnte nicht umhin, bei dem Gedanken an solche zartsinnige Zurückhaltung von Seiten Rosalba's zu lächeln.

„Von seiner Familie aber und von seinem Vermögen weiß ich gar nichts," fuhr Frau Campbell fort. „Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Erkundigungen einzuziehen, ehe ich zugebe, daß von seiner Seite Aufmerksamkeiten fortgesetzt werden, die bei meiner Tochter entsprechende Gefühle erwecken könnten. Ich versichere Ihnen, Lord Marchmont, ich bin weder ehrgeizig noch geldsüchtig; aber ich halte mich für verpflichtet, Sorge zu tragen, daß meine Tochter nicht an eine Verbindung denkt, welche vielleicht nicht passend für sie sein würde."

Lord Marchmont erklärte sich damit vollkommen einverstanden und fuhr dann fort: „Ich kann Ihnen aber in der That nicht viel über Graf Rosalba sagen. Sie haben wahrscheinlich gehört, daß er mir von meinem Oheim, Don Alvarez de Puebla, sehr warm empfohlen ist. Dieser spricht in seinem Briefe von ihm als einem sehr tapfern Offizier und geschätzten Freunde. Ueber seine Familie kann ich Ihnen keine Auskunft geben, nur glaube ich mich zu erinnern, daß er mir ein Mal gesagt hat, der Name derselben sei Fraser."

„Und sein Vermögen?" fragte Frau Campbell. „Hat er ein sicheres Einkommen?"

„Sein Vermögen," wiederholte Marchmont, — davon wußte er allerdings etwas, aber mehr als er sagen mochte — „sein Vermögen kann nicht groß sein. Er hat natürlich seine Pension und spricht von großen Hoffnungen, die er auf Actien von brasilianischen Bergwerken setzt; allein ich weiß zu wenig von der ganzen Sache, um beurtheilen zu können, in wie weit dieselben gegründet sind. Ueberhaupt kann ich kein Urtheil über den Grafen Rosalba fällen; ich bin ein Mensch von eigenthümlichen Gewohnheiten und lebe fast nur für meine Studien. Ich habe ihn als einen Freund der Familie meiner Mutter gern aufgenommen; jedoch sind unsere Neigungen und Beschäftigungen so sehr verschieden, daß wir uns in der That oft Tage lang nicht sehen, als nur bei Tische. Sie werden einsehen, daß ich ihn unter diesen Umständen nicht genau kennen lernen konnte. Wenn Sie es wünschen, will ich bei meinem Oheim Erkundigungen über ihn einziehen."

„Ich danke Ihnen von Herzen," sagte Frau Campbell. „Nach dem, was ich von Ihnen gehört habe, zweifele ich sehr, ob er für meine Sophia paßt. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß es sehr unklug wäre, das Verhältniß zu begünstigen, ehe ich durch Ihre gütige Vermittelung weitere Auskunft über ihn erlangt habe."

Frau Campbell eilte in das Haus zurück, da die Wagen bereits vorfuhren. Sie rief ihre Töchter zu sich in ihr Zimmer und ertheilte Sophien einige heilsame Weisungen in Betreff ihres zukünftigen Verhaltens gegen ihren Anbeter.

„Nun, das begreife ich aber nicht, Mama," sagte

Sophia ein wenig verdrießlich; „er wird es höchst sonderbar finden, wenn ich nicht mehr mit ihm spreche.“

„Meine liebe Sophia, das habe ich nicht gesagt. Du darfst natürlich mit ihm sprechen, wenn sich eine Veranlassung dazu bietet, aber du sollst keine Gelegenheit suchen und nichts thun, was als ein Entgegenkommen ausgelegt werden könnte. Ich meine keineswegs, daß du unartig gegen ihn sein solltest. Agnes versteht gewiß, was ich sagen will.“

„Ich möchte am liebsten gar nicht auf das Wettrennen gehen,“ sagte Sophia beinahe weinend; „es ist mir zuwider.“

„Du brauchst ja nicht hin zu gehen, wenn du nicht willst,“ erwiderte ihre Mutter. „Wenn du vorziehst, zu Hause zu bleiben, so kann ich ja sagen, du seist nicht wohl; indeß wird es wohl das einfachste sein, wenn du mit gehst und dich so benimmst, wie ich dir gerathen habe. Du wirst sehr wenig mit ihm zusammen kommen, wenn du nicht mit ihm auf dem Platze spazieren gehst, wie es beim Rennen Sitte ist, und das muß ich dir streng verbieten.“

„Aber wenn er mich auffordert, Mama?“

„Wenn du keine Entschuldigung finden kannst, so werde ich eine für dich haben. Ich kann nicht erlauben, daß du einem Manne auf irgend eine Weise entgegenkommst, den ich mit gutem Grunde für nichts als einen abenteuernden Soldaten halte. Wenn du vernünftig wärest, so würdest du von selbst so lange dich zurückhaltend benehmen, bis du etwas mehr über ihn wüßtest.“

„Ich frage nichts nach Reichthümern, Mama!“ rief Sophia endlich; die Verzweiflung gab ihr den Muth, sich gegen diese summarische Erledigung ihrer Herzenssache aufzulehnen.

„O Sophia, wie unzart!“ rief ihre Mutter; „nie zuvor habe ich dich so gesehen.“

Sophia begann zu weinen.

„Jetzt wirst du dich mit dem verweinten Gesichte gar nicht können sehen lassen. Was soll ich thun?“

„Wie mir scheint, Sophia,“ äußerte jetzt Agnes ihre Meinung, „ist das ganz vernünftig, was Mama verlangt: du sollst gegen den Grafen Rosalba höflich sein, aber ihm nicht entgegenkommen, bis du mehr über ihn weißt.“

„Siehe, ob du sie zur Vernunft bringst, Agnes; ich kann nicht mehr sagen. Ich muß hinuntergehen, denn man wird sich wundern, warum wir so lange bleiben. Folge mir in einigen Minuten mit deiner Schwester, wenn sie sich bis dahin fassen kann.“

Sechszehntes Capitel.

Unterwegs.

Es währte einige Zeit, ehe die ganze Gesellschaft in ihren drei Wagen die Fahrt antreten konnte. Lord Marchmont's Phaeton fuhr zuerst ab; Frau Bingham und Harcourt saßen vorn, Dorothea und Graf Rosalba nahmen den hintern Sitz ein.

„Wie kommst du dorthin, Dorothy?“ fragte die Mutter, indem sie sich mit einem süßen Lächeln halb umwandte, „ich dachte, Caroline sollte mit mir fahren.“

„So, liebe Mama? — es ist ja einerlei; da ich einmal hier bin, ist es nicht der Mühe werth, wieder aufzusteigen.“

Der Wagen fuhr fort, und Robert's leichter Reisewagen, mit Vieren bespannt, hielt vor der Thüre. Lady Maria Anna, Laura, Robert und Marchmont sollten darin Platz nehmen, und natürlich auch der Pudel. Er fing an zu heulen, weil Robert ihm beim Einsteigen auf den Schwanz trat, oder vielleicht weil er dieses befürchtete.

„Wäre es nicht besser, Maria Anna, wenn du Jessie heute zu Hause ließest?“ fragte ihr Gemahl und machte ein nicht minder verdrießliches Gesicht, als der liebenswürdige Hund.

„Mein Hündchen zu Hause lassen?“ rief Lady Maria Anna. „Nein, Robert, wie kannst du daran nur denken! Nicht wahr, Jessie, wie häßlich geht man mit dir um?“ Jessie erklärte durch ein leises Wimmern seine Zustimmung und legte die Vorderfüße auf den Schooß seiner Herrin. „Jessie soll mit uns gehen und das Wettrennen sehen,“ fuhr Maria Anna fort und hob den Hund auf ihren Schooß.

„Wäre es nicht besser, wenn er zwischen uns säße?“ bemerkte Laura; „er wird Ihr schönes Kleid verderben.“

Der Hund erhielt demgemäß seinen Platz zwischen beiden Damen, von wo aus er mit hervorhangender Zunge die beiden gegenübersitzenden Herren träumerisch anstarrte.

Lady Maria Anna war, wie gewöhnlich, prächtig aber geschmacklos gekleidet. Sie trug einen rosarothen Hut, der zu ihrem Teint durchaus nicht paßte, und bildete überhaupt einen vollständigen Gegensatz zu ihrer hübschen Schwägerin, die stets den Schnitt und die Farben trug, welche ihr am besten standen — entweder, weil ihre Schönheit sich leicht durch Putz heben ließ, oder weil sie Geschmack genug besaß, um zu wissen, was sie kleidete. Sie sah aber gedrückt und niedergeschlagen aus, während Lady Maria Anna ungewöhnlich lebhaft war. Man sah, es gab wenigstens Eines, was diese Dame heiter und beweglich machen konnte — Vergnügen; nicht Vergnügen in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, wie es von Erwachsenen verstanden wird, sondern das, was Kinder Vergnügen nennen. Sie würde keinen Anstand genommen haben, auf der Straße stehen zu bleiben, um einem gewöhnlichen Puppenspiele zuzuschauen, und die Wettrennen gewährten ihr einen so großen Genuß, als wenn sie ein Kind von zehn Jahren gewesen wäre; sie unterhielten ihren leeren Geist, ohne sie in ihrer Trägheit zu stören.

Die Unterhaltung der im Wagen befindlichen vier Personen wurde indessen nicht sehr lebhaft. Laura sprach mit ihrer Nachbarin von der Mode, theils weil sie glaubte, daß ihrer Schwägerin dies angenehm sei, theils weil sie selbst für dergleichen Dinge ein großes Interesse hegte, das sich trotz ihrer Verstimmung geltend machte. Marchmont und Robert paßten sehr schlecht zusammen; es gab wohl kaum einen Punkt, in dem sie übereinge-

stimmt hätten. Marchmont hatte gar keinen Geschmack für Wettrennen und Wetten, und Robert keinen Sinn für Wissenschaft, Literatur und dergleichen. Zudem waren beide nicht wohl aufgelegt und wenig zur Unterhaltung geneigt, so daß in diesem Falle nicht, wie es oft geschieht, Heiterkeit und guter Wille den Mangel geistiger Verwandtschaft ergänzen konnten.

Der dritte Wagen war Frau Campbell's Landauer. Die hübsche Sophia war noch zur rechten Zeit heruntergekommen, allein mit einem Gesichte, dessen ohnehin nur mäßige Reize durch die Röthe der Augenlider und der Nase, so wie durch eine sehr verdrießliche Miene bedeutend verloren. Ihre Mutter flüsterte ihr zu, sie solle kein so mürrisches Gesicht machen; allein dies erhöhte nur ihre übele Stimmung. Herr Bingham hob die Damen in den Wagen und setzte sich dann zu ihnen, um sie mit seinem fortwährenden Geschwätz zu unterhalten. Nichts vermochte die Lebhaftigkeit dieses guten Mannes lange zu stören; selbst sein Aerger über die Verschiebung von Laura's Hochzeit war nicht im Stande, die Geläufigkeit seiner Zunge zu hemmen. Tom und Caroline erhielten ihren Platz auf dem Bedientensitz hinter dem Wagen. Beide waren mit dieser Einrichtung nicht sehr zufrieden, denn Caroline hatte gehofft, in dem viel elegantern Wagen Lord Marchmont's einen Platz zu bekommen, und Tom hatte erwartet, seine Lieblingsschwester Dorothea würde seine Nachbarin sein.

„Was für ein elender Rumpelkasten dieser Wagen

ist," flüsterte Caroline, „ein ganz geschmackloses Ding! Man muß sich schämen, darin gesehen zu werden."

„Es ist eine echte Familienkutsche, — eine Art Arche," versetzte Tom; „ohne Zweifel hat schon vor zwanzig Jahren der alte Pastor Campbell darin herumkutschirt."

„Lieber Tom, sprich nicht so laut; sonst hört man dich."

„Es ist immer am besten, laut zu sprechen," entgegnete der Bruder, „dann denkt Niemand daran, daß man Böses von ihm sage. Zudem schwatzt ja der Vater wieder so gewaltig, daß sie unmöglich etwas Anderes verstehen können."

„Mit deiner Liebe ist's wohl aus, Tom?" bemerkte Caroline, als sie an Margaret's kleinem Landhause vorbeikamen. „Seit unserer Gesellschaft habe ich dich mit keinem Worte Margaret erwähnen hören. Hat sie dich ablaufen lassen?"

„Nein, aber es kommt ja nichts dabei heraus!" erwiderte Tom mürrisch und ohne weiter zu erklären, wie er zu dieser philosophischen Auffassung der Sache gekommen sei. Der Grund war aber der, daß Tom eine Begegnung mit Margaret einiger Maßen fürchtete, seitdem er eine falsche Beschuldigung gegen sie ausgesprochen hatte, um sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Inzwischen sprach Herr Bingham unaufhörlich mit den drei Damen, ohne sie sonderlich zu unterhalten. Frau Campbell war so höflich, darauf zu bestehen, daß er den bequemsten Sitz neben ihr einnehmen müsse, und er ging in Berücksichtigung seiner langen Beine nicht ungern darauf ein.

„Sehen Sie, meine Damen," sagte er, während er mit Agnes den Platz wechselte, „es hat seine Vortheile, wenn man für einen alten Herrn gilt; ein Vortheil besteht darin, daß stets gut für Einen gesorgt wird. Ich befinde mich jetzt in der glücklichsten Periode meines Lebens; ich besitze noch alle Kraft der Jugend und genieße dennoch alle die Aufmerksamkeiten, welche man dem Alter erweist."

Die Veränderung seines Platzes gewährte ihm die Aussicht auf Sophia's Gesicht, und da er nichts weniger als seinen Takt besaß, so begann er, Bemerkungen darüber zu machen.

„Unwohl, Fräulein Sophia? Wahrscheinlich, was meine selige Großmutter einen Katarrh zu nennen pflegte. Junge Damen sollten eigentlich das Vorrecht haben, von dieser Plage befreit zu bleiben; der Schnupfen entstellt sie gar zu sehr. Ich habe ein vortreffliches Mittel dagegen, das ich meinen Pferden gebe; ich sehe nicht ein, warum es, natürlich in geringern Quantitäten genommen, nicht auch für den menschlichen Körper heilsam sein sollte. Man nimmt ein Viertelpfund Schwefelblüthe, eben so viel Salpeter, saures Weinsteinsalz und Antimonium und gibt jedes Mal einen Eßlöffel voll drei Abende hinter einander mit angefeuchtetem Hafer oder Kleie zu fressen. Diese letztere Zuthat hat natürlich nur den Zweck, das Pferd zu täuschen, weil es sonst die Arznei nicht verschlucken würde, und kann also bei einem vernünftigen Wesen wegfallen. Es wirkt ganz unfehlbar, — ein wahres Zaubermittel! Warum sollte es nicht auch einer

jungen Dame helfen? Was meinen Sie, Fräulein Sophia, wollen Sie mein Recept versuchen?"

So fuhr er fort zu schwätzen über die menschliche Constitution, die Behandlung der Pferde und wer weiß was alles, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Gegenstand des Gespräches für seine Zuhörerinnen von Interesse sei oder nicht.

Im ersten Wagen schien man am heitersten zu sein. Harcourt verstand es, angenehm zu unterhalten, und Frau Bingham war mit ihrem Gesellschafter recht wohl zufrieden.

„Wem warfen Sie so vertraulich eine Kußhand zu?" fragte Dorothea den Grafen Rosalba, als der Wagen an Margaret's Wohnung vorüber fuhr; — „es ist doch nicht Margaret?"

„Nein, meine süße Zauberin; dieser finstern Sultanin gegenüber würde ich nichts als ein ehrerbietiges Salaam wagen. Ich glaubte, ich hätte la belle cuisinière erblickt."

„Wie — selbst Fräulein Cook hat Theil an Ihren Aufmerksamkeiten? Wirklich?"

„Eifersucht, meine Liebenswürdigste?"

„Ich denke, man muß erst verliebt sein," entgegnete Dorothea, „ehe man überhaupt eifersüchtig sein kann. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich mir im Geringsten etwas aus Ihnen mache? Um mein Herz zu gewinnen, muß man sich einer großen und ausschließlichen Ergebenheit befleißen."

„Und eine solche verdienen Sie, schönste Rosenknospe

von Fairfield! Ist mein Herz Ihnen nicht ganz unterthan? Habe ich Ihnen das nicht hundert Mal gesagt?"

„Allerdings haben Sie das gesagt," versetzte die junge Dame; „aber wie kann ich wissen, ob Sie nicht Fräulein Sophia Campbell dasselbe versichern? Ich bin eine zarte Rosenknospe bei Ihnen, und sie ist wahrscheinlich eine süßduftende Hyacinthe oder dergleichen."

„O, welch ungerechter Verdacht!" rief der Graf; „eben so gut könnte ich den gewöhnlichen kleinen, braunen Zaunkönig dieser nebeligen Insel mit dem Juwel der Schöpfung, mit dem prächtigen Kolibri des tropischen Amerika vergleichen!"

„Sehr schön!" erwiderte Dorothea; „allein ich möchte gern darüber Gewißheit haben."

„Welchen Beweis verlangen Sie, mein Kolibri?"

„Nun, ich weiß selbst nicht recht, — lassen Sie mich sehen — — Ich möchte es wohl schwarz auf weiß haben; dann hätte ich Ihre Handschrift doch immer vor Augen, wenn Sie abwesend sind, oder wenn Zweifel in mir aufsteigen, ob Sie nicht andern Damen dieselben schönen Reden halten. Wenn Sie das alles niederschreiben wollten, so wäre ich eher geneigt, es zu glauben — und Sie würden sich vielleicht nicht wenig über die Wirkung wundern."

„Was soll ich schreiben, mein Engel?"

Dorothea zog ihr Taschenbuch hervor.

„Hier," sagte sie; „schreiben Sie: ‚Ich liebe Sie viel mehr als Sophia Campbell.'"

„O Weib! Weib! — Immer reizend und doch immer Weib! Ich dachte, Sie, der Abgott meines Herzens, wären über so erbärmliche Eifersüchteleien erhaben."

„Ich bin nichts weniger als erhaben darüber," entgegnete Dorothea. „Ich will keineswegs die Heldin spielen, und diese wenigen Worte würden mir große Berücksichtigung gewähren. Wenn Sie nicht schreiben, so habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen."

So bedroht, nahm Rosalba das Taschenbuch und schrieb einige Worte nieder.

„Hier," sagte er, „ich habe noch mehr geschrieben, als Sie verlangten, Sie grausamste aller Zauberinnen!"

„‚Ich liebe Sie mehr, als jede Andere.' — Nein, das ist zu allgemein, um überhaupt eine Bedeutung zu haben."

„Was Sie verlangen," entgegnete der Graf, „würde zu speciell sein, um viel auszudrücken."

„Dann schlage ich vor, zu schreiben: ‚mehr als Sophia Campbell oder jede Andere.' Das würde das Allgemeine und Besondere umfassen."

„Das ist mir unmöglich; es widerstrebt meinem Gefühle, eine solche Vergleichung anzustellen."

„Gut, so unterzeichnen Sie dies wenigstens mit Ihrem Namen."

Das konnte Rosalba nicht verweigern. Als die Urkunde unterschrieben war und die junge Dame ihr Taschenbuch eingesteckt hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus, dessen Ton ihren Anbeter etwas betroffen machte.

„Worüber lachen Sie denn so sehr, meine Süße?"

„Ich lache über die albernen Männer, die sich einbilden, unsere Herzen könnten so leicht gewonnen werden," versetzte Dorothea und lachte weiter, bis ihre Mutter sich umwandte und mit ihrem süßen Lächeln nach der Veranlassung ihrer Heiterkeit fragte.

„O, es ist nichts; Graf Rosalba spricht nur so entsetzlichen Unsinn. Ich muß lachen, und wenn ich sterben sollte!"

Siebenzehntes Capitel.

Das Wettrennen.

Auf dem Rennplatze war nur mit Mühe so viel Raum zu finden, um die drei Wagen nahe bei einander aufzustellen. Herr Bingham ertheilte mit lauter Stimme seine Befehle und der Pudel bellte dazwischen, wüthend über die ihm ungewohnte Verwirrung.

„G'naue Listen! g'naue Listen! meine Herren!"

„Was schreit der Mann so sonderbar durch die Nase, Robert?" fragte Lady Maria Anna äußerst lebhaft.

Robert hörte sie jedoch nicht, da seine Aufmerksamkeit bereits auf dieselbe interessante Persönlichkeit gerichtet war.

„Meine Herren, — g'naue Listen von den Rennern, — Namen, Gewicht und Farbe der Reiter!"

Robert kaufte einige dieser wichtigen Listen und verließ dann mit einer derselben den Wagen, um Harcourt

aufzusuchen. Seine Frau schien nicht weniger durch die Liste in Anspruch genommen zu sein und schlug den andern Damen eine gemeinschaftliche Wette für das erste Rennen vor, wobei jede eine halbe Krone einsetzen sollte.

„Sehen Sie, sieben Pferde rennen," sagte sie zu Laura; „Sie und ich, Ihre Mutter, Caroline, Dorothy und die beiden Campbell's machen genau diese Zahl aus. Allein wir müssen uns beeilen; denn, sehen Sie, die Pferde werden schon umhergeführt, daß man sie vor dem Rennen besehen kann."

Tom, der vor dem Wagen stand und heimlich den Pudel neckte, wurde an Frau Campbell abgesandt, um sie oder ihre Töchter zur Theilnahme an der Wette einzuladen.

„O, ich möchte das rothe Pferd ziehen, — ich meine das Pferd mit dem rothen Jockei, — es ist so wunderschön!" rief Lady Maria Anna in kindischer Begeisterung.

„Siehst du den Grauschimmel dort, Ferdinand?" sagte Laura; „das ist gerade die Farbe, welche ich neulich meinte, als ich mir ein Reitpferd wünschte."

„Du sollst auf jeden Fall ein solches haben, Laura," antwortete der gefällige Bräutigam.

„So sind die jungen Damen," bemerkte ihr Vater, der seine Gesellschaft verlassen hatte und in ihrer Nähe stand, „sie bewundern die Pferde um ihrer Farbe und ihrer langen Schweife willen. Das Thier, Laura, ist nicht besser als eine Ratte; ich wette, so hoch Einer will, daß es nicht siegt."

„Sie will nicht," sagte Tom mit gut gespieltem Ernste,

als er zurückkam. „Es ist gegen ihre Grundsätze, zu wetten oder ihre Töchter wetten zu lassen."

„Gegen was?" fragte Lady Maria Anna.

„Gegen ihre Grundsätze," wiederholte Tom. „Haben Sie nie von solchen Dingen gehört?"

„Wie lächerlich!" äußerte Laura.

„Meiner Seele!" fuhr Tom fort; „'s ist nichts als Geiz!"

„Wir dürfen keinen Augenblick verlieren; dann müssen zwei Herren Theil nehmen," sagte Lady Maria Anna, und sah sich suchend um.

Marchmont legte gleichgültig fünf Shillinge hin. Die Loose wurden gezogen, allein Lady Maria Anna war nicht so glücklich, das rothe Pferd zu treffen.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Geschrei in der Ferne; das Rennen hatte begonnen und jeder Kopf reckte sich höher, um etwas zu sehen. Die Pferde flogen vorbei, das Geschrei folgte ihnen die Wagenreihe entlang, viele Herren liefen auf der Rennbahn vorwärts. Damen knieeten auf den Wagenkissen, und Kinder wurden von ihren Eltern in die Höhe gehalten; sie hofften etwas recht Schönes zu sehen, fanden sich aber sehr getäuscht, da man ihnen im nächsten Augenblicke sagte, daß schon Alles vorüber sei. Ein Drehbrett wäre vielleicht mehr nach ihrem Geschmack gewesen. Nach dem Rennen wird auch Lady Maria Anna, das größte der anwesenden Kinder, wahrscheinlich diesem interessanten Spiele zusehen; allein für jetzt brennt sie noch von einer fast fieberhaften Ungeduld, zu erfahren, welches Pferd Sieger sei. Als

sie aber gar hört, daß ihre Farbe den Preis davon getragen hat, erreicht ihr kindischer Jubel die höchste Stufe.

Während die junge Frau ganz von dem aufregenden Vergnügen eines kleinen Hazardspieles hingerissen war, verließ Dorothea ihren Platz in Lord Marchmont's Phaeton und machte Carolinen den Vorschlag, mit ihr den Platz zu tauschen, wozu sich Letztere gern verstand.

„Sie thun besser, in den Wagen zu kommen," bemerkte Frau Campbell, als Dorothea im Begriffe war, mit Tom's Beihülfe den hintern Sitz zu ersteigen. „Ihr Vater macht von diesem Platze keinen Gebrauch mehr."

„O nein, ich danke Ihnen, Frau Campbell, ich habe hier eine viel bessere Aussicht," entgegnete Dorothea und flüsterte dann ihrem Bruder zu: „Ich werde keine Närrin sein und mich in dem Kasten bei den drei albernen, steifen Frauenzimmern einsperren! — Sophia!" rief sie gleich darauf dieser jungen Dame zu, „warum kommst du nicht hier zu mir herauf? Das Rennen wird gleich wieder beginnen — du kannst hier viel besser sehen."

„Ich danke Ihnen, sie hat keine Lust dazu," erwiderte Frau Campbell in Sophia's Namen.

Allein Sophia hatte Lust dazu und war im Begriffe, dies zu sagen, als die Mutter sie unterbrach. Eine finstere Wolke auf ihrem Gesichtchen verrieth deutlich genug, wie unangenehm es ihr war, daß ihre Mutter, ohne ihre Meinung zu hören, für sie antwortete. Frau Campbell, welche die launische Kleine in einer bessern Stimmung zu sehen wünschte, fühlte sich bewogen, ein Opfer

zu bringen. „Was wolltest du sagen, meine Liebe?“ fragte sie in versöhnlichem Tone.

„Ich würde jedenfalls dort besser sehen,“ antwortete Sophia; „aber es thut nichts, ich mache mir nichts daraus.“

„Johann,“ rief Frau Campbell dem Bedienten zu, „meine Tochter wünscht hinten bei Fräulein Bingham Platz zu nehmen.“

Der Wagentritt wurde demgemäß heruntergelassen und Fräulein Sophia zu einer so hohen Stellung befördert, wie sie ihr früher nie gestattet worden war. Dieser unerwartete Wechsel in ihrem Leben stellte die gute Laune der jungen Dame zum großen Theile wieder her, und Dorothea's lebhafte Unterhaltung trug nicht wenig dazu bei, sie völlig aufzuheitern und den Schatten von ihrer Stirn zu vertreiben.

„Es ist wirklich ein Hauptspaß,“ sagte Dorothea, „daß der lächerliche Graf uns beiden zu gleicher Zeit den Hof macht! Aber abscheulich ist es dennoch! Denke nur, — wenn wir so thöricht gewesen wären, ihm zu glauben! Ich habe nachgedacht, wie man am besten Rache an ihm nehmen könnte; das ist der Grund, weshalb ich mit dir sprechen wollte.“

„Ich weiß nicht, was du meinst,“ entgegnete ihre Gefährtin erröthend. „Ich wußte nicht — ich kann nicht begreifen —“

„Du kannst nicht begreifen — was?“ fragte Dorothea. „Wußtest du nicht, daß er mit mir eine regelrechte Liebschaft hatte?“

„Doch wohl nicht im Ernst?"

„Ganz so im Ernst, wie mit dir, denke ich."

„Meine liebe Dorothy! Was willst du damit sagen? Wie kann ein Mann in zwei Damen zu gleicher Zeit verliebt sein?"

„Wahrscheinlich ist er in keine von uns verliebt. Er wird wohl erst ermitteln wollen, welche am meisten Geld hat, und macht nun, um keine Zeit zu verlieren, Beiden den Hof, bis er dies weiß. Vielleicht thut er es auch des Spaßes wegen und hält uns bloß zum Narren."

„Was für ein schrecklicher Gedanke! Aber bitte, sprich nicht so laut."

„Es kommt mir eher spaßhaft als schrecklich vor," versetzte Dorothea, die sich wohl in Acht nahm, ihre Freundin merken zu lassen, daß sie selbst getäuscht worden war; „aber ärgerlich wäre es, wenn er uns für solche Gänschen hielte, daß wir ihm glaubten."

„Es ist unmöglich, sich darüber zu täuschen, ob jemand uns wirklich liebt," sagte ihre Gefährtin. „Was er zu dir gesagt hat, weiß ich nicht; vermuthlich hat er im Scherz gesprochen, und du hast es irrthümlich für Ernst genommen. Von mir wäre es thöricht, Zweifel über seine wahre Meinung zu hegen."

„Du meinst, ich hätte seine Erklärungen irrthümlich für Ernst genommen? Das ist wirklich naiv!" entgegnete Dorothea ein wenig empfindlich. „Glaubst du denn, daß ich so leicht hinter's Licht zu führen sei? Daß ich für seine angeblich ernsten Absichten nichts gebe, habe ich dir bereits gesagt; aber daß er sich bemüht hat, mich glauben

zu machen — und dich wahrscheinlich eben so —, es sei ihm Ernst, das ist sicher. Nur scheint es, daß er bei dir mehr Glauben für seinen Unsinn gefunden hat, als bei mir."

Hier wurde die Unterhaltung durch Tom unterbrochen, der von seiner Schwester den Einsatz für eine zweite Wette forderte, und gleich darauf fesselte das Gespräch zwischen Frau Campbell und ihrem Bruder Dorothea's Aufmerksamkeit für einige Augenblicke. Erstere setzte mit feierlichem Ernste ihre Gründe gegen Spielen und Wetten auseinander und Letzterer schien sie mit großer Erbauung anzuhören, obgleich ein leises Zucken seiner muthwilligen blauen Augen den Schalk verrieth.

„Lies ein Mal, Sophia," sagte Dorothea, während auf ihrem heitern jugendlichen Gesichte noch ein Lächeln spielte, das durch diese Scene verursacht war, — „lies diese Worte, sie sind vor einer Stunde erst niedergeschrieben worden."

Sophia nahm das Taschenbuch, las die darin enthaltene Liebeserklärung und sagte, mühsam ihren Verdruß verbergend: „Was liegt daran! Er hat das ohne Zweifel im Scherz geschrieben und sich nicht träumen lassen, daß du es für Ernst halten würdest."

„Gut, so gehe deine Wege, was kümmert's mich!" entgegnete Dorothea, jetzt ihrerseits ärgerlich. „Nur eins will ich dir noch sagen. Er äußerte gegen mich, er würde eher einen schmutzigen kleinen Zaunkönig mit dem glänzenden Kolibri vergleichen, als dich mit mir."

„Schaut euch um!“ rief Tom, der zu dem Wagen zurückgeschlendert kam, „die Pferde rennen.“

Als der Wettlauf vorüber war, verrieth Dorothea, im Gegensatze zu ihrer Schwägerin, wenig Neugierde zu wissen, welches Pferd gewonnen habe. Sie sah sich vielmehr nach Tom um, mit dem sie einen Spaziergang auf dem Platze machen wollte.

„Wo ist nun der einfältige Junge? Da sehe ich ihn meilenweit von hier! Wie langweilig; ich komme um meinen Spaziergang. — Sophia, dort geht unser Held!“ fügte sie plötzlich hinzu, denn ihr Aerger war inzwischen verflogen. „Dort, — siehst du ihn nicht? gerade zwischen uns und der Tribune; er kommt auf uns zu. Jetzt ist er ganz nahe, — und was hat er für einen gemeinen Kerl bei sich, mit einem schielenden Auge, und wie lebhaft er sich mit ihm unterhält! Wer mag nur dieser Landstreicher sein?“

„Der Mann ist ja ganz anständig gekleidet,“ entgegnete Sophia, bemüht, die Ehre ihres Anbeters zu retten.

„Wenn auch,“ erwiderte Dorothea, „es ist doch ein Lump, wie Tom sagen würde.“

Inzwischen war Lady Maria Anna in sehr übele Laune verfallen, weil Robert sich nicht in der Nähe befand; sie trug großes Verlangen, einen Spaziergang zu machen und das Leben und Treiben auf dem Platze in Augenschein zu nehmen. Sie war so unglücklich darüber, daß Marchmont es für seine Pflicht hielt, sich ihr als Stellvertreter anzubieten. Er blickte mit einiger Ver-

legenheit auf Laura, die er nicht allein lassen konnte, und fragte, ob sie den andern Arm nehmen wolle.

„Dafür muß ich danken," entgegnete lächelnd die spröde Schöne; „ich mag nicht zu einem Topfe mit zwei Henkeln gehören, es sieht so gewöhnlich aus. Ueberdies habe ich wirklich keine Lust zu einem Spaziergange; ich will mich so lange zu Mama in den Wagen setzen; sie ist ganz allein, wie ich sehe."

Dieses Uebereinkommen sollte eben zur Ausführung gebracht werden, als Lady Maria Anna rief: „Aber mein Pudel!"

„Jessie kann bei mir bleiben," sagte Laura.

„Nein, das geht nicht," erwiderte die Schwägerin; „er fühlt sich bei Fremden unglücklich. Ich will ihn lieber dem Bedienten übergeben."

Demgemäß nahm Thomas das verwöhnte Thier zu sich auf den Bedientensitz, wo es seiner Herrin so lange nachheulte, als sie sichtbar war.

Harcourt hatte Robert bald gefunden. Er nahm seinen Arm und schritt mit ihm in eifriger Unterhaltung in der Nähe des Gerüstes auf und ab.

„Es konnte sich nicht besser machen," sagte er mit leiser Stimme. „Esmeralda und Pascha rennen zusammen; Esmeralda, das Hauptpferd, und Pascha, der ganz unbekannt ist. Alle Wahrscheinlichkeit ist also gegen das letztere Pferd und du kannst einen guten Schlag machen. Siehe nur, Sir Ralph Granger, Lord de Stanner und alle bedeutenden Männer der Rennbahn stehen dort am

Wett-Bureau; es ist heute in der That ein kleines Ascot. Verliere nur keine Zeit."

Robert drückte krampfhaft seine Liste in der Hand zusammen und stieg zu dem Gerüste hinauf, während Harcourt in der Nähe auf- und abschlenderte und von Zeit zu Zeit einen Blick auf die glänzende Versammlung der Wettenden warf.

Inzwischen wurde Dorothea immer ärgerlicher über Tom's Verschwinden und den Verlust des ihr versprochenen Spazierganges.

„Komm', Dorothy," sagte der Vater endlich, da er ihre Klagen hörte, „ich will dich selbst führen."

Dies war nicht gerade, was die junge Dame wünschte; allein es war wenigstens besser, als still sitzen, und da ihr Bruder nirgend zu sehen war, so nahm sie das Anerbieten des Vaters an.

„Ich habe zwei Arme," fuhr Herr Bingham fort; „wenn also Fräulein Agnes oder Fräulein Sophia sich einer so altmodisch aussehenden Familienpartie anschließen will, so stehe ich zu Diensten."

„Ich danke sehr, ich will lieber im Wagen bleiben," erklärte Agnes.

„Fräulein Sophia vielleicht?"

„O, mit Ihnen auf jeden Fall, Herr Bingham," sagte Frau Campbell, „in so guter Obhut kann ich kein Bedenken haben."

Die junge Dame stieg aus dem Wagen, nahm Herrn Bingham's freien Arm, und der Doppeladler, wie Tom gesagt haben würde, spazierte davon. Die drei Gefährten

waren übrigens ganz wohl mit einander zufrieden; die jungen Mädchen wünschten möglichst viel zu sehen, und ihr Begleiter wurde nicht müde, ihnen Alles zu erklären. Herr Bingham nickte unterwegs zuweilen einem Bekannten zu und machte allerlei Scherze darüber, daß er von den jungen Damen zu ihrem Dienste „gepreßt" worden sei, und so kamen sie in die Nähe des für die Zuschauer errichteten Gerüstes.

„Wenn Sie da hinaufblicken wollen, Fräulein Campbell," sagte Herr Bingham, „so werden Sie einige der vornehmsten Männer England's sehen — die Sterne von Newmarket und Epsom. Jener starke Herr mit der gleichgültigen Miene und dem Augenglase ist Sir Ralph Granger, dem selbst drei der Rennpferde gehören. Der große, magere, zierlich gekleidete Mann an seiner Seite ist Lord de Stanner; er wettet die höchsten Summen in ganz England und ist der gründlichste Kenner alles dessen, was zum Rennen gehört. Der kleine starke Herr mit dem großen Barte ist Herr Pringle, einer der eifrigsten Wetter, — aber halt! da steht ja mein Sohn neben ihm, er blickt über seine Schulter und spricht mit Lord de Stanner, und so eifrig! Ich meinte, er wollte nicht wetten."

Die letzten Worte dieser Rede bildeten eine Art Selbstgespräch. Herr Bingham war in hohem Grade begierig, zu wissen, was Robert dort mache, und nur die Schwierigkeit, sich von seinen Damen zu befreien, hinderte ihn, sogleich zu ihm zu gehen. Während er noch darüber nachdachte, kam, ihm sehr gelegen, Graf Rosalba in die Nähe.

„Herr Graf," rief er, „wenn Sie erlauben, will ich Ihnen für einen Augenblick die mir anvertrauten Damen übergeben. Ich sehe meinen Sohn dort auf der Tribune und möchte gern einige Worte mit ihm sprechen. Wenn Sie hier auf und ab gehen wollen, so werde ich in einigen Minuten wieder hier sein und Sie erlösen."

„Mich erlösen, sagen Sie?" erwiderte Rosalba zuvorkommend, wiewohl er insgeheim wünschte, es möchte nur Eine der Damen anwesend sein. „Ich bedauere nur, daß ich nicht mehr als zwei Arme habe; ich möchte Briareus sein, um eine ganze Schaar von Schönen zugleich in meine Obhut nehmen zu können."

„Gestehen Sie nur," sagte Dorothea, nachdem die Ueberlieferung erfolgt war, „daß wir beide eigentlich schon des Guten zu viel sind. Ich denke unwillkürlich an einen Esel zwischen zwei Bündeln Heu."

Sophia sah scheu um sich; sie war verlegen, aber freute sich doch auch. Nur war Dorothea's Gegenwart eine lästige Zugabe.

„Ich fühle mich jedenfalls geehrt durch meine verantwortliche Stellung," bemerkte der Graf, der es für das beste hielt, sich so allgemein wie möglich auszudrücken.

„O, da ist Herr Harcourt!" rief Dorothea. „Ich dächte, wir theilten uns. Vielleicht kann er mir auch sagen, wo Tom ist."

„Harcourt," rief Rosalba, „Fräulein Bingham wünscht zu wissen, wo sich Herr Tom Bingham zur Zeit befindet. Können Sie die verlangte Auskunft geben?"

„Wie! Rosalba!" sagte Harcourt, „Sie könnten ja

mit Capitän Mac Heath sagen: ‚Wie glücklich könnte ich zwei Mal sein, wenn die andere süße Schöne nicht zugleich da wäre!'"

„Sie haben wohl die Güte, mich zu begleiten, um Tom zu suchen?" sagte Dorothea, den Grafen verlassend; „ich kann doch nicht den ganzen Tag hier auf Papa warten."

Harcourt konnte nicht anders, als seinen Arm bieten, und die sich drängende Menschenmenge führte ihnen sehr bald den Grafen und Sophia aus dem Gesichte.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich —" sagte Sophia furchtsam. „Ich hoffe, Herr Bingham wird bald wiederkommen."

„Wenn er kommt, so wird er den Vogel ausgeflogen finden," entgegnete Rosalba. „Ueberlassen Sie mir das; solch eine schöne Beute werde ich nicht so leicht aufgeben. Wir wollen hier auf und ab gehen, wie er uns gesagt hat; allein ich werde dafür sorgen, den Weg etwas lang zu machen."

„Aber Mama —" warf Sophia ein.

„Wer denkt immer an Mama und Papa!" rief der Graf. „Trüben Sie nicht die süßen Augenblicke der Freiheit durch solche Erinnerungen."

„Aber ich fürchte, Mama wird böse sein; sie hat mir verboten, mit Ihnen spazieren zu gehen."

„Wie, ist das wahr?" fragte überrascht der Ritter. „Nun, wenn sie doch einmal böse sein wird, so ist es am Besten, wir geben ihr auch Grund dazu. Warum denn

unsern Spaziergang abkürzen? Grausame Mutter! Wie kommt sie dazu, Ihnen zu verbieten —?"

„Mama ist sehr eigen, und sie — oder Jemand hat ihr gesagt, daß — daß —" Sophia stockte, fuhr aber gleich darauf fort, indem sie ihr Gesicht unter dem Sonnenschirm verbarg: „— und nach dem, was ich gehört habe, ist es Ihnen wirklich nicht Ernst mit Ihren Betheuerungen, — was Sie von Ihren Gefühlen sagen, ist nicht aufrichtig."

„Nicht aufrichtig?"

„Ich will es Ihnen nur gestehen, — Dorothy meint, Sie hätten sie lieber als mich. Was soll ich nun davon denken?"

„Dorothy —" rief Rosalba, „Beim Zeus! ich sollte Dorothy lieben? Welche drollige Idee! Wie wenig müssen Sie mich kennen, wenn Sie glauben, ich könnte die bunte, aufgeblasene Tulpe der sanften Lilie des Thales vorziehen!"

„Oh, Sie machen auch Vergleichungen anderer Art, zwischen Zaunkönigen und Kolibri's," hauchte Sophia, die kaum im Stande war, ihre Thränen zurückzuhalten.

„Hat sie Ihnen das gesagt, wirklich?" versetzte der Graf lachend. „Ja, sie ist ein eiteles, vorlautes kleines Ding, das immer nach Complimenten angelt und mich fortwährend fragt, ob sie mir besser gefalle, als diese oder jene Dame. Was soll nun ein Mann thun, wenn eine junge Dame neben ihm im Wagen sitzt und ihn auf solche Weise verfolgt? Es schien mir am Besten, auf den Scherz einzugehen, und so sagte ich ihr einige schöne

Redensarten, — es war wohl unrecht von mir, aber einem Kinde von sechszehn Jahren muß man schon etwas zu Gefallen thun.“

„Warum denn diese Vergleichung mit dem Zaunkönige?“

„Lieber kleiner Zaunkönig!“ flüsterte Rosalba mit schmachtender Stimme, „süßer, stiller Bewohner unserer englischen Haine! Sollte ich dich nicht viel mehr lieben — o, unendlich mehr! — als jenen bunten Fremdling eines fernen Landes? Und da konnte ich ihr doch mit Recht sagen, — und lachte dabei herzlich in's Fäustchen — daß Zaunkönig und Kolibri sich gar nicht mit einander vergleichen ließen.“

„Sie haben auch in ihr Taschenbuch geschrieben, daß Sie Dorothea mehr liebten als jede Andere.“

„Allerdings habe ich das gethan, um dem Kinde eine Freude zu machen. Habe ich Ihnen gegenüber etwa dasselbe gethan, oder würden Sie je ein solches Verlangen stellen? Nein. Aber wenn Sie in mein Herz sehen könnten, — da steht es mit unauslöschlichen Buchstaben geschrieben!“ und der Graf seufzte herzbrechend.

Sophia fand das sehr schön und gestand, daß sie nie ernstlich an die Beschuldigung geglaubt habe. Die Unterhaltung richtete sich dann auf das mütterliche Verbot, mit dem Grafen spazieren zu gehen.

„Mama wird gewiß eine andere Meinung gewinnen,“ sagte Sophia, „wenn sie erst näher mit Ihnen bekannt wird. Es ist nur Vorsicht bei ihr.“

„Ach, ich habe keine Hoffnung!“ sagte Rosalba mit

ersterbender Stimme. „Geld! Geld! Das ist die Frage — und ich habe wenig oder nichts, als meinen Namen; doch für den steht auch jeder spanische Grande ein!“

„Wie schön und großartig die spanischen Titel klingen!“ bemerkte Sophia. „Medina Sidonia, Villa Hermosa, — ich habe immer diese Namen bewundert.“

„Mit den beiden Herzogen, deren Namen Sie eben nannten, bin ich genau bekannt.“

„Ist es möglich!“

„Wir werden zusammen auf ihren fürstlichen Schlössern unsere Besuche abstatten, mein reizender kleiner Zaunkönig!“

Sophia erröthete.

„Ich könnte mich fast darein finden, mit dem Zaunkönig verglichen zu werden. Wenn ich nicht irre, hat auch Wordsworth einige Verse über diesen Vogel geschrieben.“

„Freilich hat er das. Ein reizender Dichter, Wordsworth! Ich habe die Verse auf der Zunge.“

Zum Glück für Graf-Rosalba's kühne Berufung auf Wordsworth's Gedichte kam in diesem Augenblicke Herr Bingham ihnen entgegen und nahm, sich seiner Pflicht erinnernd, die junge Dame wieder unter seine Obhut. Er war ungewöhnlich schweigsam, und nachdem er seine Tochter gesucht und gefunden hatte, führte er die beiden Damen auf ihre Plätze zurück; dann begab er sich zu seiner Frau, um ihr die unangenehme Nachricht mitzutheilen, daß Robert sehr hoch und, wie er befürchte, sehr unbesonnen wette. „Als ich ihm das Geld gab,“ fügte Herr Bingham hinzu, „welches die Tante zu seiner Equi-

pirung vorgestreckt hatte, geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er das Spielen und Wetten aufgäbe!"

„Der arme Junge!" erwiderte die Mutter; „es war gewiß auch damals seine Absicht. Ohne Zweifel haben ihn Freunde dazu verführt. Rede nur nicht hart mit ihm, denn er empfindet das sehr tief. Wir müssen das Beste hoffen; vielleicht gewinnt er. — Während du fort warst, sind Laura und ich von einem zudringlichen Bettler so sehr belästigt worden, daß wir gern einen von unsern Herren in der Nähe gehabt hätten, um ihn zu vertreiben. Ich rief nach dem Bedienten, doch der hatte den Wagen verlassen, und so waren wir ganz in der Gewalt des unverschämten Menschen. Zuletzt hielten wir uns die Sonnenschirme vor das Gesicht und sprachen kein Wort; das, glaube ich, entmuthigte ihn, denn er entfernte sich. — Aber was ist der Lady Maria Anna begegnet? Etwas muß vorgefallen sein."

Die Aufmerksamkeit Aller richtete sich augenblicklich auf den nächsten Wagen, wo diese Dame in heftigem Wortwechsel mit dem Bedienten begriffen zu sein schien.

„Es war wirklich nicht meine Schuld, Mylady," sagte der Bediente, „ich habe den Hund kaum einen Augenblick allein gelassen."

„Du hättest ihn gar nicht verlassen dürfen! Habe ich nicht befohlen, du sollteſt auf ihn Acht geben? O Robert!" rief sie ihrem Gemahl entgegen, der eben herbeikam, „Jessie ist verloren! Es ist ganz unverzeihlich von Thomas; er ist fortgegangen und hat das liebe Thier zurückgelassen —"

„Habe ich dir nicht gesagt, Maria Anna, daß du besser thun würdest, den Hund nicht mitzunehmen? Thomas, warum hast du die Befehle deiner Gebieterin nicht befolgt? Du mußt wissen, ich behalte Niemand in meinem Dienste, der nicht genau ausführt, was ihm befohlen wird. Du siehst, jetzt ist durch deine Nachlässigkeit ein werthvoller Hund verloren gegangen."

Der Bediente stand mit niedergeschlagenem und mürrischem Gesichte da.

„Ich möchte wissen, wie du dazu gekommen bist, den Wagen ohne Erlaubniß zu verlassen?"

„Ich war nur zwei Schritte davon entfernt."

„Ohne Zweifel, um dem Spiele zuzusehen?"

Der Bediente schwieg. Die Anklage war also begründet und Thomas des Verbrechens überführt, den Geschmack seiner Gebieterin für das Hazardspiel zu theilen.

„Glaubst du, daß ich dir Lohn bezahle," fuhr Robert heftig fort, „damit du deinem Vergnügen nachgehst, statt deinen Dienst zu versehen? Während du jenen Hallunken am Spieltische zusahest, hat wahrscheinlich einer ihrer Helfershelfer, der wohl merkte, was für ein Esel du bist, den Hund gestohlen."

„Du glaubst, mein Jessie sei gestohlen worden?" rief Lady Maria Anna, die Hände zusammenschlagend.

„Natürlich ist er gestohlen!" erwiderte Robert.

„Wie sehr mir das leid thut, Maria Anna!" sagte Frau Bingham, die in ihrer Gutmüthigkeit sogar aus dem Wagen gestiegen war, um ihre Beileidsbezeugungen besser anbringen zu können. „Sicherlich hatte jener un-

verschämte Bettler den Auftrag, unsere Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Läßt sich denn nichts thun, Herr Harcourt?"

Der Letztere schüttelte den Kopf.

„Vielleicht eine Belohnung aussetzen?" rief die trostlose Dame. „Ich will gern den Kaufpreis noch ein Mal für den Hund bezahlen."

„Das ist doch wohl nicht der Mühe werth," sagte Robert.

„Aber ich will meinen lieben Pudel nicht entbehren um einer solchen Kleinigkeit — um einiger Guineen willen."

„O, gewiß nicht!" versetzte ihr Gemahl. „Thue, was du willst."

„Sonderbar genug!" sagte Tom, der mit einer Cigarre im Munde jetzt herbeikam. „Als ich vor einigen Minuten dort an den Buden vorüberging, fragte mich ein lumpig aussehender Junge, ob meine Gesellschaft einen Hund verloren habe."

„Das war gewiß derselbe, der uns mit seinem Betteln so quälte!" rief Frau Bingham.

„Wahrscheinlich einer von der Bande," bemerkte Harcourt. „Die haben den Hund gestohlen und können nicht bequemer Geld verdienen, als wenn sie sich als ehrliche Finder bezahlen lassen. Das ist ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff."

Diese Nachricht gab Jessie's unglücklicher Herrin neues Leben. Wie viel sie gab und wem sie gab, war ihr gleich, wenn sie nur ihren Pudel zurückerhielt. Sie bat deshalb Tom und Harcourt dringend, den Bettelbuben aufzusuchen.

„Ich mache einen andern Vorschlag," sagte Harcourt ernsthaft; „wir schreiben auf zwei Bogen Papier: ‚Ein weißer Pudel verloren, fünf Pfund Belohnung!' kleben Tom den einen auf die Brust und den andern auf den Rücken, und schicken ihn so herum."

Tom und Harcourt lachten über den Einfall; Lady Maria nahm ihn jedoch für Ernst. Sie zog ihre Börse hervor, gab Tom hastig fünf Pfund und bat ihn, keine Zeit zu verlieren.

„Glauben Sie, daß der Hund so viel werth ist?" fragte Tom.

„So viel werth?" rief die Dame. „Mein Jessie ist so viel Gold werth, als er wiegt."

„Nun," sagte Tom lachend, „dann werden Sie nicht viel nach dem Reste fragen, wenn ich Jessie für einen Theil des Goldes einlösen kann?"

„O nein, nein; biete mehr, wenn es nöthig ist," erwiderte sie, ohne den Schwall von Worten zu beachten, in denen Herr Bingham polternd auseinandersetzte, daß es sehr rathsam und eine Pflicht gegen das Publicum sei, diesen Bettler verhaften zu lassen.

Harcourt eilte mit seinem Freunde davon, und bald wurde Tom des Knaben wieder ansichtig, der ihn angeredet hatte. Er zeigte ihn seinem Begleiter und Beide folgten ihm.

„Halt, mein Bürschchen," sagte Harcourt, den Knaben fassend, „ich werde dich der Polizei überliefern, wenn du uns nicht augenblicklich den Hund zurückgibst."

„Ich habe den Hund nicht genommen," sagte der

Knabe, indem er sich los zu machen suchte. „Sie können ihn für eine Belohnung zurückbekommen, aber ich habe ihn nicht genommen. Niemand hat ihn genommen, er hat sich verlaufen.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete Harcourt; allein in diesem Augenblicke berührte eine Hand seinen Arm; er blickte um, es war Rosalba.

Der Graf flüsterte ihm etwas in's Ohr, worauf Harcourt den Knaben los ließ und mit leiser Stimme antwortete. Dann fügte er lauter hinzu: „Gut, wenn Sie glauben, die Sache in Ordnung bringen zu können, so bitte ich Sie, es zu thun. Wir wollen Sie hier erwarten.“

Auf Tom's neugierige Fragen erwiderte Harcourt nur, Rosalba wisse mit dergleichen Leuten am besten umzugehen, worauf Beide, seiner Rückkehr entgegensehend, auf und ab gingen.

Der Graf folgte dem Burschen zu einer der Buden und trat mit ihm ein. Ein Weib mit gewöhnlichen Zügen und von bleichem Aussehen aber etwas auffallenden Manieren verkaufte hinter einem Tische Kuchen und Limonade.

„Ein Wort mit Ihnen, Frau Vann,“ sagte er.

Sie gab ihm ein Zeichen, in den hintern Theil der Bude zu treten, der von dem vordern durch ein Segeltuch getrennt war, und aus dem ein klägliches Gewinsel ertönte. Hier fand er den armen Pudel angebunden, dessen große Freude beim Anblicke eines Bekannten bewies, daß das Unglück sein sonst so grämliches Temperament schon etwas gemildert hatte.

„Sie wissen natürlich, daß dieser Hund gestohlen ist, Frau Vann," sagte er, als das Weib eintrat.

„Ich kann Ihnen versichern, ich weiß nichts davon," entgegnete Letztere in einem schnarrenden Tone. „Fast jeder Hund folgt dem Jack nach; er weiß so gut mit ihnen umzugehen. Der Junge sagte mir, das Thier sei frei umhergelaufen, als er es aufgefangen; wahrscheinlich hatte es seinen Herrn verloren." Frau Vann streichelte bei diesen Worten Jessie's Kopf, der jedoch mit einem drohenden Knurren antwortete.

„Der Hund gehört der Lady Maria Anna Bingham, einer mir bekannten Dame," versetzte der Graf, indem er das arme Thier loszubinden begann.

„Mein Mann," wandte das Weib ein, „wird sehr böse über mich sein, wenn er nach Hause kommt und sieht, daß ich den Hund habe fortführen lassen. Er hofft durch den Verkauf einen guten Gewinn zu haben."

„Thut nichts, meine gute Frau Vann. Sagen Sie ihm nur, Graf Rosalba habe ihn mit fortgenommen und gebe ihm den Rath, nicht zu viele Eisen auf einmal in's Feuer zu halten, wenn er sich nicht in Ungelegenheiten bringen wolle."

„Hier ist das Thier," sagte der Graf, als er zu Harcourt und Tom zurückkam. „Sie werden mich verbinden, wenn Sie die ganze Sache auf sich nehmen. Es gewährt mir Vergnügen, Dienste zu leisten, ohne dafür Dank oder Belohnung zu empfangen."

Nach diesen Worten verschwand er mit einer theatralischen Handbewegung im Gewühl.

„Ein sonderbarer Mensch!“ sagte Tom.

„Wir müssen ihn beim Wort nehmen,“ erwiderte Harcourt. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, legte er die Schnur des Hundes in Tom's Hand und sagte: „Du kannst ihn zu seiner schönen Herrin bringen.“ Er selbst eilte in der von Rosalba eingeschlagenen Richtung davon.

Der Pudel wurde also im Triumph in die zärtlichen Arme seiner Gebieterin zurückgeführt; er traf im günstigen Augenblicke ein, als man mit einem Gabelfrühstück beschäftigt war, und erhielt die besten Bissen eines kalten Huhnes als Entschädigung für seine Leiden.

„Mein lieber Tom, ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich dir bin,“ sagte Lady Maria Anna mit Wärme. „Wie hast du das bewerkstelligt?“

„Das ist mein Geheimniß; ich will es mit den fünf Pfund bewahren,“ erwiderte Tom mit schlauer Miene und klopfte bedeutsam auf die Tasche.

„Das sollst du auf keinen Fall,“ rief Robert, der in etwas gereizter Stimmung war, namentlich in Bezug auf Geldangelegenheiten.

„Wie kannst du wissen, ob ich nicht Alles im Dienste deiner Gemahlin ausgegeben habe?“ fragte Tom trotzig.

„Ich gönne ihm das Geld und noch mehr,“ sagte Maria Anna freundlich. „Bitte, Robert, laß ihn zufrieden. Ziehe lieber den Kork aus der Flasche; ich muß ein Glas Champagner trinken.“

Marchmont war froh, daß er seinen nächsten Spaziergang mit Laura, statt mit Lady Maria Anna machen

konnte. Jener erste Ausflug war ein etwas mühsames Unternehmen gewesen, da die Dame vor der Bude jedes Gauklers oder Marktschreiers stehen blieb und überhaupt Alles, was nur gezeigt wurde, zu sehen verlangte. Marchmont schämte sich dessen nicht, wie Laura gethan haben würde, denn er nahm dergleichen Dinge leicht; allein es erhöhte das unbehagliche Gefühl, das solche öffentliche Vergnügungen immer bei ihm erzeugten.

Er ging nun mit Laura umher; beide schienen auf das Treiben um sie herum wenig zu achten, er noch weniger als sie. „Diese Wettrennen sind mir in der Seele zuwider," sagte er endlich.

„So? Weshalb denn, Ferdinand?"

„Erstens stimmt mich ein großes Gewühl immer trübe."

„Aber hier ist doch ein sehr heiteres Treiben."

„Eine Heiterkeit, unter der sich Elend und Sünde birgt."

„Dennoch, glaube ich, unterhalten sich hier viele Leute auf ganz unschuldige Weise."

„Wohl wahr. Viele gedankenlose Menschen, junge und alte, unterhält dieser belebte Anblick, mit dem Geräusche und Gewühl; aber man kann unmöglich die Wettrennen und was damit zusammenhängt, für eine unschuldige Sache halten, wenn man bedenkt, daß ihnen eine solche Menschenklasse ihren Ursprung verdankt, wie die ist, welche von der Rennbahn lebt, von den wettenden Herren bis zu den Jockeys und Stallknechten hinab. Zudem besteht die Hälfte der Leute, die du siehst, aus schlechtem Gesindel, aus Betrügern und Taschendieben, die hierher kommen

in der Hoffnung, aus der Thorheit und Sorglosigkeit der Andern Gewinn zu ziehen."

„Das Spielen und Wetten ist allerdings etwas Schlimmes," erwiderte Laura, „und Taschendiebe finden sich in jeder Menschenmenge; jedoch sehe ich nichts Böses darin, wenn jemand selbst Rennpferde hält oder wettet, so lange er sich diesem Vergnügen mit Mäßigung hingibt und nicht mehr auf das Spiel setzt, als seine Kräfte erlauben."

„Darin siehst du nichts Böses, Laura? Ich hasse die ganze Sache und Alles, was damit zusammenhängt!"

Beide schwiegen. Marchmont dachte, Laura's Ansichten seien oberflächlich, und Laura empfand eine gewisse Furcht vor ihm. Dennoch war kein Zug in seinem Gemüthe, der Furcht hätte einflößen können. Freundlich gegen Jedermann, fast übertrieben nachgiebig und gefällig, war er unfähig, irgend Jemand absichtlich wehe zu thun; am wenigsten würde er sich ein solches Vergehen gegen die Empfindungen des Mädchens haben zu Schulden kommen lassen, das er, ungeachtet der Ungleichartigkeit ihrer Gesinnungen und Empfindungen, zärtlich liebte. Dieser Mangel an innerer Uebereinstimmung, den Laura fühlte und erkannte, aber sich nicht erklären konnte, war der Grund ihrer Furcht.

„Wir müssen zurückkehren," sagte Marchmont, „das Rennen beginnt wieder."

Esmeralda und Pascha wurden jetzt auf der Bahn umhergeführt. Es herrschte nur eine Meinung über den wahrscheinlichen Ausgang. Für Pascha war jenem Pferde

gegenüber, das sich bereits auf mehrern andern Bahnen ausgezeichnet hatte, nicht die geringste Aussicht auf Sieg vorhanden. Auch sein Aeußeres konnte, nach dem Urtheile der Sachverständigen, nicht die Hoffnung erwecken, daß es Esmeralda den Lorbeer streitig machen würde.

„Robert ist thöricht genug gewesen, auf dieses Pferd zu wetten," flüsterte Bingham seiner Frau zu; „wie hoch, habe ich nicht erfahren können; aber es ist verlorenes Geld, wie viel es auch sein mag."

Diese Frage sollte im Laufe der nächsten Minuten entschieden werden. Robert hatte sich auf den Kutschbock seines Wagens gesetzt und beobachtete von dort, krampfhaft in seinen Daumen beißend, die Bahn mit unverwandten Blicken. Der Wettlauf hatte begonnen; die Reiter flogen vorbei. Pascha rannte nicht übel, allein Esmeralda war ihm schon um eine halbe Pferdelänge voraus und gewann jeden Augenblick mehr Raum. Robert stand auf. Er konnte die ganze Ausdehnung der Bahn übersehen, und seine Blicke folgten den Rennern, während Leichenbläße sein Gesicht bedeckte, und das Klopfen seines Herzens beinahe hörbar wurde. Plötzlich erscholl das Geschrei auf der Linie der Zuschauer, an denen die Pferde vorüberflogen, stärker. Zum Erstaunen Aller hatte entweder Esmeralda an Schnelligkeit nachgelassen, oder Pascha eine verzweifelte Anstrengung gemacht, denn er war ihr schon etwas zuvorgekommen. Aber nein; Pascha hatte nicht an Schnelligkeit gewonnen, sondern Esmeralda begann zu wanken. Gleich darauf stolperte das Pferd heftig und stürzte, so daß Roß und Reiter sich im Staube

wälzten. Robert sah nichts mehr; er sprang vom Bock herab und eilte nach dem Orte des Unfalles.

„Dumme, ungeschickte Burschen!“ murmelte Harcourt; er hatte Alles von einem nähern Punkte mit angesehen, den er sich zu diesem Zwecke gewählt hatte. Gleich darauf war er im Gewühle verschwunden.

Die um eines der Zelte versammelte Menschenmenge zeigte Robert, wohin er seine Schritte zu richten habe. Es währte jedoch einige Zeit, ehe er sich durchdrängen konnte. Am Eingange stand ein Polizeidiener, der den Andrang des neugierigen Publicums zurückhielt, aber Robert durchgehen ließ, da er in ihm einen Mann von Stande erkannte. Robert eilte hinein. Marchmont hielt den bewußtlosen Jockey in seinen Armen, während ein Arzt den Kopf untersuchte. Harcourt beugte sich über ihn und schien Marchmont ablösen zu wollen; allein dieser war nicht geneigt, irgend Jemand den Liebesdienst abzutreten. Verschiedene andere Personen standen umher und machten ihre Bemerkungen, darunter auch Rosalba. Gleich darauf öffnete sich der Vorhang des Zeltes, und zwei Männer traten ein, von denen der Eine groß und von vornehmem Aeußern, der Andere aber kein Mann von Stande war. Letzterer trug eine wichtige Miene zur Schau und schien einen Fehler an einem Auge zu haben.

„Wahrscheinlich der Koller, Mylord,“ sagte er. „Das Pferd ist vielleicht vor dem Rennen zu lange in der Sonne gewesen. Aber ich glaube nicht, daß der Schaden von Bedeutung sein wird.“

„Vielleicht nicht für das Thier, aber für mich ist der Schaden groß. Wie ist das, Jones? Warum ließest du Esmeralda vor dem Rennen so lange in der Sonne?"

„Das Pferd war nur ganz kurze Zeit im Freien, Mylord; nur so lange, als einige Herren es betrachteten," erwiderte der Reitknecht, todtenbleich und kaum zu sprechen fähig.

„Ah! Herr Bingham," sagte Lord de Stanner, da er diesen bemerkte; „Ihre Wette ist glücklicher ausgefallen, als Ihre Freunde erwarteten."

Robert war nicht im Stande, einen Laut hervorzubringen; er deutete nur auf den Verwundeten.

„Mit dem ist's auf jeden Fall vorbei," bemerkte der Mann mit dem schielenden Auge.

Marchmont befragte den Arzt, der bis dahin die Verletzung am Kopfe des Jockey's schweigend untersucht hatte.

„Der Schädel ist verletzt," lautete die Antwort, „nicht durch den Sturz, sondern durch das Pferd, welches sich auf ihm wälzte, als es aufzustehen versuchte."

„Der Bursche war ohne Zweifel betrunken," bemerkte Rosalba.

In diesem Augenblicke öffneten sich die Augen des Verwundeten.

„Still!" sagte Marchmont; „er versucht zu sprechen."

„Er wird schon irre reden," bemerkte Harcourt.

Der Mann erhob eine Hand, als wolle er ein Zeichen geben, man solle auf die Seite treten.

„Es ist auf jeden Fall Jemand hier, mit dem er zu

sprechen wünscht," wiederholte Marchmont. „Ich bitte Sie, Herr Harcourt, beugen Sie sich nicht so weit über ihn."

Harcourt zog sich beleidigt zurück, und der Sterbende richtete seine brechenden Augen auf Lord de Stanner. Marchmont winkte diesem, näher zu treten.

„Das Pferd —" stöhnte er, „das Pferd war —"

Die Anstrengung mochte zu groß für ihn sein. Seine Augen schienen dunkel zu werden, und die Besinnung verließ ihn. Er sank zurück, stieß einen tiefen Seufzer aus und sprach nicht mehr.

Achtzehntes Capitel.

Die Herausforderung.

Ein Tag genügt in der Regel den meisten Besuchern der Wettrennen. Auch das Rennen von Sporthaven sah am zweiten Tage wenige Gäste, und jedenfalls Diejenigen nicht, deren Erscheinen man in den Zeitungen zu erwähnen pflegt. Lady Maria Anna machte jedoch eine Ausnahme. Sie konnte nicht begreifen, daß es möglich sei, Vergnügungen mit Beschränkung zu genießen, und begab sich deshalb pünktlich an allen drei Tagen auf die Rennbahn, was selbst die zerstreuungsüchtigen Bewohner von Fairfield in Erstaunen setzte. Wir wollen die Leser nicht noch ein Mal dahin führen, und sie auch mit dem Balle von Sporthaven verschonen, der die Festlichkeiten beschloß.

Es ging dort zu, wie auf andern Bällen. Manche belustigten sich, Viele gaben sich nur den Schein des Vergnügens, und die Meisten empfanden im eigentlichsten Sinne Langeweile. Die Zeitungen berichteten, Alles, was die Grafschaft an Rang und Schönheit aufzuweisen habe, sei zugegen gewesen, und der Tanz bis zu einer späten Stunde sehr belebt geblieben. Wir wollen es in diesem Falle als wahr annehmen.

Jetzt nahte der Tag des Maskenballes, zu dessen Veranstaltung Lord Marchmont sich hatte nöthigen lassen; er sollte die Krone und den Schluß der Lustbarkeiten in Fairfield bilden. Die Fremden, welche eigentlich für die Hochzeit gekommen waren, beabsichtigten gleich darauf das gastliche Haus zu verlassen. Robert und Lady Maria Anna wollten nach London, Frau Campbell mit ihren Töchtern nach Schottland zurückkehren, und Tom sollte zu einem Geistlichen in Pension kommen, um dort seine Studien zu beendigen.

Frau Campbell hatte anfänglich Bedenken geäußert, als sie gehört, daß Masken auf dem Balle erscheinen würden; allein Frau Bingham wußte diese zu beseitigen, indem sie ihr beschrieb, wie „allerliebst" Lord Marchmont die Einrichtungen getroffen habe. Allen eingeladenen Gästen sollten nämlich Einlaßkarten zugestellt werden, und Niemand sollte Zutritt finden, der nicht eine solche vorzeigen könnte; die Gesellschaft war natürlich sehr gewählt, und mit Beobachtung dieser Vorsichtsmaßregel konnte kein Ungeladener sich eindrängen.

Zwischen Robert und Harcourt war rücksichtlich des

Unglücksfalles bei dem Wettrennen kein Wort der Erörterung gewechselt worden; jeder von ihnen vermied es, sich durch Fragen oder Antworten bloßzustellen. Robert hatte für seine Hälfte eine Summe gewonnen, die hinreichend war, um ihn aus seinen gegenwärtigen Verlegenheiten zu befreien. Als er die andere Hälfte versprochenermaßen an Harcourt ausbezahlt hatte, wurde die Verschreibung vernichtet und nichts mehr darüber gesprochen.

Die Liebelei zwischen Rosalba und Sophia Campbell dauerte im Geheimen fort. Letztere hütete sich indessen, diesen Gegenstand in Dorothea's Gegenwart zu berühren, da sie deren schelmisches Auge und böse Zunge nicht wenig fürchtete. Dennoch blieb der Stand der Dinge dem schlauen Mädchen nicht gänzlich verborgen, sie erhielt vielmehr durch Tom von Zeit zu Zeit Nachricht darüber. Rosalba hatte den Knaben gewissermaßen in sein Vertrauen gezogen, um ihn dadurch von muthwilligen Störungen des Verhältnisses abzuhalten; und er hatte wohl daran gethan, denn Tom, dessen unruhiger Geist stets Beschäftigung haben mußte, bemühte sich jetzt, die Angelegenheit zu fördern, statt die Liebenden zu quälen. Unter andern Umständen hätte ihm dies wahrscheinlich Vergnügen gemacht; allein er konnte Frau Campbell nicht leiden und wünschte von ganzem Herzen, daß eine ihrer musterhaften Töchter sich verleiten lassen möchte, mit einem Liebhaber davon zu laufen. Da es ihm aber unmöglich war, seine Zunge gänzlich im Zaum zu halten, so konnte Dorothea aus gelegentlichen Bemerkungen und Scherzen entnehmen, daß das Verhältniß eine ernste

Wendung genommen hatte. Sie dachte jedoch, die Sache ginge sie nichts mehr an, und war sehr geneigt, die boshafte Freude zu theilen, die ihr Bruder bei dem Gedanken empfand, daß Sophia eine Thorheit begehen und Frau Campbell sich dadurch gedemüthigt sehen würde.

Margaret hatte eine Einladung zu den Festlichkeiten auf Schloß Marchmont erhalten, aber für gut befunden, abzulehnen. Am Tage vor dem Balle erhielt sie durch die Post einen Brief, bei dessen Anblick ihr unwillkürlich das Blut in die Wangen stieg. Ja, Theodor war in England; der Brief kam nicht vom Auslande, und es war seine liebe Handschrift. Eiligst öffnete sie den Brief und las:

„Bin ich deshalb zurückgekehrt? Habe ich darum während der langen, qualvollen Abwesenheit nur von einer Erinnerung, von einer Hoffnung gelebt, — darum Entbehrungen und Gefahren erduldet, wie die in jener schrecklichen Sturmnacht, wo ich verzweiflungsvoll und mit dem Tode ringend mich an den Mast des gescheiterten Schiffes klammerte und mir ermuthigend zurief: ‚Nein, so viel Liebe kann nicht bestimmt sein, unterzugehen!' — Bin ich erhalten worden und heimgekehrt, nur um zu sehen, daß Treue und Glauben nirgend mehr zu finden sind, weder beim Manne noch beim Weibe? Auf drei Herzen hatte ich vertraut: — auf meine einzig Geliebte, meinen einzigen Freund und meine einzige Schwester; und kaum habe ich meinen ersten Fuß auf vaterländischen Boden gesetzt, so fällt mein Auge auf eine Anzeige in den Zeitungen, die Liebe, Vertrauen und Freundschaft

wie Spreu in die Winde jagt. Margaret, ich will dir keine Vorwürfe machen, — ich thue dir vielleicht Unrecht; aber wo war das wachsame Auge, mit dem du jenes junge Herz zu hüten gelobtest? Hätte sie mich so schnell vergessen können, wenn du der übernommenen Pflicht treu geblieben wärest? Laura — o, welcher Schmerz durchschneidet mein Inneres, während ich diesen Namen schreibe! — Laura stützte sich so ganz, so rückhaltlos auf dich, sie gab mit so kindlichem Vertrauen Urtheil und Willen dir hin; ihre Treue und mein Glück standen unter deiner Obhut!

„Genug; es ist nutzlos, von der Vergangenheit zu reden. Eine Handlung bleibt mir noch zu vollbringen. Du ahnst ohne Zweifel, worin sie bestehen muß — Vergeltung; sein Tod, oder der meinige, — was frage ich danach? Alles Uebrige ist mir gleichgültig. Dein Bruder

Theodor Danvers."

Margaret las diese bittern und unverdienten Vorwürfe. Sie empfand dieselben tief; aber sie besaß zu viel Edelmuth, sie hegte eine zu große Liebe für ihren Bruder, als daß sie nicht noch tiefer von seinem Elende ergriffen werden sollte. Wie groß mußten die Leiden dieses glühenden Herzens sein, wenn sie ihm so ungerechte und so kränkende Vorwürfe gegen die Schwester abringen konnten, die ihn nur zu sehr liebte? Aber alle ihre Gedanken wurden durch den letzten Satz des Briefes in Anspruch genommen. Wie kam es, daß sie diesen Ausgang nicht schon früher vorhergesehen hatte — das tragische Ende, welches jetzt durch nichts mehr abgewandt

werden konnte? Es handelte sich nicht um einen Zweikampf zur Herstellung der Ehre in den Augen der Welt; Blut mußte fließen, wo tiefer Haß im Herzen und schweres Unrecht zu rächen war. Margaret drückte ihre Hände vor die brennende Stirn und blieb eine Zeit lang so vertieft in diese bittern Betrachtungen, daß sie Harcourt's Eintritt nicht hörte und ihn nicht eher gewahrte, als bis er zu sprechen begann. Auch er hatte einen Brief erhalten und las augenblicklich in Margaret's Zügen, daß sie Alles wußte.

„Es ist ein unglücklicher Zufall," sagte er, „daß Theodor die Ankündigung dieser Verbindung in den Zeitungen las, ehe ihm der eigentliche Stand der Dinge erklärt werden konnte. Er ist, was er übrigens von jeher war, viel zu hastig. Drei Jahre lang war er abwesend und die Nachricht seines Todes wurde von Allen, dich allein ausgenommen, geglaubt. Unter solchen Umständen hätte er keinen Grund gehabt, sich zu wundern, wenn er verheirathet gewesen wäre und seine Frau, die sich Witwe glaubte, eine zweite Verbindung eingegangen hätte; um so weniger also, wenn seine Geliebte es that."

„Theodor weiß nicht, daß er für todt gehalten wurde," erwiderte Margaret, stets bereit, ihren Bruder zu rechtfertigen; „allein selbst die Kenntniß dieses Umstandes könnte für ihn keinen Unterschied machen. Ferdinand Marchmont hatte in Laura's Herzen seinen Platz lange vorher eingenommen, ehe jene Nachricht hierher gelangte."

„Aber weshalb willst du ihm dies sagen? Wozu braucht er es jemals zu erfahren? Ich würde vorschla-

gen, ihm zu schreiben, die ganze Sache sei allerdings höchst unglücklich und unangenehm, Jeder hege große Theilnahme für ihn und dergleichen; aber das Verhältniß sei zu einer Zeit eingegangen worden, wo man allgemein seinen Tod auf der See als gewiß angenommen habe, und es könne deshalb weder von Verrath noch von Treulosigkeit die Rede sein."

„Nimmermehr!" entgegnete Margaret mit Entschiedenheit. „Nie werde ich Jemanden täuschen, der mir stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hat. Wollte ich es auch thun, so würde er die Wahrheit in meinen Augen lesen, sobald er mich sieht. Ueberdies liebe ich ihn zu sehr, um nicht das ihm widerfahrene Unrecht eben so tief zu empfinden, wie er selbst."

„Nun, du bist aus lauter Liebe sein ärgster Feind," versetzte Harcourt. „Von Herzen wünsche ich, daß du dieses edele Gefühl nie zu bereuen haben und daß du bei Demjenigen auch Dankbarkeit finden mögest, auf den du den ganzen kostbaren Schatz deiner Liebe häufest!"

Margaret richtete einen forschenden Blick auf ihn. Es schien, als habe er den schmerzlichen Inhalt des Briefes errathen, den sie erhalten hatte; dem war nicht so, er wußte nichts davon; nur verstand er besser in Theodor's Gemüth zu lesen, als dessen Schwester in ihrer parteiischen und fast abgöttischen Liebe.

„Hier ist ein Brief, den er an mich mit eingeschlossen hat," fuhr Harcourt fort. „Er enthält eine Herausforderung an Marchmont. Dringende Geschäfte halten Theodor noch drei Tage in London zurück; am vierten Tage

soll das Duell Statt finden, und ich soll die Vorbereitungen dazu treffen. Ort und Stunde sind meiner Wahl überlassen; auch rechnet er darauf, mich als Secundanten zu haben."

Margaret las den Brief.

„Verräther! Dein eigenes Gewissen muß dein Ankläger und Richter sein. Ich will dich mit allen Vorwürfen verschonen; aber wenn dein Herz nicht eben so feige ist wie falsch, so wirst du dich nicht weigern, die einzige Genugthuung zu geben, die noch in deiner Macht steht, und Denjenigen bei hellem Tage und mit gleichen Waffen zu treffen, dessen Glück du, ohne daß die Stimme des Gewissens oder ein männlich edeles Gefühl dich abzuhalten vermochte, meuchlerisch gemordet hast.

Theodor Danvers."

„Es sieht ihm ähnlich," sagte Margaret, während sie sinnend die Schriftzüge betrachtete.

„Mir ist die ganze Sache von Grund des Herzens zuwider," versetzte Harcourt. „Es wird kein Kinderspiel sein. Verlaß dich darauf, Einer von ihnen ist eine Leiche und der Andere ein Flüchtling, ehe die Sonne zum vierten Male dort in den Ocean hinabtaucht."

„Ich weiß es," erwiderte Margaret, ohne die Augen vom Papier aufzuschlagen.

Harcourt wunderte sich über ihre unnatürliche Ruhe. „Und wie ganz anders könnte es sein," fuhr er fort, wenn du dich zu einer kleinen Klugheitsmaßregel verstehen wolltest. Nur Zeit muß gewonnen werden. Die Sache ist im Gange; das Mädchen ist furchtsam und

unentschlossen, und obgleich jeder tiefern Neigung unfähig, ist doch ihr Gefühl leicht zu gewinnen. Der tiefsinnige Marchmont, der an nichts mehr Geschmack findet, als an den Wissenschaften, ist viel weniger geeignet, ihr Herz zu befriedigen, als der feuerige und ungestüme Theodor. Einen Vorzug besitzt er allerdings: Reichthum; allein das Spiel ist doch in unsern Häuden, wenn wir die Karten geschickt zu mischen verstehen."

„Ruhig!" sagte Margaret mit gebieterischem Tone. „Du meinst es gut, aber deine Wege sind nicht die meinigen. Ich kann für ihn sterben, aber nie dulden, daß Schande auf ihn geladen werde. Ein Mann mag die ihm zugefügte Unbill vergeben oder rächen, — beides hat in meinen Augen etwas Edeles; aber sich dem Unrecht geduldig fügen und nur darauf sinnen, wie man schlauer Weise sein zerstörtes Glück mit Benutzung der Schwäche und Mängel Anderer wieder herstellen könne, — nein, das wird Theodor nie thun, und das wird seine Schwester ihm nie rathen! Lieber mag ein gemeinsames Grab uns beide aufnehmen."

Harcourt biß sich ärgerlich in die Lippen, aber er antwortete nicht und trat an das Fenster.

Gleich darauf rief Margaret ihn zurück. „Frederic," sagte sie, „willst du mir beistehen?"

„Habe ich dir jemals Ursache gegeben, daran zu zweifeln?"

„Das heißt, nach meiner Weise, nicht nach der deinigen. Du mußt mir folgen, nicht ich dir; sonst sage ich dir vorher, daß deine Dienste nutzlos sind und dich

nicht dem ersehnten Ziele zuführen — — meiner Dankbarkeit."

Harcourt schwieg.

„Ich wünsche nicht, daß du dich übereilest," fuhr Margaret fort; „aber eben so wenig will ich auch Einwendungen hören. Kein Bedenken von deiner Seite kann meinen Entschluß wankend machen, wenn auch deine Weigerung dessen Ausführung wahrscheinlich vereiteln wird. Ein einfaches ‚Ja' oder ‚Nein' ist Alles, was ich verlange; ich gebe dir eine Stunde Bedenkzeit. Jetzt hast du Gelegenheit, mir zu beweisen, ob du wahre Liebe für mich empfindest."

Sie nahm eine Feder und schrieb eilig einige Zeilen, faltete dann das Papier zusammen, übergab es ihrem Vetter und verließ das Zimmer. Als die gegebene Frist verstrichen war, kehrte sie zurück und setzte sich Harcourt gegenüber; dieselbe fürchterliche Ruhe und Entschlossenheit leuchtete noch immer aus den dunkeln Augen, von denen sein Geschick beherrscht wurde.

„Wahrlich, Margaret," sagte er, „dein Herz versteht zu lieben."

„Beweise, daß dein Herz dasselbe vermag," war ihre Antwort.

„Ist jemals ein Mann auf eine solche Liebesprobe gestellt worden?" erwiderte Harcourt seufzend.

„Dann freue dich, daß dir eine solche Gelegenheit geboten wird."

„Ueber deinen Entschluß will ich nichts sagen, Margaret, weil du es mir verboten hast, — sonst hätte ich

viel zu bemerken. Die Thorheit, die Widersinnigkeit, die darin liegt, und ich möchte fast hinzufügen, die Unmöglichkeit der Ausführung —"

Margaret unterbrach ihn durch eine ungeduldige Bewegung und machte Miene aufzustehen.

„Gut, ich will schweigen," fuhr er fort; „nur laß mich eine Frage thun, — was wird meine Belohnung sein?"

„Deine Belohnung? Findet wahre Liebe nicht schon darin ihre Belohnung, daß sie überhaupt dem geliebten Gegenstande dienen darf?"

„Mag sein," versetzte ihr Vetter; „doch ich meine nicht eine Belohnung für mein eigenes Wagniß, sondern für die entsetzliche Gefahr, der ich dich aussetzen und die ich dir sogar bereiten soll. Ein unersetzlicher Verlust kann mein Loos sein; also muß ein bleibender Gewinn im glücklichen Falle ihn aufwiegen. Für immer verloren, oder für immer gewonnen, — das sind meine Bedingungen; mein Entschluß ist eben so unwiderruflich wie der deinige."

„Ich könnte leicht eine Zusage geben," antwortete Margaret, „deren Erfüllung mir vielleicht durch den Verlust des Lebens unmöglich wird; aber selbst angenommen, die Erfüllung bliebe in meiner Macht, würdest du wünschen, Frederic," — ein kalter Schauer schien sie in diesem Augenblicke zu durchrieseln, — „würdest du nach der Hand eines Mädchens verlangen, das alle Sittsamkeit verleugnet und ihr Herz den weichen Empfindungen der weiblichen Natur verschlossen hat? Wird nicht das Blutzeichen für immer alle Reize von der Stirn der-

jenigen vertilgen, die es trägt? Glaubst du, ich wisse nicht, was ich zu thun im Begriffe stehe? Ich sterbe, oder man zählt mich zum Auswurf der Menschheit! Mir bleibt kein liebendes Herz; selbst er, für den ich das Opfer bringe, wird mich ferner nicht lieben."

„Ein Herz gibt es, das sich nie verändern kann," rief Harcourt mit Wärme. „Für mich wirst du immer dieselbe bleiben, — viel zu hoch über mir, um dich richten, dich ermessen und ergründen zu können; zu erhaben, um dir nicht, ohne Prüfung, die volle Verehrung meines Herzens zu erweisen."

„Versprechungen," erwiderte das stolze Mädchen in sanfterm Tone, „sind Thorheiten. Wie kann da Glück sein, wo nicht freie Wahl und Neigung es ist, die das Schicksal Zweier aneinander bindet? Was mich betrifft, so suche ich kein Glück mehr und kann auch keines mehr finden. Ich habe also wenig zu verlieren; aber du, ich muß dich daran erinnern, du setzest dein Lebensglück blindlings auf's Spiel."

„Wenn auch. Mag die Zukunft sein, wie sie wolle; ich kümmere mich nur um die Gegenwart."

„Aber ich habe noch eine Bedingung zu machen," bemerkte Margaret. „Ueber einen Punkt muß ich im Klaren sein, ehe irgend ein Versprechen über meine Lippen kommt. Durch welche Mittel hast du Laura dahin gebracht, die Hochzeit zu verschieben?"

„Das einzige Mittel war ein anonymer Brief, worin ich ihr drohte, daß das Geheimniß ihres frühern Liebes-

verhältnisses enthüllt werden sollte, wenn sie nicht die Hochzeit um drei Monate verschöbe."

„Du hast Unrecht gethan," versetzte Margaret; „du hast dich einer Drohung bedient, zu der ich mich nie verstanden haben würde; und jetzt glaubt Laura, dieser unedele Kunstgriff sei von mir ausgegangen! Allein da eine unbedachte Aeußerung von mir zu dieser unwürdigen Handlung Veranlassung gegeben hat, will ich sie verzeihen."

„Gib mir irgend Etwas zum Zeichen, daß du mir dein Wort verpfändest," sagte Harcourt.

Margaret zog von ihrem Finger einen Ring mit einem geschnittenen Steine.

„Blinder Gehorsam gegen meinen Willen ist die Bedingung des Versprechens!" sagte sie ernst.

„Ich unterwerfe mich derselben," erwiderte Harcourt.

„So nimm diesen Ring," fuhr sie mit trüber, fast finsterer Miene fort; „aber übersieh seine Devise nicht. Vulcan ruhig schlummernd sagt: Dormio sed incandesco. Frederic, du hast mich nie wirklich zornig gesehen, nie ohne volle Herrschaft über mich selbst."

„Niemals," antwortete er.

„Ich schlummere," fuhr sie fort, „aber schrecklich kann mein Erwachen sein. Du weißt nichts, und ich nur sehr wenig von dem Feuer, das in meinem Busen glüht. Du siehst, wie ich lieben kann; urtheile danach, wie ich hassen könnte! Frederic, ich habe bis jetzt noch nie Haß empfunden. Laura verlor meine Achtung, aber sie ist zu schwach und machtlos, um ein feindliches Gefühl erwecken zu

können. Eine gewisse Geringschätzung hat sich allerdings meinem Mitleid für sie beigemischt; allein sie ist eine sanfte, hülflose Taube, und um Theodor's willen hätte ich sie sogar wieder lieben können. Ferdinand hat in meiner Brust tiefen Groll und Abscheu gegen seine Treulosigkeit erweckt; aber ihn selbst habe ich eigentlich nie gehaßt, obgleich ich mich bemühte, ihn zu hassen, und fühlte, daß er es verdiene. Ich habe dir dies nie zuvor gesagt; vielleicht ist es mir selbst früher nie so klar geworden. Aber ich könnte hassen mit dem ganzen Feuer meines Herzens. Harcourt, ein dunkeles Gefühl sagt mir in diesem Augenblicke, daß ich dich hassen könnte."

Margaret's Augen flammten, während sie ihm den Ring reichte, den sie langsam vom Finger gezogen hatte. „Nimm ihn," fügte sie hinzu, „auf deine Gefahr!"

Harcourt nahm den Ring und drückte ihn an die Lippen. „Margaret, meine Verlobte!" rief er. „Was ist mir jetzt die ganze Welt! Wiegt dieser Augenblick des Glückes nicht Jahre des Elends auf? Des Elends, sage ich? Lieber will ich mit Margaret verbunden sein, auch wenn sie mich haßt, als geliebt von der schönsten Braut des Erdenrundes."

Die Post brachte an demselben Morgen auch für Laura ein Schreiben. Es enthielt einen Schwall wilder, leidenschaftlicher Vorwürfe und unbestimmter Drohungen von Seiten ihres frühern Geliebten und erneute in erhöhtem Grade die Angst, welche das arme Mädchen beim Empfange jenes anonymen Drohbriefes empfunden

hatte, für dessen Urheberin sie Margaret hielt. Bruder und Schwester hatten sich verschworen, ihren Frieden zu stören, und welche Mittel standen ihr zu Gebote, um den Sturm abzuwenden, der jetzt über sie loszubrechen drohte? Sie besaß keine Freundin, mit der sie hätte Raths pflegen können, ja nicht einmal eine Vertraute, die ihr den Trost gemeinsamer Thränen gewähren konnte. Sobald Laura die Handschrift der Adresse erkannte, eilte sie in ihr eigenes Zimmer, um vor jedem neugierigen Auge ihre innere Bewegung zu verbergen. Sie verschloß die Thüre, und auf diese Weise gegen Ueberraschung gesichert, fand sie endlich in Thränen etwas Erleichterung. Sie warf sich auf's Bett und weinte in hülfloser Verzweiflung, unfähig einen Entschluß zu fassen, und selbst zu schwach, um nur den Versuch zu machen. Als dieser Zustand einige Zeit gewährt hatte, und ihre Thränen aus Erschöpfung versiechten, richtete sie sich vom Bette auf, nahm den Brief, überlas ihn noch einmal und bemühte sich, aus der Fassung desselben zu erkennen, was sie zu fürchten habe, und zu erwägen, ob ihr kein Mittel bleibe, Theodor's Erbitterung zu besänftigen. Sie empfand eigentlich mehr Furcht vor Margaret als vor deren Bruder; sie glaubte eher ihren erzürnten Liebhaber versöhnen zu können, als seine unerbittliche Schwester. Eine Schlußstelle dieses unzusammenhängenden Schreibens las sie mehrere Male. Dieselbe lautete:

„Ich habe nur noch die traurige Wahl zu glauben, entweder, daß Reichthümer und weltliche Vortheile die Liebe aus einem Herzen verdrängen konnten, das ich

für so rein und uneigennützig hielt, oder daß diese Liebe — schrecklicher, qualvoller Gedanke! — aus freiem Antriebe auf einen Andern übergegangen ist. Die erste Annahme erfüllt mein Herz mit Bitterkeit, und die letzte — gibt mir den Tod. Ich Unglücklicher! der ich gezwungen bin zu wünschen, daß sie, die mit so unbegrenzter Liebe Angebetete, weniger vollkommen sein möchte, als ich sie mir dachte. Wenn mir nur wenigstens der schwache Trost bliebe, glauben zu dürfen, daß er Dir nicht das sei, was ich Dir gewesen bin!"

Laura legte den Brief nieder. Diese letzte Aeußerung erweckte in ihr die Hoffnung, Theodor besänftigen zu können. Sie hatte also noch nicht allen Einfluß auf ihn verloren; und wenn sie vorsichtig davon Gebrauch machte, wenn es gelang, den ersten Ausbruch seines Zornes in so weit zu mildern, daß er nicht einen verzweifelten Schritt that, der ihr Glück für immer zerstören mußte, so konnte noch Alles gut werden. So dachte Laura, und bei wiederholter Ueberlesung jenes leidenschaftlichen Ergusses empfand sie neben dem Schrecken, den er ihr einflößte, zugleich eine Art von Genugthuung oder Freude darüber, daß sie der Gegenstand einer so maßlosen Liebe war. Die Erinnerung an jene glühende Bewunderung, die in frühern Jahren ihr junges Herz gewonnen hatte, erwachte wieder; sie verglich die begeisterten Huldigungen Theodor's mit der weniger heftig sich äußernden Neigung, welche Marchmont ihr entgegenbrachte. Seine Liebe war zart und uneigennützig, aber ruhig und vernünftig, und eben deshalb weniger geeignet, einem

Wesen von ihrer Gemüthsart zu schmeicheln. Das Bestreben, in keiner Weise Theodor's Gefühl zu verletzen, in Verbindung mit dem ängstlichen Wunsche, ihn zu besänftigen, mag daher als Erklärung für ihre sonderbare Antwort auf jenen Brief gelten. Mehrere Entwürfe wurden zerrissen, bis sie endlich mit folgender Fassung zufrieden war:

„Ich verdiene Deine Vorwürfe nicht und bin nicht der Untreue und Herzlosigkeit schuldig, die Du mir zur Last legst. Es wäre unnütz, die Ereignisse und Gründe aufzuzählen, die mein gegenwärtiges Verhältniß herbeigeführt haben; aber einen Umstand muß ich zu meiner Rechtfertigung anführen: ich ging es ein, nicht nur, weil ich verzweifeln mußte, jemals die Einwilligung meiner Familie zu unserer Verbindung zu erlangen, wie Du selbst billiger Weise einräumen mußt, sondern in der Ueberzeugung, daß der Tod uns für diese Welt getrennt habe. Wenn es Dir zum Troste gereicht, dies zu hören, so kann ich Dir versichern, daß ich elend im höchsten Grade bin; meine Thränen, die täglich im Geheimen fließen, geben Zeugniß, daß ich weder so kalt noch so undankbar bin, wie Du glaubst. O Theodor, ich empfinde tiefes Leid um Dich. Von mir selbst will ich nichts weiter sagen, als daß ich stets mit inniger Wehmuth an unsere Jugendliebe zurückdenken werde. Verhältnisse, über die wir keine Macht hatten, haben uns auf immer getrennt. Füge Dich dieser Schickung, so wie ich, und laß uns gegenseitig unsern Ruf und unsern Frieden achten. Denke nicht mehr an mich in der Weise, wie

Du es sonst zu thun pflegtest; aber gedenke meiner auch nicht mit Bitterkeit, denn das verdiene ich nicht. Möge der Himmel sich unserer erbarmen und uns Beiden beistehen.

Laura."

Dieses Schreiben, in welchem Laura, ohne sich darüber bestimmt auszudrücken, Theodor ahnen ließ, — wenn er zur Beruhigung seiner verletzten Selbstliebe zum Ahnen überhaupt geneigt war, — daß sie ihm auch jetzt noch den Vorzug geben würde, sollte ihr die Wahl freistehen, wurde gesiegelt, adressirt und bis zu der Stunde aufbewahrt, zu welcher der Postbote die Briefe nach Sporthaven mitzunehmen pflegte. Sie ging selbst hinab und übergab den Brief einem Diener des Hauses; als sie von ihrem Fenster aus den Briefträger das Haus verlassen und die Allee hinab gehen sah, schlug ihr Herz freier in dem beruhigenden Gefühle, daß die so vorsichtig abgefaßte Schrift, welche ihren Frieden sichern sollte, jetzt auf dem Wege nach ihrem Bestimmungsorte sei.

Neunzehntes Capitel.

Der Maskenball.

Der Mond stand hoch am Himmel und goß eine Fluth bleichen Lichtes auf die dichten Baumgruppen im Schloßgarten von Marchmont; er lieh ihrem üppigen Laube jene magische, nicht zu beschreibende Farbe, die eben so wenig der Maler nachzuahmen, als der Dichter zu schildern vermag. Die Luft war von den Wohl-

gerüchen der blühenden Bäume und Sträucher erfüllt, denn es war gerade in der an Schönheiten so überreichen Jahreszeit, in welcher Frühling und Sommer sich begegnen. Die prächtigen Kastanienbäume stehen dann in voller Blüthenpracht und senken ihre Zweige fast bis zum hohen Grase hinab, als wollten sie mit ihrem schneeigen Reichthum prunken; der Dornbusch hat den Blüthenschleier, unter dem er sein Sommerkleid verbirgt, noch nicht fallen lassen, und die zarte, frische Farbe des Flieders streitet mit der Ueppigkeit des Goldlacks um den Preis der Schönheit. Das Schloß Marchmont erhob sich am Horizont als eine dunkele Masse, aus welcher die erleuchteten Fenster strahlend hervortraten; von Zeit zu Zeit vernahm man die Musik vom Schlosse her, deren bald leise verhallende, bald laut anschwellende Töne vom Abendwinde in die Ferne getragen wurden.

Aus dem Schatten der Bäume trat eine Gestalt hervor, die mit einem leichten Mantel über einem kurzen Rocke bekleidet war und um den Leib eine breite rothe Schärpe trug, unter welcher blankes Metall hervorschimmerte. Wie es schien, hatte der nächtliche Wanderer entweder die heitere Gesellschaft im Schlosse verlassen, oder er war auf dem Wege dorthin; denn er trug eine Maske, die wie ein Visir am Schirm seiner Mütze befestigt war. Die rauschende Lustbarkeit schien ihn jedoch weniger anzuziehen, als die Einsamkeit der schönen Nacht. Nachdem derselbe einige Zeit in stiller Betrachtung gestanden hatte, nahm er Mütze und Maske ab und warf sich in das duftende Gras, dessen Höhe vor Entdeckung

schützte. Eine Fülle schwarzer Locken, bis dahin von der Kopfbedeckung verhüllt, ergoß sich nunmehr auf seine Schultern, und der Mond beleuchtete mit seinem vollen Lichte ein Antlitz, das Niemand vergessen konnte, der es einmal gesehen. Es war Margaret. Aus ihren Augen sprach eine Mischung von Begeisterung und rührender Wehmuth.

„Dies also ist das Ende von allem!“ flüsterte sie im Tone tiefen Mißvergnügens.

War es Furcht, war es ein inneres Widerstreben, das sie mit der Ausführung ihres Vorsatzes zögern ließ, oder war es Reue über das abenteuerliche Unternehmen, das sie begonnen hatte und aufzugeben sich schämte, was ihr jene Worte auspreßte? Nein, Furcht war ihrem Geiste fremd, und eben so wenig kannte sie die Qualen der Unentschlossenheit; allein Marchmont hatte wahr gesprochen, als er sagte: „Wie kann sie glücklich sein mit dem kalten Unglauben und ihrem feuerigen Herzen?“ Ein Zwiespalt herrschte zwischen ihrer geistigen Ueberzeugung und ihrem moralischen Gefühl, der sich da besonders fühlbar machte, wo sie mit der ganzen Einheit ihres Wesens hätte handeln müssen. Wohl mochte die Lieblichkeit dieser nächtlichen Ruhe ihr für Schönheit so empfängliches Gemüth ergreifen, denn der Friede der Natur harmonirte nicht mit dem Vorhaben, dem ihr schwärmerischer Geist mit einem Eifer sich gewidmet hatte, der einer bessern Sache würdig war.

Ein großes Mißverhältniß bestand zwischen der aufopfernden Liebe ihres Herzens und dem Gegenstande, dem

diese Liebe dargebracht wurde; ein Irrthum war es, in welchem sie bisher befangen gewesen; ihr Unglaube hatte Den entthront, der allein jener Hingebung würdig war, die sie jetzt einem irdischen Götzen weihte. Vielleicht regte sich eben jetzt in geheimer Tiefe ihres Herzens dieses unselige Bewußtsein, denn langsam und traurig wiederholte sie die zwei Worte: „echter Heldenmuth.“ Ihre Gedanken richteten sich auf die Helden des Christenthums, deren glorreicher Tod einst ihren Augen Thränen glühender Begeisterung entlockt hatte. „Das Opfer christlichen Heldenmuthes starb mit dem Namen Jesu auf den Lippen; die Wildniß wurde sein Grab, und das Volk der Huronen trauerte um ihn.“

„Ach, hätte ich seinen Glauben und könnte ich für eine solche Sache sterben! Es ist Seligkeit, sich aufzuopfern, und mein ganzes Wesen sehnt sich nach Aufopferung. Doch wie? Mein Herz fließt nicht über vor Freude? Wenn ich mein Opfer vollbracht habe — welches Herz wird mir dafür einen Altar des Dankes weihen? Fort mit solchen Gedanken — sie sind einer edeln Seele unwürdig! Habe ich nicht gesagt, daß Liebe ihren Lohn in sich selbst finde und keines andern Preises bedürfe?“

Margaret erhob sich und warf den Kopf zurück, als wolle sie damit alle entmuthigenden Gedanken abschütteln. Hierauf versuchte sie, die allzu üppige Fülle der Locken wieder unter der Mütze zu bergen; da sie aber fand, daß diese — gleich wie sie selbst — in hohem Grade die Freiheit liebten, so befestigte sie dieselben mit einem Kamm, da-

mit nicht etwa eine hervorquellende Locke sie verrathen, und so ihr Unternehmen in Lächerlichkeit auslaufen möchte. Festen Schrittes wandelte sie über den wohlgepflegten Rasen. Als sie den Schatten des Schlosses beinahe erreicht hatte, öffnete sie eine kleine Pforte und trat aus dem Park in einen Blumengarten. Nachdem sie einige moosbewachsene Stufen und einen sanften Abhang erstiegen, gelangte sie auf eine Terrasse, deren Blumenbeete mit dem sie umzäunenden Flechtwerk und einigen künstlichen Felsengruppen in dem ungewissen Mondlichte einen wunderbaren Anblick gewährten. Auf der Mitte der Terrasse erhob sich ein Springbrunnen, dessen Wassersäule auf ihrer höchsten Spitze das gelbe Licht der Fenster und einen verirrten Mondstrahl auffing, so daß es schien, als mischten sich goldene Funken unter den Silberregen.

„Alles dieses für Einen Menschen!“ sagte Margaret mit dem Ausdrucke der Bitterkeit beim Anblick dieser zauberhaft schönen Stätte. „Ein Palast und ein Paradies für den Einen; — eine Hütte, der nackte Erdboden oder ein Kehrichthaufen für den Andern! Dennoch mißgönnte der Reiche, nicht zufrieden mit dem glänzenden Ueberfluß, der ihn umgibt, dem Armen sogar den Besitz eines einzigen Herzens, das ihn liebt, das für ihn Palast und Paradies war und ihn weder das Gold noch die Größe seines Nachbars beneiden ließ!“

Die Terrasse zog sich um die Außenwerke des Schlosses und endigte auf der entgegengesetzten Seite in einem steilern Abhange, der sich zum Strande hinunter senkte. Unwillkürlich fühlte Margaret das Verlangen, einen Blick

auf das weite Meer zu werfen, und sie umschritt die Ecke des Schlosses. Die Aussicht war zu jeder Tageszeit und bei jeder Beleuchtung eine herrliche. Der Hügel war so dicht belaubt, daß man hätte träumen mögen, man könne mit Riesenschritten über die Spitzen der Bäume hin zum Ocean hinab schreiten. Jenseits lag die unermeßliche See, zitternd und schimmernd im Mondlichte, und gewährte einen Anblick, der selbst eine weniger erregbare Phantasie, als die Margaret's, zu entflammen vermocht hätte. Sie bemerkte ein Fahrzeug, das in der Nähe der Küste lag, und sah, daß ein Boot von dem Schiffe an das Land entsendet wurde. Die Entfernung hinderte sie zwar, die Ruderschläge des Bootes zu vernehmen; ihr scharfes Auge aber unterschied den weißen Schein, der die taktmäßige Bewegung der Ruder begleitete. Margaret betrachtete aufmerksam das Fahrzeug. Es war ein kleiner Kutter; ein Irrthum war unmöglich: es mußte Harcourt's Bajadere sein. Weshalb hatte sie zu einer solchen Stunde ihren Ankergrund in der Bucht verlassen? Noch mit diesem Gedanken beschäftigt, entdeckte sie eine Gestalt, die den mit Gras bewachsenen Abhang erstieg und sich ihr näherte. Es war Harcourt selbst.

„Margaret?" sprach er, in ihre Nähe getreten, mit leisem, fragenden Tone, denn ihre für ein Weib ungewöhnliche Größe machte ihre Verkleidung um so vollständiger.

Sie erwiderte durch ein bejahendes Zeichen.

„Ich wußte, daß ich nicht irren konnte. Mein Herz

sagte es mir, wenn auch meine Augen sich hätten täuschen lassen."

„Schweige!" entgegnete Margaret mit einem Stolz und einer Würde, die sie noch nie zuvor gezeigt hatte. Ein Gefühl mochte ihr sagen, daß sie in der männlichen Kleidung die sichere, auf Sittsamkeit sich gründende Ueberlegenheit des Weibes verloren habe, ohne dagegen die Vorrechte des Mannes zu erlangen, und dieses Bewußtsein ließ sie unwillkürlich jede, auch die geringste Aeußerung der Vertraulichkeit zurückweisen.

„Wir haben hier nur ein Geschäft zu erledigen," fuhr sie fort. „Du mußt mich in das Schloß begleiten, ohne im Geringsten merken zu lassen, daß ich mit dir gekommen sei. Ich mag den Tanzsaal nicht betreten, sondern werde außerhalb warten, während du ihn aufsuchst und ihm meine Herausforderung zustellst."

Margaret hatte Theodor's Schreiben, welches die Herausforderung enthielt, zu sich genommen und übergab es jetzt ihrem Secundanten. Harcourt empfing dasselbe schweigend und mit dem ehrerbietigen Ernste, den sie, wie ihr ganzes Wesen zeigte, entschieden verlangte. In diesem Augenblicke gab die Schloßuhr die Mitternachtstunde kund. Langsam und feierlich bebten die tiefen Klänge durch die Nachtluft; das Heulen eines Hundes im Schloßhofe lieferte dazu eine mißtönende Begleitung. Es lag etwas in dem tiefen Klange der Glocke und den melancholischen Lauten des Hundes, was das Ohr der verkleideten Abenteurerin Unglück weissagend berührte.

„Wer weiß?" sagte sie, indem sie zu dem stillen Him-

melsgewölbe aufblickte; den Schluß dieser Frage aber unterdrückte sie. Ein dunkeles Gefühl hielt sie ab, Harcourt zum Vertrauten ihrer Empfindungen zu machen. Kaum jedoch hatte sie diese Worte gesprochen, da gewahrte sie, wie eine plötzliche Veränderung in der Landschaft vorging. Ein Schleier, der ihre Klarheit verdunkelte, schien sich über dieselbe auszubreiten, und dennoch war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Land, Meer und Horizont schienen zu verschwinden; nur die hellen Lichtströme aus den Fenstern des Schlosses und die goldenen Funken des Springbrunnens blieben sichtbar. Beiden Zuschauern fiel die sonderbare Erscheinung auf; aber sie schwiegen. Harcourt erstaunte über die Verwandlung der Scene, ohne über die Veranlassung derselben nachzudenken. Unzweifelhaft war eine Ursache vorhanden, aus der das Phänomen sich leicht hätte erklären lassen. Margaret hingegen sah darin eine übele Vorbedeutung; — schwärmerische Gemüther, die der Religion entsagt haben, können sich um so weniger vom Aberglauben losmachen. Wenn sie sich indessen einer abergläubischen Anwandlung nicht erwehren konnte, so besaß sie doch Kraft genug, diese Regung zu unterdrücken.

„Geh' voran," sprach sie, „ich folge."

Harcourt gehorchte, nahm seinen Weg durch die Blumenbeete und gelangte an eine zweite niedere Pforte. Diese durchschritt er und verfolgte auf einem gewundenen, von Immergrün überwucherten Pfade seinen Weg zum Haupteingange des Schlosses. Die Flügelthüren waren weit geöffnet, und vom Mittelpunkte der Halle aus goß

eine kostbare Lampe ihr Licht auf eine Sammlung seltener und schöner Blumen, die, mit großem Geschmack geordnet, den Gang nach dem Innern des herrschaftlichen Gebäudes einfaßten. Harcourt erstieg die Stufen der Vorhalle. Während Margaret, die ihre Einlaßkarte einem Diener übergeben hatte, in einiger Entfernung folgte, schritt er ohne Aufenthalt bis zur Thüre des großen Bankettsaales, aus welchem die rauschenden Klänge eines vollständigen Orchesters erschallten. Seine Begleiterin blieb am Fuße der großen Treppe stehen und lehnte sich mit untergeschlagenen Armen gegen das Geländer derselben, halb verdeckt von einer kolossalen Bildsäule, die als Lampenträgerin diente. Von diesem Standpunkte aus konnte sie den Bankettsaal in seiner ganzen Tiefe überschauen; an denselben schloß sich ein Gemach, dessen Eingang gleichfalls geöffnet war. Die Musik, der Lichterglanz und der Anblick der phantastisch gekleideten Gestalten, die, mit schwarzen Masken untermischt, gleich Infusorien in einem vergrößerten Wassertropfen in zwanglosem Durcheinander auf und ab wogten, erzeugten bei ihr ein Gefühl, ähnlich dem eines wilden Traumes. Sie vergaß fast den Zweck ihres Kommens, und eine heftige Furcht vor Entdeckung bemächtigte sich ihrer. Von Zeit zu Zeit eilten einzelne Paare an ihr vorüber zum Erfrischungszimmer, das auf der gegenüber liegenden Seite der Vorhalle sich befand. Alle aber waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die dunkele Gestalt in der Ecke zu sehen oder zu beachten.

Endlich erschien auch Tom, welcher Sophia Campbell

führte. Das Mädchen schaute furchtsam und unentschlossen rückwärts; ihr Begleiter ermunterte sie, ihm zu folgen. Sie gingen einige Schritte weiter, während Tom stets leise mit ihr redete, bis sie in ganz geringer Entfernung von der schwarzen Bildsäule sich auf einer Bank niederließen. Sophia hielt ein Taschentuch vor das Gesicht, und Tom sprach ihr eifrig zu.

„Nichts kann besser vorbereitet sein," sagte er; „es muß gelingen, wenn Sie nicht Lärm machen und sich selbst verrathen. Das Maskenzimmer ist dort, sehen Sie, links, wo die Thüre offen steht. Ich will untersuchen, ob dort die Luft rein ist; dann gehe ich nach der Pforte der Halle und erwarte Sie in dem Lorbeergange. Verstehen Sie mich? Alles hängt davon ab, daß wir schnell sind; denn ich muß so schleunig wie möglich in den Saal zurückkehren, damit ich nicht vermißt werde."

„Es schwindelt mir; ich kann nicht mehr denken," seufzte die junge Dame mit matter Stimme. „O, daß meine Mutter durch ihre Grausamkeit mich zu einem solchen Schritte zwingt!"

„Denken Sie nicht daran," versetzte Tom. „Alle Väter und Mütter sind grausam; wie gäbe es sonst Romane und Schauspiele?"

„Wirklich, es ist beinahe wie ein Roman," bemerkte Sophia, etwas erheitert durch diese ihr schmeichelhaft dünkende Bemerkung.

„Ganz wie ein Roman," versicherte Tom, „und zwar stehen wir am dritten Bande: die Entscheidung nahet. Ihrer Frau Mutter werde ich sagen, daß Sie im Er-

frischungszimmer eine Dame getroffen und mich zurückgeschickt hätten. Das wird mit dem, was Sie ihr gesagt haben, übereinstimmen."

„Ich schützte Kopfschmerzen vor," antwortete Sophia, „und äußerte den Wunsch, mit Frau Caswall nach Hause zu fahren; Mama wußte, daß diese sich nicht lange aufhalten wollte."

„Sie wird es schon glauben," meinte Tom.

„Aber wenn sie Frau Caswall hier noch antreffen sollte, so würde sie erfahren, daß ich nicht mit ihr gegangen bin, und mich dann gewiß überall suchen."

„Jetzt ist es zu spät, sich mit solchen Gedanken zu plagen," entgegnete Tom. „Sie haben auch gar keine Ursache sich zu fürchten. Wozu wollen Sie sich also mit eingebildeten Besorgnissen quälen? Wenn Ihre Mutter nach Ihnen fragen sollte, so wird man einfach Sie nicht finden. Rosalba und ich, wir werden bis zu einer späten Stunde hier bleiben, und die Frau Mama wird als gewiß annehmen, daß Sie mit irgend Jemand nach Hause gegangen seien."

Sophia fühlte sich nur theilweise beruhigt und seufzte tief. Tom ging an die offene Thüre des Zimmers zur linken Hand, in welchem Masken und Dominos für den Fall aufbewahrt wurden, daß irgend ein Gast während des Abends die Verkleidung wechseln wollte. Er kehrte sogleich zurück, nickte Fräulein Campbell zu, als er an ihr vorüber ging, und begab sich nach der Vorhalle. Die junge Dame sah sich um, bemerkte, daß in diesem Augenblicke Niemand in der Nähe war, und benutzte die

Gelegenheit, eiligst in das Maskenzimmer zu schlüpfen. Nach kaum einer Minute trat ein Domino heraus und nahm denselben Weg wie Tom.

Die unfreiwillige Zuschauerin dieser Scene hatte nicht gewagt, die Stelle zu verlassen; mit Ungeduld erwartete sie die Rückkehr ihres Abgesandten. Endlich erschien er, aber allein, und mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß sein Suchen fruchtlos gewesen sei.

„Es ist doch sonderbar," flüsterte er hastig, „ich kann ihn nirgend finden. Unter den Masken steckt er nicht, denn ich habe sie alle genau beobachtet. Rosalba sagt, er habe ihn seit einer halben Stunde nicht gesehen, und meint, er sei vielleicht auf seine Sternwarte gegangen." Unwillkürlich mußte Harcourt über die Abgeschmacktheit dieser Idee lachen, und er fügte hinzu: „Was für ein sonderbarer Mensch muß er sein! Aber da kommt ja der Graf; er will mir den Weg zeigen."

Rosalba erschien im vollen Glanze seiner Orden und Bänder. Harcourt ging ihm entgegen, und Beide stiegen die große Treppe hinauf.

„Nun, wie weit geht's noch?" fragte Harcourt, nachdem er eine ihm endlos scheinende Höhe erreicht und die anfangs prachtvolle Treppe zunächst eine einfach schöne und endlich eine ganz gewöhnliche Form angenommen hatte.

„Mein lieber Freund, wir haben kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt. Die Sternwarte liegt ja auf der Spitze des höchsten Thurmes, und wir müssen noch die ganze Wendeltreppe ersteigen."

„Ich glaube, wir machen einen vergeblichen Gang," versetzte Harcourt. „Es scheint mir unmöglich, daß ein Mensch die Gesellschaft, die er zu sich entboten, verlassen kann, — der hübschen Braut gar nicht zu gedenken, — um nach den Sternen zu gucken."

„Und dennoch sieht's ihm ganz ähnlich," erwiderte Rosalba, „denn er bringt den größten Theil seiner Zeit dort zu. Meiner Meinung nach verdient er die hübsche Braut eben so wenig, wie dieses schöne Schloß. Wenn er mir ein Geschenk mit Beiden machen wollte, gern würde ich ihm — zum Dank für seine Großmuth — lebenslänglich den Gebrauch der Sternwarte einräumen."

„Ei, ei, Rosalba, Sie sind selbst verlobt und müssen nicht die Bräute Anderer hübsch finden."

„Beim Jupiter, Laura Bingham wäre mir die liebste von Beiden! Wäre dies Schloß nur mein Eigenthum — um den Erfolg wäre ich nicht besorgt. Aber hier ist die Pforte, die zum Thurme führt."

Die Unterhaltung hörte auf, und Beide erstiegen schweigend die zur Sternwarte führende Wendeltreppe.

Marchmont hatte sich wirklich in seine geliebte Einsamkeit zurückgezogen. Scheinbar zur Erreichung eines astronomischen Zweckes hier verweilend, hatte er sich in Wahrheit nur deshalb hierher begeben, weil er sich bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen viel wohler fühlte, als bei den Festlichkeiten, die er unten im Schlosse zu Ehren seines großen Vermögens veranstaltet hatte. Glücklich war er nicht mehr gewesen, seitdem er seinen Freund verrathen. Diese That hatte ihm, dem Manne, dessen

Herz nie viel nach Reichthum und Größe gefragt, den Besitz aller irdischen Güter werthlos gemacht und zugleich den religiösen Frieden geraubt. Das natürliche Verlangen des menschlichen Herzens, die verlorene innere Zufriedenheit wieder zu gewinnen, — die er aber nicht auf dem rechten Wege suchen wollte — trieb ihn dazu, um so eifriger den Genüssen sich hinzugeben, welche ihm die Wissenschaft gewährte. Von der Natur mit Geschmack für Poesie und mit großen Anlagen zu mathematischen Studien begabt, sah er vor sich ein weites Feld für geistige Beschäftigung, in der er sein wahres inneres Leben vergeudete. Man hätte glauben sollen, er habe seinen Kummer und seine Gewissensbisse eher in der anziehenden Gesellschaft der Geliebten als in einsamen wissenschaftlichen Beobachtungen zu vergessen gesucht. Doch wenngleich der unwiderstehliche Reiz ihrer Schönheit und Sanftmuth, der ihn leider anfangs zu ihr hingezogen hatte, auch jetzt noch seine Wirkung auf ihn äußerte, so erinnerte ihr Anblick ihn zugleich auf schmerzliche Weise an seine Sünde — und dieses peinliche Gefühl war die Ursache, daß er im Umgange mit ihr einen Anflug von Schwermuth nicht verbergen konnte. Anfänglich war es seine Absicht gewesen, ihre Liebenswürdigkeit durch eine bessere Ausbildung ihrer Geisteskräfte noch zu erhöhen. Er meinte, ihre mangelhafte Bildung sei lediglich das Resultat einer unvollkommenen Erziehung, und hatte daher selbst, ehe er sich seiner Liebe zu ihr bewußt geworden, die Leitung ihrer Studien zu übernehmen versucht. Allein seine Bemühungen in dieser Beziehung

blieben gänzlich fruchtlos, obgleich er sich dies nicht eingestehen mochte. Laura fand kein Vergnügen an geistiger Beschäftigung. Zu wissenschaftlichen Studien hatte sie nicht die nöthigen Anlagen, und Dichtung und Literatur liebte sie nur wie die meisten jungen Damen, die so lange Gefallen daran finden, als der Brautstand dauert, jeder Beschäftigung damit aber entsagen, sobald die Schwärmerei der Liebe vorüber ist und das ruhige Leben der Ehe beginnt. Laura gab sich indessen gern den Schein, als finde sie Geschmack an den Schönheiten der Poesie, und diesen Geschmack zu läutern und zu befestigen hatte Marchmont sich bemüht.

Wie die Gärtner uns sagen, kann die vollendetste Pflege eine Pflanze nur veredeln, nicht aber ihre Gattung verändern. Diese Ueberzeugung mochte Marchmont allmälig erlangt haben; denn seit einiger Zeit beschränkte er sich darauf, dem Geschmacke und den Neigungen seiner Braut nachzugeben, statt sie zu einer höhern Stufe erheben zu wollen. Er sprach nur noch selten mit ihr von den Gegenständen, die ihn am meisten interessirten. Daher hatte er auch bei dieser Gelegenheit vorgezogen, Laura in dem Glauben zu lassen, er habe für einige Zeit die Domino-Maske angelegt; er wußte, daß sie den wahren Grund seiner Abwesenheit nicht gebilligt haben würde.

„So, hier ertappen wir den ungetreuen Ritter auf der That!“ rief Rosalba, als er in die Sternwarte trat. „Sie sind mir ein schöner Hausherr, Ihre Gesellschaft und die Dame Ihres Herzens auf so unhöfliche Weise

zu verlassen! Ich glaube wahrhaftig, die schönen Augen Ihrer Braut haben so viele Nebenbuhler, als Sterne am Himmel stehen."

„Ich habe mich nur auf eine halbe Stunde hierher begeben," erwiderte Marchmont im Tone der Entschuldigung, „um eine Mondfinsterniß zu beobachten. Der Mond würde natürlich nicht auf mich gewartet haben," fügte er lächelnd hinzu, „und zudem glaubte ich, man würde mich nicht sobald vermissen. Hat Jemand nach mir gefragt?"

„Dieser Herr," versetzte Rosalba, mit der Hand auf Harcourt deutend, „hat ein Geschäft mit Ihnen, das sich, wie es scheint, eben so wenig verschieben läßt, als die Mondfinsterniß."

Harcourt trat vor.

„Dieser Brief," sagte er und überreichte Marchmont Theodor's Herausforderung, „wird Alles erklären."

Marchmont erblaßte, als er die Handschrift erkannte; auch der Inhalt des Schreibens war nicht geeignet, seine Bewegung zu vermindern. Er las jedoch mit der äußern Ruhe, die ihn fast nie verließ, richtete dann seine Augen auf Harcourt und sagte: „Er spricht die Wahrheit; ich habe unrecht gegen ihn gehandelt."

„Um so mehr Grund, schnelle Genugthuung zu geben," bemerkte Rosalba. „Mit den besondern Verhältnissen der Angelegenheit bin ich nicht bekannt, allein ich vermuthe, daß es eine Ehrensache gilt. Ich erlaube mir daher, meine Dienste als Freund zur Verfügung zu stellen."

Marchmont dankte für dieses artige Anerbieten durch eine leichte Verbeugung und wandte sich an Harcourt mit den Worten: „Ich vermuthe, Sie haben noch einen andern Auftrag.“

„Sein dringender Wunsch, die Sache schnell zur Ausführung zu bringen, hat ihn veranlaßt, hier als Maske zu erscheinen; da er sich jedoch nicht unter Ihre Gäste mischen wollte, so erwartet er mich in der Halle.“

Marchmont kannte seine Pflichten als Christ recht wohl; er hatte jedoch nach menschlichen Regungen gehandelt, und sein Glaube hatte die Macht über ihn verloren. Dennoch schauderte sein natürliches Gefühl vor der barbarischen Sitte des Zweikampfs, und im Bewußtsein des begangenen Unrechts, das ihn nie verließ, würde er viel lieber den, welchen er gekränkt hatte, um Verzeihung gebeten, als seine Hand gegen ihn erhoben haben. Aber zu einem solchen Entschlusse hätte er der Stütze religiöser Grundsätze bedurft; um sich unter der Schmach und allgemeinen Verachtung aufrecht zu erhalten, welche die Weigerung, dem von ihm Beleidigten im Kampf auf Tod und Leben zu begegnen, ihm unfehlbar zugezogen haben würde, war er allein zu schwach. Er hatte sich durch ein großes Vergehen in eine so mißliche Lage gebracht, daß ihm selbst nicht mehr die Möglichkeit blieb, edelmüthig zu handeln, wenigstens nicht in einer Weise, welche die Welt zu würdigen vermochte. Wäre er der beleidigte Theil gewesen, so hätte er vergeben können; allein er hatte im Gegentheil seinem Freunde eine schwere Kränkung zugefügt, und Ersatz oder Zurück-

erstattung lag nicht in seiner Hand, wäre er auch dazu geneigt gewesen. Wie würde in diesem Falle eine von ihm ausgehende Verweigerung des Kampfes von dem hitzigen und stolzen Theodor, von seinem weltlich gesinnten Vetter und dem prahlerischen Abenteurer angesehen worden sein, dem er gestattet hatte, sich die Stellung und die Vorrechte eines Freundes anzumaßen? Es unterlag keinem Zweifel, daß er vor der ganzen Welt, vielleicht sogar vor den in seinem Hause versammelten Gästen und seiner verlobten Braut als ein elender Feigling erklärt werden würde. Nein, solche Schmach war nicht zu ertragen, — er mußte vorwärts auf den Wegen der Welt, die er einmal betreten hatte. Es ist möglich, dieser Sklaverei der Weltsitte sich ganz zu entziehen; aber wer den moralischen Muth, dies zu thun, nicht besitzt, dem ist es unmöglich stehen zu bleiben, — er muß voran!

Diese Gedanken eilten an Marchmont's Geist vorüber. Die Ueberlegung, wenn sein Nachdenken überhaupt so genannt werden konnte, war bald beendigt; der Würfel war geworfen, sein Entschluß gefaßt.

„Ich bin bereit," sagte er. „Sie, Herr Harcourt, leisten Ihrem Freunde wahrscheinlich die Dienste eines Secundanten. Graf Rosalba wird in meinem Namen alle Vorbereitungen mit Ihnen treffen."

Harcourt verbeugte sich bejahend und stieg, von Rosalba begleitet, die Treppe hinab. Mechanisch, wie im Traume, folgte Marchmont, zum großen Mißvergnügen des Secundanten Margaret's. Die junge Dame weilte noch immer auf der Stelle, wo Harcourt sie ver-

lassen hatte, regungslos wie die Bildsäule, an deren Fuß sie lehnte. Als Margaret die Tritte der Herabsteigenden hörte, begann ihr Herz heftig zu schlagen, und schwerlich würde sie in diesem Augenblicke fähig gewesen sein, den Entschluß zu fassen, der sie hierher geführt hatte. Doch unterdrückte sie gewaltsam die innere Bewegung, als der Gegner ihr in der Entfernung von wenigen Schritten gegenüber stand. Marchmont, der die regungslose Gestalt bei der Bildsäule gewahrte, blieb am Fuße der Treppe stehen, und Margaret, deren Muth wieder stieg, da sie die Nothwendigkeit erkannte, das einmal begonnene verwegene Unternehmen mit Sicherheit durchzuführen, trat vor. Indem sie ihre von Natur tiefe Stimme noch tiefer sinken ließ, sprach sie: „Kennst du mich?“

Sie besaß in hohem Grade das Talent der Nachahmung, und ihre Simme war außerordentlich biegsam. Die täuschende Aehnlichkeit ihrer Aussprache mit der ihres Bruders und ihre hohe Gestalt erlaubten Marchmont keinen Zweifel, oder sie ließen vielmehr — da er Zweifel überhaupt nicht hegte, — keinen Verdacht in seinem Geiste aufkommen.

„Ja,“ antwortete Marchmont mit trübem Ernste, „ich kenne dich.“

„Folge mir,“ sagte sie zu Harcourt und trat, um nicht weiter reden zu müssen und nicht länger den forschenden Blicken Rosalba's ausgesetzt zu sein, als durchaus nöthig war, in Begleitung ihres Vetters eilig den Rückweg durch die Blumenhalle an.

Marchmont war seinerseits nicht in der Stimmung

irgend welche Beobachtungen anzustellen. Seine Augen blieben auf die Stelle des Marmorbodens geheftet, wo Margaret gestanden hatte, bis Rosalba ihn aus seinen Träumen weckte und daran erinnerte, daß der Tanz aufgehört habe und seine Braut wahrscheinlich erwarte, von ihm zur Abendtafel geführt zu werden.

Zwanzigstes Capitel.

Der Zweikampf.

Der erste Schimmer der anbrechenden Dämmerung war eben sichtbar geworden. Die letzten beiden Stunden hatten inzwischen eine jener plötzlichen Veränderungen des Wetters mit sich geführt, die in unserm Klima so gewöhnlich sind. Ein dichter Nebel hatte sich erhoben, die Luft war kalt und der Wind hatte an Heftigkeit zugenommen. Etwas Unfreundlicheres vermag man sich nicht zu denken, als in jener frühen Morgenstunde die Aussicht vom Meeresufer in der Nähe des sogenannten Dammes von Sporthaven, — einer aus Sand und Kies bestehenden Landzunge, die sich weit in die See hinein erstreckt und bei gewöhnlichem Wasserstande eine Art natürlichen Damm bildet, an welchem sich die Wellen brechen. Bei ungestümem Wetter jedoch, oder bei hoher Fluth wird diese Landzunge von der Brandung überströmt.

Der Nebel ließ selbst in der geringsten Entfernung nichts erkennen. Weder der Hügel, auf dem das Schloß

stand, noch das nahe gelegene Dorf Sporthaven, noch selbst die See war zu sehen, — nichts als das öde, steinige Ufer, auf dem nur hier und da ein Grashalm sproßte, und das zu keiner Zeit einen angenehmen Aufenthalt gewährte. Das Meer war im Laufe der Zeit allmälig zurückgetreten und hatte eine Art von Delta an der Mündung eines kleinen Flusses gebildet, welcher, durch den von ihm selbst mitgeführten Sand und Schlamm im Laufe gehemmt, sich in mehrere Arme theilte, deren Gewässer sich träge dem Ocean zuwälzten. Einer dieser Arme, der bei niedrigem Wasserstande nur ein schlammiger Graben zu nennen war, ergoß sich dicht bei der erwähnten Landzunge in die See.

Auf einem Sandhügel, in der Nähe des Ufers, saßen zwei Gestalten, die sich dicht in ihre Mäntel gehüllt hatten; denn der Wind blies kalt und rauh. Beide beobachteten tiefes Schweigen; kein Laut war hörbar außer dem Krähen eines Hahnes im nahen Dorfe, der den erwachenden Morgen begrüßte, und jenem geheimnißvollen Klageton, den die See gewöhnlich vor einem nahenden Sturme vernehmen läßt.

Endlich erhob sich eine der beiden Personen und sagte zu ihrem Gefährten: „Margaret, du bist entsetzlich blaß.“

„Nicht aus Furcht,“ entgegnete diese.

„Das weiß ich wohl,“ versetzte Harcourt, „aber du frierst und bist erschöpft. Es war recht unbesonnen von mir, daß ich dir nicht einige Erfrischungen verschaffte. Diese lange Nachtwache, im Freien und ohne Nahrung, kann dir den Tod bringen.“

„Es thut nichts," erwiderte sie; „wir werden nicht mehr lange zu warten haben. Was war das für ein Geräusch?"

„Ich habe nichts gehört," sagte Harcourt.

„Es war wie das Knarren des Kiels, wenn ein Boot an's Ufer läuft."

„Es wird nur der Schall der Wellen sein, die auf der andern Seite des Dammes über die Kiesbank rollen. Der Wind hebt sich und die Fluth steigt."

Harcourt entfernte sich eine kleine Strecke, anscheinend, um die Ursache des Geräusches zu erforschen, in Wahrheit aber, um sich Gewißheit zu verschaffen; denn er wußte recht wohl, daß Margaret's feines Ohr sie nicht getäuscht hatte. Der Kieshügel, auf dem sie saßen, hob sich noch etwas höher, ehe er sich gegen das Meer hin abdachte, so daß er von seinem Standorte, auch wenn kein Nebel gewesen wäre, das Ufer nicht hätte sehen können. Er kehrte augenblicklich zurück, als er sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugt hatte, und nach wenigen Minuten wurden Fußtritte hörbar.

„Sie kommen," sagte Margaret, und das Blut stieg ihr von neuem in das Gesicht. „Frederic, du mußt ihnen entgegengehen, damit sie sich mir nicht zu sehr nähern. Laß ihn sogleich seinen Stand wählen, und triff alle übrigen Vorbereitungen nach deinem Gutdünken."

„Der Nebel begünstigt dein abenteuerliches Unternehmen," bemerkte ihr Vetter. „Du brauchst nicht zu fürchten, von ihm erkannt zu werden. In diesem unge-

wissen Lichte sind selbst auf ganz geringe Entfernung die Gesichtszüge nicht erkennbar."

„Schnell!" war ihre Antwort; „sie sind ganz nahe."

„So gib mir deine Pistole," sagte Harcourt gleichmüthig. Seine ruhige Fassung überraschte Margaret zwar nicht, weil sie ihn nach ihrem eigenen kühnen und furchtlosen Geiste beurtheilte; aber jeder Andere, der seinen wahren Charakter durchschaut hatte und mit den Gründen nicht bekannt war, die seine Gemüthsruhe veranlaßten, würde darüber gestaunt haben. Er ging Marchmont und Rosalba entgegen, deren Gestalten jetzt sichtbar wurden, aber durch den Nebel noch viel entfernter schienen, als sie wirklich waren. Dem Erstern war es gelungen, seine Gesellschaft zu verlassen, sobald das Nachtessen vorüber war, da Laura, ermüdet und verstimmt, vorgezogen hatte, sogleich nach Hause zurückzukehren, statt wieder in den Ballsaal zu gehen. Rosalba war ihm auf dem Fuße gefolgt, nachdem er seine Sterne und Bänder abgelegt und sich mit einem warmen Mantel versehen hatte; denn es gab für ihn gewisse besondere Gründe, weshalb er Eile wünschte.

Welche Gedanken hegte wohl Margaret, während ihr Ohr einer Berathung über diejenigen Regeln und Gesetze lauschte, welche beobachtet werden müssen, damit zwei menschliche Wesen einander in allen Ehren nach dem Leben trachten dürfen? Vielleicht denkt der Mensch in solchen Augenblicken der Gefahr und Aufregung überhaupt wenig; die Verzagten sind verwirrt und die Muthigen

handeln meistens blindlings nach vorher gefaßten Entschlüssen und mit jener gewohnheitmäßigen Verachtung der Gefahr, die in ihren Gemüthern die Kraft eines Grundsatzes erlangt hat. So war es wenigstens mit Margaret. Das erhabene Gefühl, das sie bisher aufrecht erhalten, die besondern Gründe, welche sie zu diesem Unternehmen bestimmt hatten, waren aus ihrem Gedächtnisse verwischt, und vergeblich bemühte sie sich, dieselben zurück zu rufen. Sie war sich nur bewußt, daß sie jetzt dem Tode in's Gesicht schaute und daß ihr unbezähmbarer Muth sie nicht verlassen hatte.

Harcourt kehrte bald zurück und gab Margaret ein Zeichen, ihm auf einen andern Platz zu folgen. Sie that es und nahm die ihr angewiesene Stellung am Ende einer mit dünnem Gras bedeckten Fläche ein. Eine alte halb verfallene Mauer zog sich längs derselben hin. Zu welchem Zwecke letztere errichtet worden, war nicht recht einleuchtend; auch fühlte sich keine der anwesenden Personen zu Untersuchungen über diesen Punkt aufgelegt. Sie hätte als Versteck dienen können, wenn irgend Jemand, um den Zweikampf zu beobachten, sich in der Nähe befunden hätte. Rosalba war beschäftigt, die Entfernung bis zu dem für Marchmont bestimmten Platze nach Schritten abzumessen, ohne einen einzigen neugierigen Blick auf Margaret zu werfen; er schien sie sogar absichtlich unbeachtet zu lassen. Marchmont stand zu weit entfernt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, von der Gestalt seines Gegners mehr als die bloßen Umrisse zu erkennen. Nachdem die Kämpfer sich aufgestellt hatten, zogen beide

Secundanten sich einige Schritte zurück, um eine geheime Unterredung zu halten und die Pistolen zu laden.

„Ist das Boot da?" fragte Rosalba hastig.

„Schon seit zwanzig Minuten," erwiderte Harcourt.

„Wie ist Ihrer Amazone jetzt zu Muthe?" fragte der Graf.

„Sie bleibt sich immer gleich."

„Und trifft gut, sagen Sie?"

„Ich habe sie oft mit der Büchse schießen und selten ihr Ziel verfehlen sehen."

Rosalba begann zu laden.

„Vergessen Sie unsere Bedingung nicht," flüsterte Harcourt eifrig; „keine Kugel in Marchmont's Pistole."

Rosalba hielt inne und sah ihn an.

„Ich habe mir's noch einmal überlegt; es geht nicht," versetzte er.

„Was?" rief Harcourt erschrocken. „Wagen Sie Ihrem Versprechen untreu zu werden?"

„Versprechungen werden von der Möglichkeit bedingt," entgegnete der Graf kalt und fügte, als er die steigende Heftigkeit in Harcourt's Wesen bemerkte, hinzu: „Mäßigen Sie sich. Wir kennen einander recht wohl und bedürfen unserer gegenseitigen Hülfe. Wozu also einen Streit beginnen? Wenn Sie mich auch verderben können, so ist doch mir in Betreff Ihrer dieselbe Möglichkeit gegeben; aber ich glaube, das Eine wäre so thöricht wie das Andere."

Harcourt erbebte bei dieser Drohung; aber seine Angst bei der Margaret drohenden Gefahr trieb ihn an,

seine Gegenvorstellungen fortzusetzen, wenn auch in etwas gemäßigterm Tone.

„Ich sage Ihnen, es kann nicht sein," wiederholte Rosalba mit Bestimmtheit. „Marchmont würde es augenblicklich bemerken, daß seine Pistole nicht mit einer Kugel geladen war und, wenn er den ersten Schuß überlebt, mich zur Verantwortung ziehen. Dann käme aber die ganze Sache an's Licht, was Sie, mein guter Herr, eben so sehr zu scheuen haben, als ich. Auf jeden Fall wäre ein unangenehmer Zeitverlust die Folge, und Erörterungen, die uns Beiden gefährlich werden könnten, würden daraus entstehen. Ueberdies kann ich Ihnen sagen, daß sie gar keine Gefahr läuft. Marchmont ist nur hierher gekommen, weil er glaubt, er müsse; ich kann es in seinen Augen lesen. Er fühlt Gewissensbisse und wird nicht zielen."

So unbefriedigend auch diese Erklärungen für Harcourt waren, mußte er sich doch fügen; allein er zitterte an allen Gliedern, und nur mit großer Mühe ward es ihm möglich, seine Aufregung zu verbergen, als er zu Margaret zurückkehrte und ihr anzeigte, daß auf ein bestimmtes Zeichen Beide zugleich feuern sollten. Hierauf begab er sich wieder zu Rosalba, und eine schreckliche Pause trat ein. Die Gegner erwarteten schweigend das verabredete Zeichen.

In Marchmont's Gemüth herrschte Ruhe. Er war mit dem festen Entschlusse gekommen, sein Blut als Opfer für seinen Ruf hinzugeben und keinen Angriff auf das Leben seines Gegners zu machen. Nichts in der

Welt würde ihn jemals vermocht haben, irgend einem Menschen nach dem Leben zu trachten; am allerwenigsten aber dachte er daran, dem Manne nachzustellen, der bereits so schwer von ihm gekränkt worden war. Er zeigte daher in seiner äußern Erscheinung die Furchtlosigkeit, welche selten diejenigen verläßt, die gewohnt sind, immer ruhig zu sein, — aber in seinem Innern war nichts, das ihn hätte aufrecht halten können, — alles war öde. Zu denken wagte er nicht, denn es verursachte ihm Pein; zu beten war ihm unmöglich. Die Kälte des Todes schien seine geistigen Fähigkeiten schon ergriffen zu haben, und er handelte mehr wie eine leblose Maschine, als wie ein lebendiges Wesen.

Aber Margaret, — wie stand es mit ihr? Auch sie war hierher gekommen, um ihr Leben zum Opfer zu bringen, — nicht dem Rufe, sondern der schwesterlichen Liebe. Allein war sie mit der Absicht erschienen, einen Andern des Daseins zu berauben? — Bis zu diesem Augenblicke hatte sich die Frage ihrem Geiste von der praktischen Seite noch nicht dargeboten. Jetzt aber erhob sich in ihrem Innern ein sonderbarer Aufruhr der Gefühle. Vielleicht hatte sie ihre Bestimmung verkannt und Energie des Willens und glühende Einbildungskraft für Härte des Gemüths und Starrheit des Geistes gehalten. Konnte sie, die absichtlich nie eine Fliege zu tödten vermochte, die mörderische Waffe gegen eine menschliche Brust richten, die eben so fürchtete, hoffte und liebte wie sie selbst? Plötzlich verdrängte ein nie vorher empfundenes Gefühl zärtlichen Mitleids für Marchmont jede

andere Betrachtung, selbst den Gedanken an ihre eigene Gefahr. Unwillkürlich stieg ein Bild vor ihrem Geiste auf, in dem sie sich selbst und Ferdinand sah, — zwei zarte Kinder, die, sich gegenseitig umschlungen haltend, am Meeresufer lustwandelten. Während dieses weiche weibliche Gefühl erwachte, senkte sich allmälig die Pistole in ihrer Hand, und als das Zeichen gegeben wurde, ließ sie, statt zu schießen, den Arm am Leibe herabsinken.

Marchmont schloß die Augen und feuerte blindlings. Auf einen Schreckensruf aus Harcourt's Munde öffnete er sie wieder; sein Gegner war gefallen. Sinnlos vor Schmerz schleuderte er die Pistole auf den Boden und flog auf Margaret zu. Die dunkeln, wogenden Locken, der Haft der Mütze entronnen, ruhten auf den Schultern des verwundeten Mädchens. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht blaß wie der Tod, während ein einzelner blutrother Tropfen langsam über die bleiche Wange hinab rollte. Harcourt beugte sich in sprachloser Verzweiflung über sie.

Nur einen Augenblick starrte Marchmont auf sie hin, dann, in die Kniee sinkend, rief er mit gefalteten Händen: „Gerechtigkeit des Himmels! Du bist gerächt an einem elenden Sünder!“ und, als gäbe der Anblick Harcourt's plötzlich seinen Gedanken eine andere Richtung, sprang er wieder auf und schrie: „Nichtswürdiger! Du hast mich ein Weib ermorden lassen!“

„Sachte,“ warf Rosalba ein, „wir wissen noch nicht, ob sie todt ist. Die Kugel ist von der Mauer abgeprallt und hat sie dann erst getroffen; hier ist sie. Allein es

wäre am besten, wenn wir uns auf das Schlimmste gefaßt machten und unsere Flucht bewerkstelligten. Harcourt ist glücklicherweise so klug gewesen, sein Boot in Bereitschaft zu halten; in einigen Stunden können wir sicher an der französischen Küste landen. Marchmont, Sie werden wohl thun, Maßregeln für Ihre eigene Sicherheit zu treffen."

„Nimmermehr!" rief Marchmont. „Mein Leben ist nur eine ungenügende Sühne für meine Sünde. Ich übergebe mich der Gerechtigkeit."

„Es ist jetzt, da unser Leben auf dem Spiele steht, keine Zeit, darüber zu streiten," versetzte Rosalba. „Kommen Sie, Harcourt, und stehen Sie nicht da, als wären Sie zu Stein geworden. Wir wollen die verwundete Dame in das Boot tragen."

„Wage es Keiner, sie anzurühren!" rief Marchmont wüthend, indem er sich zwischen Margaret und die beiden Mitschuldigen stellte. „Glaubt Ihr, ich würde sie Euerer Obhut überlassen?"

„Sie ist mein!" schrie Harcourt, plötzlich aus seiner Betäubung erwachend. „Ist sie nicht meine Verlobte, — meine Braut? Wer will sie mir streitig machen?"

„Ihre Verlobte? Ihre Braut? Unwürdiger Mensch! Gehen Sie, suchen Sie in der Flucht Sicherheit für Ihr elendes Dasein und überlassen Sie die Dame der Sorge eines Mannes, der wenigstens ein Weib zu achten versteht."

Harcourt knirschte mit den Zähnen vor wahnsinniger Wuth und sah sich Hülfe suchend nach Rosalba um; allein dieser befand sich bereits in ziemlicher Entfernung und

schien nicht geneigt, sich weiter in eine Sache einzulassen, die ihn nicht kümmerte. Er mußte also auf seinen eigenen Arm vertrauen, oder die Beute aufgeben. Schnell einige Schritte zurücktretend, zog er ein Terzerol hervor und richtete es auf Marchmont.

„Sie sind unbewaffnet," sagte er mit dem erkünstelten Tone kalter Entschlossenheit; „Widerstand kann nichts nützen und würde nur zu Ihrem Untergange führen."

„Sei es," entgegnete Marchmont mit Festigkeit; „aber der Weg zu ihr geht nur über meine Leiche."

Harcourt zauderte, eingeschüchtert durch die furchtlose Haltung seines Gegners. Sein Finger war am Drücker, doch Feigheit — nicht Mitleid — hielt ihn zurück. Wuth füllte sein Herz, aber Geist und Hand ermangelten der nöthigen Kraft. In dieser Verlegenheit blickte er noch ein Mal nach Rosalba um.

„Helfen Sie mir gegen diesen Wahnsinnigen," rief er, „und ersparen Sie mir die Nothwendigkeit, Blut zu vergießen."

Der Graf hatte sich jedoch noch weiter entfernt und schien das Boot zu suchen.

Während Harcourt's Gesicht einige Secunden lang abgewendet war, gewahrte Marchmont Margaret's Pistole am Boden. Schnell hatte er die Waffe aufgehoben und hielt sie dem Feigling entgegen.

„Drohen Sie mir noch ein Mal," donnerte er ihm zu, „und es ist um Ihr Leben geschehen."

Harcourt bebte beim Anblick des auf seine Brust gerichteten Laufes zurück.

„Kommen Sie," schrie jetzt Rosalba, „und halten Sie sich nicht mit nutzlosem Streiten auf. Wir müssen fort, so lange es noch mit Sicherheit geschehen kann. Es ist heller lichter Tag, und ich höre schon Stimmen in der Entfernung. Ueberdies hebt sich der Wind und die Fluth steigt mit solcher Gewalt, daß wir bald nicht mehr vom Ufer werden abstoßen können."

Sprachlos vor Wuth, zog Harcourt sich langsam zurück, innerlich dem Feinde fluchend, der so seine Absichten vereitelt, und dem lauen Freunde, der ihm seine Hülfe versagt hatte. Marchmont blieb in derselben Stellung und beobachtete scharf ihre Bewegungen, bis er sie im trüben Scheine des Nebels das Boot besteigen und durch die Brandung rudern sah. Darauf wandte er sich zu Margaret. Ihre dunkeln Augen waren offen; für einen Augenblick ruhten sie mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Dankbarkeit auf ihm und schlossen sich dann wieder.

„Gott sei Dank," rief er, „sie lebt!"

Er richtete sie ein wenig auf und bereitete aus seinem Mantel ein Kissen für ihr Haupt. Sie schlug abermals die matten Augen auf.

„Sie haben mich von etwas Schlimmerem als dem Tode errettet," sagte sie. „Sind sie fort?"

„Ja, sie sind fort; wir sind allein. Aber wie können Sie so mit Ihrem Mörder sprechen?"

„Nennen Sie sich nicht so!" entgegnete Margaret mit sanfter Stimme. „Ich weiß, Sie haben nicht auf mich gezielt; auch bin ich nur leicht verwundet. Der

geistige Schmerz war mehr als die Verletzung die Ursache meiner Ohnmacht."

Es zeigte sich, daß die Kugel, indem sie ihren Kopf traf, durch den Kamm, welcher das Haar zusammenhielt, aufgehalten worden war und nur leicht die Haut geritzt hatte. Mit sorgsamer Hand setzte Marchmont ihr die Mütze wieder auf.

„Ich glaube, ich könnte gehen," sagte die Verwundete, indem sie einen schwachen Versuch machte, sich zu erheben.

„Um alles in der Welt nicht," rief Marchmont. „Sobald ich Ihnen eine bequemere Lage bereitet habe, muß ich Hülfe suchen, um einen Wagen herbei zu schaffen."

„Verlassen Sie mich nicht," bat Margaret.

„Ich entferne mich nur wenige Schritte; ich will auf jene Mauer steigen, um zu sehen, ob Niemand in der Nähe ist."

„Vergessen Sie um meinetwegen nicht," fuhr Margaret fort, „des Vorfalles mit keiner Sylbe zu erwähnen. Verbergen Sie die Pistolen. Ich möchte in aller Stille nach Hause gehen."

„Sie müssen nicht sprechen, theuere Margaret," erwiderte Marchmont mit fast zärtlicher Betonung. „Sie sind sehr blaß und werden sonst wieder ohnmächtig."

„Nur noch ein Wort! Theodor —"

„Fürchten Sie nichts," versetzte er, ihren Gedanken augenblicklich errathend. „Nie werde ich meine Hand gegen ihn erheben. Möge er mich vor der ganzen Welt für einen Verräther, für einen falschen Freund und Feigling erklären; alles dies und noch mehr habe ich als

Strafe verdient. Lange Zeit haben mir Gewissensbisse wegen meiner Treulosigkeit gegen ihn am Herzen genagt; aber der heutige Tag hat mir über meine schweren Vergehungen gegen Gott die Augen geöffnet. Wenn Er mir vergibt, so will ich gern alles, was ich habe und was ich bin, Seiner Gerechtigkeit zum Opfer bringen. Möge mein Ruf in den Staub getreten werden, mein guter Name für immer verloren sein — willig und freudig unterwerfe ich mich allem, wenn mir nur Seine gnadenvolle Verzeihung zu Theil wird. Und Sie, Margaret, werden Sie mir Ihre Vergebung versagen?"

Margaret reichte ihm die Hand und noch ein Mal strahlte aus ihren jetzt in Thränen schwimmenden Augen ein Blick tiefgefühlter Dankbarkeit, während sie leise jene Worte wiederholte, die so lange vor ihrer Seele geschwebt hatten: „Wahrer Heroismus!"

Einundzwanzigstes Capitel.

Zuflucht im Pachthofe.

Die Kirchenglocke in Sporthaven schlug vier Uhr, da fuhr ein kleines Boot, von einem einzigen Manne gelenkt, den oben beschriebenen Kanal hinauf. Eine andere Person, in einen Mantel gehüllt, ruhte halb liegend auf dem Boden des Kahnes. Die steigende Fluth, welche jetzt die schmale Wasserstraße aufwärts strömte, begünstigte den Lauf des Fahrzeugs und ließ es schnell dahin gleiten.

Der Kanal zog sich in einigen Krümmungen durch die öde, dürre Landstrecke, welche das Meer begrenzte; alsdann aber gewannen seine Ufer ein freundlicheres Aussehen und in der Nähe des Dorfes Sporthaven bekleideten sie sich mit einer lachenden Einfassung von Gras und anderm Pflanzenwuchs.

„Wohin fahren wir?" fragte Margaret mit ängstlichem Tone, indem sie sich aufrichtete und die Augen aufschlug. Der Anblick Marchmont's beruhigte sie jedoch, und gelassen lehnte sie sich zurück, die Antwort erwartend.

„Nicht mehr weit," versetzte er. „Dieser Kahn lag glücklicher Weise in der Nähe; ich hob Sie hinein, da Sie wieder ohnmächtig geworden waren. In fünf Minuten sind wir am Orte unserer Bestimmung. Es ist ein kleines Haus, wo eine gute, alte Frau wohnt, die mich in meiner Kindheit wie eine Mutter gepflegt hat, — so wie auch Theodor," fügte er leiser hinzu. „Sobald ich Sie ihrer Obhut übergeben habe, will ich so schnell wie möglich einen Arzt herbeiholen."

„Ich bedarf keines Arztes," sprach Margaret. „Ich versichere Sie, es ist ganz unnöthig. Ich bedarf nur ein wenig Ruhe und einige Nahrung. Sobald ich mich etwas erholt habe, gedenke ich so still und unbeachtet wie möglich nach Hause zurückzukehren. Um unserer selbst willen müssen wir wünschen, daß die Vorfälle dieser Nacht nicht bekannt werden. Der Arzt von Sporthaven würde aber gewiß nicht so rücksichtvoll sein, in Betreff eines so räthselhaften Kranken Schweigen zu be-

obachten; er würde das Geheimniß der ganzen Umgegend mittheilen, — verlassen Sie sich darauf."

„Aber bedenken Sie Ihre Gesundheit," wandte Marchmont ein. „Die Verletzung kann bedeutender sein, als Sie vermuthen."

„Ich glaube dies nicht," entgegnete sie; „jedenfalls würde allein der Gedanke an einen Arzt schon hinreichend sein, um mir ein heftiges Fieber zuzuziehen. Ich hasse das ganze Geschlecht der Aerzte und habe nie in meinem Leben einen solchen zu Rathe gezogen."

Marchmont mußte unwillkürlich über ihre Heftigkeit lächeln, und sie lächelte mit. Sechszehn Jahre schienen plötzlich verwischt und das süße Vertrauen und die Freundschaft ihrer Kindheit wiedergekehrt zu sein.

„Jetzt sind wir an Ort und Stelle," sagte er und befestigte das Boot mit einem Tau an dem Ufergelände.

Zwei oder drei Stufen führten zu einem kleinen Rasenplatz, der mit Blumenbeeten geschmückt war und als Hauptzierde einen Baum mit breiten Aesten trug, an dessen Stamm Rosen und Geisblatt, jetzt in voller Blüthe, künstlich emporgezogen waren. Das Haus selbst hatte das Aussehen eines kleinen, aber wohleingerichteten Pachthofes.

„Ich muß laut klopfen," fuhr Marchmont fort, „denn die alte Dame ist ungemein taub."

Indem er Margaret im Boote zurückließ, eilte er den mit Kies bestreuten Fußpfad zum Hause hinauf und begann dort zu wiederholten Malen heftig zu pochen. Der Lärm schien jedoch nur den Unwillen eines Hundes

im Hinterhofe zu erregen, keineswegs aber den Schlummer der Bewohner zu stören. Endlich öffnete sich ein Fenster; ein Gesicht erschien einen Augenblick lang, verschwand aber schnell wieder, und das Fenster schloß sich. Bald wurde ein anderes Fenster heftig aufgerissen und das breite Antlitz einer alten Frau, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, schaute heraus.

„Was wollt Ihr?" kreischte sie. „Wie könnt Ihr zu einer solchen Zeit einen ruhigen Haushalt aus dem Schlafe stören? Fort, oder ich schütte Euch einen Topf mit Wasser über den Kopf."

„Ich bin es, Frau Chidcock," versetzte Marchmont auf diese freundliche Anrede. „Kennen Sie mich nicht?"

„Gott sei mir gnädig! Mylord? Ja wohl kenne ich Sie," rief die Dame besänftigt, verließ das Fenster und erschien gleich darauf, in einen alten Shawl und in einen Schlafrock von Flanell gehüllt, an der geöffneten Thüre.

„Wer hätte auch gedacht, Sie, Mylord, mitten in der Nacht hier zu sehen? Sie haben mich gewiß für ein recht grobes altes Weib gehalten. Verzeihen Sie mir."

„O gewiß," beruhigte sie Marchmont, ihr herzlich die Hand schüttelnd, „ich vielmehr sollte um Verzeihung bitten, daß ich Sie zu einer so unpassenden Stunde störe. Allein einem meiner Freunde ist auf seinem Heimwege ein Unfall zugestoßen und ich wollte deshalb Ihre Gastfreundschaft für ihn auf einige Stunden in Anspruch nehmen. Können Sie ein Zimmer so lange entbehren?"

„Jawohl, versteht sich," versicherte Frau Chidcock.

„Bitte, treten Sie nur ein und machen Sie sich's bequem."

Marchmont flog, kaum ihre Antwort erwartend, zum Boote zurück und unterstützte Margaret, die den kurzen Weg bis zum Hause zu Fuße zurücklegen wollte. Als sie, gelehnt auf ihren Begleiter, eintrat, riß die alte Frau beim Anblicke des sonderbaren Freundes mit dem bleichen Gesichte und den langen, wallenden Haaren, die unter der Mütze hervorquollen, ihre runden, grauen Augen so weit auf, daß sie noch viel größer und fast kreisförmig wurden. Sie erlaubte sich jedoch keine Bemerkung und führte ihre Gäste durch ein reinliches, kleines Wohnzimmer, dem sogar Luxusartikel, wie ein Sopha und ein Pianoforte, nicht fehlten, in ein daran stoßendes, noch viel hübscher eingerichtetes Gemach. Während Marchmont beschäftigt war, seinem räthselhaften Gefährten einen bequemen Platz auf dem Sopha zu bereiten, lief die alte Frau geschäftig ein und aus, um verschiedene Erfrischungen herbeizuschaffen und ein Feuer anzuzünden. Ein schlaftrunkenes, unbeholfenes Mädchen, das zur Hülfeleistung herbei gerufen worden war, richtete sodann ein kleines, neben dem Wohnzimmer gelegenes Schlafgemach für den Fremden ein.

Margaret flüsterte ihrem Begleiter, welcher neben ihr kniete und sie ängstlich beobachtete, einige Worte zu, worauf dieser der Frau Chidcock erklärte: „Mein Freund wünscht, daß Sie wieder zu Bett gehen möchten."

„Ei, warum nicht gar," entgegnete Letztere, während sie mit einer Pfanne in der Hand, die sie herbei geholt

hatte, um Eier darin zu backen, stehen blieb und Beide mit ihren runden Eulenaugen betrachtete. „Wozu ist man denn da, wenn man sich nicht nützlich machen kann? Mylord, Sie wissen, ich kann keine schönen Worte machen, ich bin eine schlichte, einfache Frau; aber es gibt nichts, das ich nicht gern für Sie thäte. Lieber Gott, ich bin schrecklich taub, aber ich rühre mich doch. Sie hätten bis an den jüngsten Tag klopfen können," fügte sie lachend hinzu, „wenn nicht Lätitia — das heißt, meine Tochter, Frau Vann, — aufgewacht wäre."

„Ich möchte ein wenig Milch trinken," sagte Margaret.

Marchmont wiederholte ihren Wunsch in etwas lauterem Tone, worauf Frau Chidcock davon eilte und alsbald mit einem gefüllten Topf zurückkehrte.

„Hier ist Milch. Alles, was ich habe, steht Ihnen zu Diensten," schwatzte sie eifrig fort, „wenn Sie mir nur sagen wollen, was Sie wünschen. Dieses und das andere Zimmer stehen ganz zu Ihrem Gebrauch. Ich habe sie bisweilen vermiethet, das heißt, nur um den Leuten gefällig zu sein. Da ist zum Beispiel der Herr Prediger Smith, der im vorigen Sommer drei Monate hier wohnte, um zu angeln; er hat mir viel mehr bezahlt, als ich begehrte, wahrhaftig. O, es war ein sehr anständiger Herr! Vielleicht kommt er wieder; aber, wie sich von selbst versteht, können Sie die Zimmer so lange behalten als Sie wollen, und wenn die ganze Welt danach fragen sollte. Sara! Sara! — was treibt das Mädchen nur, daß es gar nicht mehr zum Vorschein kommt?"

„Bitte, sagen Sie ihr, sie möchte zu Bett gehen," äußerte Margaret noch einmal. „Ich bedarf nichts mehr und möchte lieber hier in dieser Stube bleiben. Wenn es ganz ruhig wäre, würde ich wohl schlafen können."

Frau Chidcock, deren Neugierde, abgesehen von ihrer Dienstfertigkeit, vielleicht mit dazu beitrug, sie an das Zimmer zu fesseln, mußte sich endlich dazu verstehen, mit ihrer schlaftrunkenen Magd den Rückzug anzutreten. Zuvor holte sie jedoch aus dem nächsten Gemach noch die Steppdecke des Bettes, um, wie sie sagte, den jungen Herrn einzuhüllen, da der Morgen so kalt sei. Vielleicht lag es auch in ihrer Absicht, bei dieser Gelegenheit einen genauern Blick auf die langen Haare desselben zu werfen; allein sie wurde durch Marchmont daran verhindert, welcher es verzog, seinem Freunde diesen Dienst selbst zu leisten, und sich sodann in das vordere Wohnzimmer zurückzog. Während Frau Chidcock langsam nach ihrer Schlafstube hinaufstieg, wandte sie sich zu Sara um, nahm eine höchst weise Miene an und sagte: „Sara, jener Herr ist eine Dame; aber es geht uns nichts an."

„Herr Gott! wie schrecklich!" rief Sara, deren Schlafsucht dieser interessanten Neuigkeit fast zu weichen schien.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Ein Lichtstrahl bricht durch die Wolken.

Kaum war Frau Chidcock's schwerer Tritt verhallt, so erhob sich Marchmont, öffnete leise die Hausthüre und trat auf den Rasenplatz hinaus. Der Morgen war

trübe, der Wind blies heftig und der Nebel hatte sich in einen feinen Staubregen verwandelt. Die Tropfen netzten sein unbedecktes Haupt, allein er bemerkte oder beachtete es nicht. Raschen Schrittes verließ er die Umzäunung des kleinen Pachthofes und hielt nicht eher an, als bis er eine einsame, von dichtem Buschwerk eingeschlossene Wiese erreicht hatte. Hier warf er sich auf den Boden, barg das Gesicht im tiefen Grase und ließ vor seinem reuigen und bußfertigen Geiste die Jahre noch einmal vorübergehen, die er in der Vergessenheit Gottes und seiner heiligen Gebote verlebt hatte. Thränen, die seit den Tagen seiner Kindheit ihm nie das Auge genetzt, brachen jetzt in Strömen hervor. Sie waren bitter und doch zugleich süß, denn es waren Thränen der Zerknirschung. Wie lange er in diesem Zustande verweilte, ist unmöglich zu sagen; es schien ihm, als müsse er den ganzen Rest seines Lebens in seiner gegenwärtigen demuthvollen Lage zubringen, da dieselbe wenigstens annähernd das tiefe Gefühl der Selbsterniedrigung ausdrückte, das seine Seele erfüllte. Endlich aber hörte er in der Nähe Stimmen von Landleuten, welche sich an ihr Tagewerk begaben, und dies machte ihn auf die Nothwendigkeit aufmerksam, sich ihrer Beobachtung zu entziehen. Mit der Erinnerung an Margaret erwachte zugleich seine Sorge um sie, und eilig trat er den Rückweg nach dem Pachthofe an.

Leise öffnete er die Thüre, die aus dem vordern Zimmer in dasjenige führte, wo Margaret ruhte, und blickte hinein.

Margaret war erwacht und bat ihn, einzutreten.

„Ich hoffe, Sie haben wohl geruht," sagte er und ließ sich auf einen Stuhl an ihrem Sopha nieder.

„Ich habe recht sanft geschlafen," antwortete sie, „so daß ich den Ort, wo ich mich befinde, und alle die Thorheiten vergaß, die ich begangen habe. Aber Sie," fügte sie hinzu, da sie Marchmont's verändertes Aeußere bemerkte, — „Sie haben nicht geruht. Ihre Kleider sind durchnäßt und aus Ihrem Haar träufelt der Regen. Sie haben im Grase gelegen?"

„Ich habe einer bessern Ruhe genossen, als ich verdiene," lautete Marchmont's Antwort. „Der Busen der Erde ist eine noch zu sanfte Ruhestätte für einen Menschen, wie ich bin." Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, um seine Bewegung zu verbergen.

Nach einer kurzen Pause begann Margaret, mit dem Ausdruck tiefen Gefühls in ihrer Stimme: „Gedenken Sie noch einer Unterhaltung — eines Streites, möchte ich fast sagen — zwischen uns Beiden, als ich, im Stolze meines Herzens, mich für berechtigt hielt, alles zu verachten, was aus Ihrem Munde kam?"

„Sie konnten mich nicht mehr verachten, als ich verdiente."

„Vielleicht erinnern Sie sich," fuhr Margaret fort, „daß ich damals sagte, ich würde nur dann über den Gegenstand weiter reden, wenn ich einen Menschen fände, der nach den Lehren der Religion handelte, deren Bekenner er sei. Einen solchen Menschen habe ich jetzt gesehen."

„Sagen Sie lieber: einen Menschen, der den Lehren seiner Religion zuwider gehandelt hat," warf Marchmont ein.

„Gleichviel," versetzte sie, „das ist vorbei und hat nur dazu gedient, die Züge, von denen ich spreche, desto deutlicher an das Licht treten zu lassen. Ich habe das in ihm erkannt," fuhr sie fort, noch immer in der dritten Person redend, „was ich zu würdigen, zu bewundern vermag, aber dessen ich selbst unfähig bin. Und dennoch, glaube ich, fehlt es mir nicht an edeln Regungen und an dem Streben nach dem, was groß und gut ist."

„Ich bitte Sie, nur keinen Vergleich zwischen uns," sagte Marchmont; „er ist zu schmerzlich für mich. Gleichviel, was ich bin und was Sie sein mögen, — ich weiß, daß heidnische Tugend oft schon christliche Schwäche beschämt hat."

„Es ist nicht meine Absicht," erwiderte sie, „einen persönlichen Vergleich irgend einer Art anzustellen. Ich spreche weder, um Sie zu loben, noch um mich zu tadeln. Der Gegenstand selbst ist von so großem Interesse für mich, daß unsere beiderseitigen Verdienste dabei völlig unberücksichtigt bleiben können. Lassen Sie mich mein Herz ausschütten!"

Der leidenschaftliche Eifer, der sich in ihrem Wesen kund gab und besonders in den dunkeln Augen leuchtete, aus denen zuweilen ihre ganze Seele hervorzublicken schien, würde ihm wider Willen Schweigen auferlegt haben, auch wenn er nicht Gründe gehabt hätte, sie frei und ohne Unterbrechung reden zu lassen.

„Eine edele Regung, eine starke Neigung, ein erhabenes Gefühl können, wie ich aus der Erfahrung weiß, einen Menschen dazu bestimmen, sein Leben, sein gegenwärtiges und zukünftiges Glück, mit einem Worte, alles, was er besitzt, zum Opfer darzubringen. Aber ein inneres Selbst bleibt ihm, das dadurch weder verletzt noch berührt wird. Keine opfernde Hand erhebt sich jemals darüber; es triumphirt wie ein König, während alles Andere umher in Trümmern liegt. Verstehen Sie mich?"

Marchmont nickte bejahend, und sie fuhr fort: „Den bloß natürlichen Trieben und Empfindungen des Menschen, meine ich, ist dies unmöglich. Demuth ist keine natürliche Tugend, also Selbsterniedrigung keine natürliche Handlung. Auch in ihrer erhabensten Stimmung neigen jene Gefühle sich nie dazu hin. Im Gegentheil, sie weichen nur um so weiter davon zurück. Ich kann daher deutlich einsehen, daß es bloß der freie Wille des Menschen ist, der, ungefesselt von der Natur und sie beherrschend, ein so erhabenes Opfer der Selbstvernichtung zu bringen vermag. Alles, was Sie über den Willen des Menschen sagten und was ich damals unbeachtet ließ, kehrt jetzt in mein Gedächtniß zurück, als sei plötzlich ein Lichtstrahl darauf gefallen. Ich erkenne nunmehr die Möglichkeit eines Grundgesetzes für die Pflichten der Moral an, das Freiheit, nicht Knechtschaft zum Zweck hat. Hauptsächlich aber wirft es ein neues Licht auf das Verhältniß unserer Seelen zu Gott; — ich hatte dasselbe für rein natürlich gehalten; jetzt erkenne ich es als persönlich."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte Marchmont zu, aber er sprach nicht. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Des Menschen Wille also — nicht seine Natur, die sich nie vom Stolze zu befreien vermag — kann allein die That der Selbstverleugnung und Erniedrigung vollbringen. Woher kommt denn die Kraft zu einem solchen Opfer? Dies bleibt mir noch immer ein Räthsel. Obgleich der Wille frei und nicht der bloße Ausdruck der natürlichen Triebe des Menschen ist, so muß er doch eine Ursache, er muß Kraft haben, um sich zu dem entschließen zu können, was jeder natürlichen Empfindung so sehr widerstrebt. Ich sehe den Hebel, aber ich möchte auch den Fels sehen, der ihm zum Stützpunkte dient."

„Die Quelle der Demuth," antwortete Marchmont, „entspringt in der Grotte von Bethlehem, wo ein Mensch gewordener Gott als neugeborenes Kind erschien; die Quelle aller Selbstaufopferung aber findet sich in dem Opfer des Kreuzes. Ein Gott erniedrigte Sich, ein Gott opferte Sich für uns. Golgotha ist der Fels, auf dem der Hebel ruht. Ist hiernach Demuth noch eine wunderbare Erscheinung? Sollte man nicht vielmehr darüber staunen, daß nicht die ganze Welt eilt, sich in den Abgrund ihrer eigenen Nichtigkeit zu stürzen?"

Margaret richtete ihre glühenden Augen auf ihn und sagte leise, aber inbrünstig: „Ja, ich könnte glauben!"

Nie in seinem Leben war Marchmont von einer reinern Freude erfüllt worden, als in diesem Augenblicke.

Margaret hatte sich jedoch, ohne es selbst zu ahnen, über ihre Kräfte angestrengt; sie erblaßte und lehnte sich auf das Sopha zurück, von dem sie sich in ihrem Eifer ein wenig erhoben hatte.

„Auf keinen Fall erlaube ich Ihnen, eher ein Wort weiter zu reden, als bis Sie einige Nahrung zu sich genommen haben," sagte ihr Gefährte, indem er seinen Sitz verließ.

„So wollen Sie also, daß ich das Wohl meiner Seele dem meines Körpers nachsetze?" fragte sie lächelnd.

„Nur um später mit desto größerm Nutzen dafür sorgen zu können. Ich höre Frau Chidcock im nächsten Zimmer und will sehen, ob das Frühstück bereitet ist."

„Was spricht sie da?" fragte Margaret. „Es klingt gerade, als läse sie eine Predigt aus einem Buche."

Marchmont horchte.

„Ich glaube, sie betet mit ihrer Magd," war seine Antwort.

„Oder richtiger, sie liest ihr Gebete vor."

„Sie ist eine gute Frau," meinte Marchmont.

„Mag sein," erwiderte Margaret, „aber, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, mir gefällt sie nicht. Sie hält nach meinem Gefühle zu viel auf den äußern Schein."

„Aber sie ist freigebig und gastfreundlich und würde uns gern alles auftischen, was sie hat."

„Ohne Zweifel, da sie mit Gewißheit darauf rechnen kann, daß sie bei Ihnen nichts umsonst thun wird. Sie sind entweder viel gutmüthiger oder weniger mißtrauisch als ich."

„Es ist wahr, ich bin oft hintergangen worden," versetzte er; „aber lieber will ich mich täuschen lassen, als immer auf meiner Hut sein. Als Verdienst rechne ich mir dieses Gefühl keineswegs an, denn es entspringt, wie ich fürchte, nur aus der Liebe zur Bequemlichkeit oder aus natürlicher Trägheit."

„Das pomphafte Gebet kann mich nicht sonderlich erbauen," bemerkte Margaret nach einer Pause von einigen Minuten; „es drängt sich mir unwillkürlich der Gedanke auf, daß es für unsere Ohren berechnet sei."

„Sie hört sehr schwer," entgegnete Marchmont, „und weiß deshalb nicht, wie laut sie liest. Aber ich wünschte in der That auch, daß sie aufhörte; es scheint kein Ende nehmen zu wollen. Ich fürchte, sie hat die für den heutigen Tag bestimmten Lectionen aus der Bibel zu lesen begonnen."

Sobald Frau Chidcock ihre lange Andachtsübung beendigt hatte, eilte Sara in den obern Stock, um der Tochter des Hauses beim Ankleiden behülflich zu sein und ihr den von ihrer Herrin geäußerten Verdacht mitzutheilen, daß der Fremde eine verkleidete Dame sei. Frau Vann, welche nicht die Mittel besaß, um in ihrer eigenen Häuslichkeit eine Magd zu halten, ließ sich die Dienste einer aufwartenden Person um so lieber gefallen, so lange sie zum Besuche bei ihrer „Mama" war, — wie sie Anstands halber nie unterließ, ihre Mutter zu nennen. Sie hatte einen armen Mann geheirathet, der sich als ein schlechter Gatte auswies, und obgleich sie ihm noch mit der unveränderten Zuneigung anhing, die Frauen oft für die unwürdigsten Männer

bewahren, so brachten ihr doch nur die wenigen Tage, welche sie im Hause ihrer Mutter verweilte, glückliche Stunden. Hier war sie von Fülle und Wohlhabenheit umgeben, denn Frau Chidcock lebte „von den reichen Früchten des Landes" und bewirthete Freunde und Verwandte. Ueberdies war sie der Liebling ihrer Mama, und selbst ihr roher Gatte wagte unter den Augen der Schwiegermutter nicht anders als gütig gegen sie zu sein, da er wußte, daß diese einst ein hübsches Vermögen hinterlassen werde.

Während Sara mit der Tochter des Hauses plauderte, deren Toilette zu Ehren der anwesenden Gäste mehr Zeit als gewöhnlich in Anspruch nahm, leitete Marchmont unter Frau Chidcock's Beistand die Vorbereitungen zum Frühstück. Im Wohnzimmer der alten Frau saß ein widerlich aussehender Knabe, im Alter von ungefähr zwölf Jahren, der gleichfalls auf sein Frühstück wartete und sich inzwischen die Zeit damit vertrieb, an den Nägeln zu kauen und mit den Füßen gegen den Stuhl zu schlagen. Dabei starrte er Marchmont, so oft dieser ein und aus ging, neugierig an.

„Bitte, Mylord," sagte Frau Chidcock, „lassen Sie sich im Zimmer nieder; ich will alles auftragen. Es ist mir peinlich, zu sehen, daß Sie sich selbst so sehr bemühen."

Marchmont hielt es für gut, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und zwar in Folge des Eintrittes eines neuen Mitgliedes der Familie, eines Mannes von zudringlichem Wesen und mit schielenden Augen, dessen Gesicht schon ein Mal gesehen zu haben er sich dunkel erinnerte. Dieser Mann bemühte sich nämlich, höflicher

und gesprächiger gegen den Lord zu sein, als diesem gerade angenehm war.

Als Marchmont in's Zimmer trat, stand das Frühstück auf dem Tische. Er nahm Platz, und Margaret saß ihm, auf die Kissen des Sopha's gestützt, freundlich lächelnd gegenüber.

„Was würde ich gestern gesagt haben," äußerte sie, „wenn mir Jemand in einem prophetischen Bilde unser heutiges Frühstück gezeigt hätte? Wahrlich, es ist eine sonderbare Welt! Vielleicht werden Sie sagen, ich sei eine sonderbare Person, und nicht mit Unrecht; denn ich bin Ihnen allerdings eine Erklärung über die Beweggründe schuldig, welche mich zu einer so seltsamen Verkleidung veranlaßt haben."

„Ich kann sie errathen," versetzte ihr Gefährte. „Sie wollten Ihr Leben für einen Andern hingeben, den Sie mehr lieben als sich selbst."

„Oder ihm die Nothwendigkeit ersparen, eine Handlung zu begehen," fügte sie hinzu, „die ihn für immer von einem Wesen geschieden haben würde, das ihm theuerer ist als das Leben. Aber ich räume jetzt ein, daß der Plan unsinnig war. Meine Empfindungen und mein Benehmen in dem Augenblicke, als ein Gegner mir gegenüber stand, überzeugten mich von einer Wahrheit, die ich bis dahin stets mit Unwillen in Abrede gestellt hatte, daß nämlich ein Weib nicht geeignet ist, die Rolle des Mannes zu spielen. Ich war unweiblich geworden, ohne männlich zu werden."

„Ich hoffe, Sie machen sich keine Vorwürfe darüber,"

erwiderte Marchmont lächelnd, „daß Sie nicht so hartherzig waren, mich zu erschießen.“

„Weit entfernt davon; es war nur eine beiläufige Betrachtung über den Gegenstand. Ich glaube vielmehr, daß, wenn mein Herz auch noch so erbarmungslos gewesen wäre, meine Hand den Dienst versagt haben würde.“

Die Unterhaltung wurde hier durch den Eintritt der Wirthin unterbrochen, welche einen Teller mit Erdbeeren brachte. Es waren die Erstlinge ihres Gartens, und sie wünschte, daß ihre Gäste davon kosten möchten. Vergeblich war die Weigerung derselben, sie der süßen Frucht zu berauben; sie bestand darauf, es mache ihr Vergnügen, und sie mußte ihren Willen haben.

Sobald die Frau weggegangen war, nahm Marchmont den Gegenstand der Unterhaltung wieder auf.

„Ich bin in einer so unglücklichen Lage,“ sagte er, „daß es leider nicht in meiner Macht steht, so vollständig Ersatz zu leisten, wie ich wünsche. Zwar liebe ich Laura, allein oft ist der Gedanke in mir erwacht, daß unsere Verbindung eine gesegnete nicht sein könne. Ich wünsche jetzt nichts sehnlicher, als das geschehene Unrecht gut zu machen. Aber selbst durch das Opfer ihres Glückes könnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Wenn ich sie Ihrem Bruder zurückgeben könnte, so würde ich es thun, glauben Sie mir. Alles, was ich vermag, will ich zu diesem Zwecke gern beitragen. Sie soll die Treulosigkeit, deren ich mich gegen Theodor schuldig gemacht

habe, aus meinem eigenen Munde erfahren. Wer weiß, welche Wirkung ein solches Geständniß hervorbringen mag? Zuweilen ist es mir vorgekommen, als hege sie noch im Stillen eine gewisse Neigung für Ihren Bruder. Die Nachricht von seiner Erhaltung und Rückkehr machte auf sie einen merkwürdigen Eindruck, dem ich auch ihren mir sonst unerklärlichen Wunsch zuschrieb, die Hochzeit verschoben zu sehen."

„Wenn ich nur wenig sage," versetzte Margaret, „so müssen Sie darum nicht glauben, daß ich Ihren Edelmuth nicht gehörig würdige. Was den von Laura gewünschten Aufschub betrifft, so kann ich das Geheimniß völlig aufklären. Mein falscher Vetter hat die Veranlassung dazu gegeben." Sie theilte ihm sodann mit, was Harcourt ihr am vorhergehenden Tage bekannt hatte.

„Verzeihen Sie mir die Frage," bemerkte Marchmont hierauf, „können Sie wirklich im entferntesten daran denken, sich an einen solchen Menschen wegzuwerfen? Er wagte, Sie seine Verlobte zu nennen —"

„Ich denke mit Schaudern daran, vor welchem entsetzlichen Elende Sie mich bewahrt haben," war ihre Antwort. „Leider ist es wahr, daß ich die Thorheit beging, ihm meine Hand zuzusagen unter der Bedingung, daß er mir bei dem gestrigen Unternehmen Beistand leistete. Mein Herz konnte ich ihm nicht versprechen, denn, obgleich er mir seit Jahren ergeben, und sein Umgang nichts weniger als unangenehm für mich gewesen ist, so vermochte ich ihn doch nie zu lieben. In dem

Augenblicke sogar, als ich ihm mein Wort gab, fühlte ich, daß vielleicht eine Zeit kommen könne, da ich ihn hassen würde. Von jener Stunde an wurzelt ein geheimer Abscheu in meiner Brust, und die Gefahr, in seine Gewalt zu fallen, der ich so nahe entging, ließ mich die Tiefe desselben erkennen. Jetzt durchschaue ich seine Absicht. Da er es nicht vermochte, mich von meinem Vorhaben abzubringen, so benutzte er dasselbe zu einem Plane, mittels dessen er mich völlig in seine Hand zu bekommen gedachte. Wahrscheinlich sah er die Möglichkeit vorher, daß ich mein Versprechen bereuen würde, und beabsichtigte deshalb, mich zu entführen und dem Schutze meiner Freunde zu entziehen."

„Sie werden sich jedenfalls nicht länger durch Ihre thörichte Zusage gebunden erachten?" bemerkte Marchmont.

„Wenn ich mein Wort tausend Mal verpfändet hätte," versetzte Margaret, „so würde ich doch nie und nimmer sein Weib werden. Ueberdies würde ich ihn jetzt nicht heirathen," fügte sie hinzu, indem die Röthe des Unwillens ihre Wangen bedeckte und ein Zug von Verachtung ihre schöne Lippe umspielte, „besäße er auch alle Tugenden der Welt; denn er hat sich als ein Feigling bewiesen."

„Es steht mir nicht zu, Sie der Unklugheit zu beschuldigen," fuhr Marchmont nach einer Pause fort, „weil Sie sich haben verleiten lassen, einem Menschen Hoffnungen zu machen, der Ihrer unwürdig ist; denn ich bin mir bewußt, selbst eine arge Thorheit begangen

zu haben, indem ich dem Grafen Rosalba mit dem Schein der Freundschaft entgegen kam. Ich kann zwar die Meinung, die ich jetzt von ihm hege, mit der Aussage meiner Verwandten über ihn nicht in Einklang bringen; doch können auch diese getäuscht worden sein. Die Ueberzeugung, daß er mit Harcourt im Einverständniß war, um Sie zu entführen, drängt sich mir unwiderstehlich auf."

Bei diesen Worten legte Margaret ihre Hand an die Stirn und sagte: „Sonderbar, daß ich noch gar nicht daran gedacht habe; alles war meinem Gedächtniß entschwunden. O, hätte ich nur früher davon gesprochen! Deutlich sehe ich jetzt: es bestand zwischen Beiden ein schändliches Bündniß zu gegenseitiger Hülfleistung."

Sie erzählte hierauf, was sie in der vergangenen Nacht im Schlosse gesehen und gehört hatte. Marchmont war in hohem Grade bekümmert und schrieb sich selbst die größte Schuld zu.

„Ich war," sagte er, „nur eine Art geistiger Sybarit, denn ich habe sowohl alle geselligen wie alle religiösen Pflichten vernachlässigt."

„Niemand ist hier zu tadeln, scheint mir," entgegnete Margaret, „als Rosalba wegen seiner Nichtswürdigkeit, und Sophia Campbell wegen ihrer Thorheit. Sollte noch einer andern Person Schuld beizumessen sein, so wäre ich es, wegen meiner selbstsüchtigen Vergeßlichkeit. Aber gewiß läßt sich durch Verfolgung der Flüchtigen noch etwas thun. Vielleicht weiß man in Fairfield nicht einmal, in wessen Begleitung die junge Dame entflohen

ist. Wäre es nicht besser, wenn Sie sich sofort dorthin begäben? Ohne Bezug auf mich zu nehmen, können Sie leicht nachweisen, daß der Graf der Schuldige sein muß; seine Abwesenheit vom Schlosse spricht hinlänglich dafür."

„Aber ich kann Sie hier nicht allein lassen."

„Warum nicht? Ich bin hier sicher. Sie könnten am Abende wieder hier sein und alsdann Maßregeln für meine Rückkehr treffen, wenn ich mich bis dahin nicht ganz erholt haben sollte."

Es wurde demnach verabredet, daß Marchmont sich nach Fairfield begeben und seine Dienste zum Zwecke der Auffindung der irregeleiteten jungen Dame anbieten solle; ferner, daß er der Vorsicht wegen Frau Chidcock, ohne jedoch Margaret's Namen zu nennen, in's Vertrauen ziehen und diese bestimmen solle, im Laufe des Tages weibliche Kleidung für sie zu besorgen; endlich, daß er spät am Abende einen Wagen mitbringen solle, um sie, sofern es nöthig, bis in die Nähe ihres eigenen Hauses zu führen.

Inzwischen wurde im Nebenzimmer, wo Mahlzeiten die Hauptbegebenheiten des Tages zu sein pflegten, ein recht gründliches Frühstück gehalten. Herr Vann aß mit dem Appetit eines gierigen Menschen, der sich auf Kosten eines Andern gütlich thut, weil seine eigenen Mittel dies nicht erlauben. Frau Vann saß bei ihrer „lieben Mama" auf dem Sopha; beide Frauen tauschten die besten Bissen als Liebeszeichen gegen einander aus. Jack, der hoffnungsvolle Sprößling der Familie Vann, machte ein mürrisches Gesicht.

„Wo sind meine Erdbeeren, Großmutter?“ fragte er.

„Ich habe sie Mylord und seinem Freunde vorgesetzt,“ antwortete Großmama Chidcock; „gegen so vornehme Leute muß man zuvorkommend sein.“

„Der Henker hole die vornehmen Leute,“ sagte Jack; „die bekommen überall das Beste, und dann denken sie noch, man sei gut genug bezahlt, wenn sie nur ein freundlich Gesicht machen.“

„O nein, mein Junge; Mylord bezahlt mit besserer Münze, verlaß dich darauf. Es ist immer so meine Weise gewesen, Allen zu geben — den Reichen, die mich in dieser Welt bezahlen, und den Armen, wofür ich in jener Welt bezahlt werde; so verliere ich nie etwas.“

Frau Chidcock lachte herzlich zu dieser Bemerkung und legte sich ein großes Stück Pöckelfleisch vor.

„Was geht das mich an?“ versetzte der übellaunige Knabe. „Ich will meine Erdbeeren haben.“

„Sind diese Schrimps frisch?“ fragte Herr Vann mit zweifelhafter und wichtiger Miene, nachdem er bereits eine ziemliche Anzahl verzehrt hatte.

„Sie sind mir wenigstens als frisch verkauft worden,“ erwiderte seine Schwiegermutter. „Aber, lieber Gott, man wird oft arg betrogen!“

„Liebe Mama,“ begann Frau Vann in dem schleppenden Tone, den sie wahrscheinlich einer Pension verdankte, „wie sieht der Herr im Nebenzimmer aus? Ich möchte ihn gar zu gern sehen. Sara sagt, er habe sehr lange Haare.“

„Ich kann dir nicht beschreiben, meine Liebe, wie er

aussieht," antwortete die Mutter, „denn nie in meinem Leben ist mir ein solcher Herr vorgekommen."

„Es ist am Ende gar eine Dame?" fiel ihr Ehemann ein.

„Warum nicht gar? William, das ist un—mög—lich!" rief Frau Vann mit einer Betonung, die für ein Theater untergeordneten Ranges nicht unpassend gewesen wäre.

„Es geht uns nichts an," bemerkte Frau Chidcock. „Mylord nennt die Person einen Herrn, und also haben wir kein Recht, daran zu zweifeln. Ich sage nur, es ist ein höchst sonderbarer Herr."

„Wahrhaftig," meinte Herr Vann, „es wäre kein übeler Spaß für einen Mann wie Lord Marchmont, mit einer verkleideten Dame durch das Land zu streichen, während er mit einer Andern verlobt ist."

„Pfui, William!" rief Frau Vann, ihre Hand mit scheinbarem Unwillen aufhebend.

„Er bringt das sehr leicht wieder in Ordnung, verlaßt euch darauf," fuhr ihr Gatte fort. „Es kostet ihn nur einen Weg zu seinem Beichtvater; mit ihm macht er die alte Rechnung ab und fängt alsdann eine neue an. So geht's bei den Katholiken. — Wenn es irgend möglich ist, muß ich auch einen Blick auf die Person mit den langen Haaren werfen. Laßt sehen, welchen Vorwand könnte ich wohl gebrauchen, um mir Zutritt zu verschaffen?"

„Mylord wünscht ein graues Reitpferd für eine Dame

zu kaufen, wie mir der Hausmeister sagte, als er am vorigen Sonntag herüber kam," bemerkte Frau Chidcock.

„Vortrefflich, das paßt gerade," sagte Herr Vann. „Ein köstlicher Einfall!"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre zur Hälfte geöffnet und Lord Marchmont fragte Frau Chidcock, ob sie nicht zu ihm in das Nebenzimmer kommen könne.

Diese leistete sogleich Folge. Margaret hatte sich in das hintere Gemach zurückgezogen, und Marchmont benachrichtigte die Frau in wenigen Worten, daß der angebliche Herr wirklich eine Dame sei.

„Ich weiß," fügte er hinzu, „daß ich mich auf Sie verlassen kann, und glaube, Sie sind überzeugt, auch mir vertrauen zu können. Diese junge Dame hatte aus Gründen einer edelmüthigen Liebe für ihren Bruder, die ich nicht näher auseinander zu setzen brauche, sich bestimmen lassen, verkleidet den Ball in meinem Hause zu besuchen. Auf dem Heimwege begegnete ihr ein Unfall, der leicht zur Entdeckung ihres Namens und zu nachtheiligen Gerüchten hätte führen können. Ich würde Ihnen deshalb sehr dankbar sein, wenn Sie ihr im Geheimen weibliche Kleidung verschaffen wollten. Am Abend werde ich wieder hier sein, um die Dame nach ihrem eigenen Hause zurück zu führen. Natürlich muß ich wünschen — ich brauche es wohl kaum zu erwähnen, — daß Sie diese Umstände Niemand mittheilen."

Bei diesen Worten drückte er der alten Frau eine mit Gold gefüllte Börse in die Hand. Sie antwortete mit lebhaften Dankesergüssen und der wiederholten Ver-

sicherung, auch ohnedies würde sie alles mit demselben Eifer aus Liebe zu ihm gethan haben — eine Versicherung, die wenigstens dem Scheine nach aufrichtig gemeint war.

Eine Viertelstunde später schaute sie ihm nach, als er eiligst den Weg vor ihrem Hause hinab schritt, und murmelte bei sich selbst: „Wahrlich, er verdient es, Graf von Marchmont zu sein."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Entlarvung.

Der für Sophia Campbell's Flucht angelegte Plan gelang nur zu wohl. Sie verließ in ihrem Domino das Schloß, ohne von den Dienstboten bemerkt zu werden, und traf Tom in dem Lorbeergange des Gartens. Dieser geleitete sie bis zu dem Boote, mittels dessen sie an Bord der ‚Bayadere' gelangen sollte, und kehrte dann eiligst in den Saal zurück, wo er sich unter die Tänzer mischte. Frau Campbell suchte zwar, wie erwartet worden, ihre Tochter; da dieselbe jedoch, der erhaltenen Weisung gemäß, während des ganzen Abends Rosalba vermieden hatte, und der Graf noch nach ihrem Verschwinden vor den Augen ihrer Mutter andern jungen Damen den Hof machte, so war diese überzeugt, daß Sophia auch nicht ein Mal im Geheimen eine kurze Unterhaltung mit Rosalba sich erlaubt hätte. Tom's

Bericht wurde also ohne den geringsten Argwohn auf Treue und Glauben angenommen. Fräulein Sophia, — so sagte er, — habe eine ihr befreundete Dame im Erfrischungszimmer getroffen, welche sich erbot, sie nach Hause zu begleiten. Er selbst habe sich unmittelbar darauf entfernt, um irgend ein Geschäft zu erledigen; er glaube aber, daß der Wagen jener Dame das Schloß sogleich verlassen habe, und daß Fräulein Sophia in Folge dessen ihre Mutter von ihrer Abreise nicht mehr habe in Kenntniß setzen können.

Frau Campbell kehrte erst nach dem Abendessen mit Agnes nach Hause zurück. Das Kammermädchen hatte Befehl erhalten, ihrer Rückkehr nicht zu harren, sondern zur gewöhnlichen Zeit zu Bette zu gehen. Agnes, die mit ihrer Schwester in demselben Zimmer schlief und diese schon in tiefem Schlummer wähnte, kam nicht in Versuchung, eine Unterhaltung mit ihr zu beginnen, da sie sich sehr müde und angegriffen fühlte. Die Vorhänge an Sophia's Bett waren dicht zusammengezogen, und Agnes glaubte, es sei dies geschehen, um zu verhindern, daß der Schein des Lichtes die Schläferin belästige; sie bemerkte also nicht, daß das Bett unberührt war. Sorglos begab sie sich zur Ruhe und schlief fest bis zum Morgen gegen zehn Uhr. Nicht eher wurde sie auf die Abwesenheit ihrer Schwester aufmerksam, bis einige Fragen unbeantwortet blieben, die sie an die vermeintliche Inhaberin des verhüllten Bettes richtete.

In früher Morgenstunde hatte Marchmont den Pacht-

hof, der ganz am Ende von Sporthaven, etwa drei Meilen vom Schlosse entfernt lag, verlassen, und war eine Zeit lang rüstig vorwärts geschritten. Bald gewahrte er, daß Jemand mit noch eiligern Schritten ihm folgte. Marchmont schaute um und erkannte Herrn Vann; dieser nahm den Hut ab und begann nach einer Verbeugung, die ein Beweis seiner Höflichkeit sein sollte, die Unterhaltung.

„Ich hatte die Absicht, Mylord," sagte er, „noch während Ihrer Anwesenheit im Hause mit Ihnen zu sprechen. Da Sie aber so früh ausgingen, habe ich mir erlauben müssen, Ihnen zu folgen. Ich hoffe, Sie werden mir diese Freiheit verzeihen."

„Gewiß," antwortete Marchmont höflich aber gemessen, denn in dem Wesen des Mannes lag etwas, das ihm mißfiel. „Sie müssen jedoch entschuldigen, daß ich nicht langsam gehe; ich habe Eile."

„Mit Vergnügen werde ich meinen Gang nach Mylord's Schritten richten; ich bin ein guter Fußgänger."

Diese Bemerkung ließ Marchmont unerwidert und Herr Vann fuhr also fort:

„Wenn ich nicht irre, so wünschen Sie, Mylord, ein graues Reitpferd für eine Dame zu kaufen. Zufällig kenne ich ein Thier, das Ihnen gewiß gefallen würde, — stahlgrau, sechszehn Faust hoch, sanft wie ein Lamm, trägt herrlich, hat einen angenehmen Schritt; kurz, es ist wie geschaffen für eine Dame. Es gehört dem Brauer in Denby, der es von einem Händler gekauft hat, um es mit Gewinn wieder zu verkaufen; ich weiß aber nicht

gewiß, ob es in diesem Augenblicke nicht schon irgend Jemand zugesagt ist. Morgen in der Frühe will ich hinüber gehen; vielleicht würde es Mylord angenehm sein, wenn ich mich danach erkundigte."

„Das Pferd, das ich zu kaufen wünsche," versetzte Marchmont, „muß von einem ganz besondern Grau sein. Wenn das Thier alle die von Ihnen gerühmten Eigenschaften und auch die richtige Farbe hat, so ist es möglich, daß ich es nehme."

„Ich hege keinen Zweifel, daß der Eigenthümer bereit sein wird, das Pferd herüber zu schicken. Darf ich Mylord's Namen erwähnen? Welche Zeit würde Ihnen am gelegensten sein?"

„Es ist mir ganz unmöglich, dies zu bestimmen; ich bin zu sehr beschäftigt. Mit meinem Namen können Sie es halten, wie Sie wollen, aber die Sache wird für Sie kaum der Mühe werth sein," entgegnete der Lord und dankte ihm sodann für sein Anerbieten in einer Weise, die seinen Wunsch, die Unterhaltung abzubrechen, deutlich zu erkennen gab. Herrn Vann blieb nichts übrig, als eine Verbeugung zu machen und den Rückweg nach Frau Chidcock's Hause einzuschlagen.

Marchmont traf gegen neun Uhr auf dem Schlosse ein. Seine Abwesenheit war nicht bemerkt worden, da er häufig den größern Theil der Nacht auf der Sternwarte zuzubringen pflegte. Unter den Briefen, welche mittlerweile eingelaufen waren, erregte vor allen andern ein Schreiben seines Oheims Don Alvarez de Puebla seine Aufmerksamkeit; er erbrach dasselbe sogleich. Es

war die Antwort auf den Brief Marchmont's, in welchem er, um dem Wunsche der Frau Campbell zu entsprechen, von seinem Oheim nähere Auskunft über den Grafen Rosalba erbeten hatte; dieser theilte ihm die überraschende Nachricht mit, daß die fragliche Person gestorben sei. Der Postwagen, so schrieb er, dessen sich der Graf auf einer Reise bedient habe, sei von Räubern angefallen worden. Mehrere gut bewaffnete Passagiere hätten hartnäckigen Widerstand geleistet und bei dieser Gegenwehr sei der tapfere und liebenswürdige Offizier erschossen worden. Aufmerksam gemacht durch die Flintenschüsse seien drei mit Waffen wohl versehene Herren, welche auf einem Spazierritte begriffen gewesen, zur Hülfe herbeigeeilt und die Räuber hätten, weil zu gering an Zahl, eiligst die Flucht ergreifen müssen. Außer dem getödteten Grafen habe sich noch ein Engländer im Postwagen befunden, der sich für einen Diener des Grafen ausgegeben, und dessen sämmtliches Gepäck in Verwahrung genommen habe. Die Leiche des Erschossenen sei von dem vermeintlichen Diener in die nächstgelegene Stadt gebracht worden; dort aber sei Letzterer auf unerklärliche Weise verschwunden, und dadurch ein schwerer Verdacht gegen ihn rege geworden. Die angestellten Nachforschungen hätten ergeben, daß der verstorbene Graf von keinem Diener begleitet gewesen; der Engländer aber, welcher sich als solcher ausgegeben, sei ein gewisser Soppet, der in einem kaufmännischen Geschäfte zu Sevilla als Commis gedient, Geld unterschlagen und sich in Folge dessen heimlich entfernt habe. In Betreff seiner

habe später nur noch verlautet, daß er über die Grenze gegangen sei und mit Hülfe der unter den Papieren des Grafen vorgefundenen Creditbriefe bedeutende Summen bei mehrern Bankhäusern in Bordeaux erhoben habe. Don Alvarez drückte seine Entrüstung über die Unverschämtheit aus, mit der ein Betrüger gewagt habe, die Rolle seines innig betrauerten Freundes zu spielen und sogar seinen eigenen Neffen und dessen Freunde zum Opfer seiner abscheulichen Spitzbüberei auszuersehen. Er hoffte zugleich, das Schreiben werde noch zur rechten Zeit eintreffen, damit der Betrüger der Gerechtigkeit übergeben werden könne.

War Don Alvarez empört, so mußte Marchmont dies begreiflicher Weise in noch höherm Grade sein. Mit allem Rechte aber konnte er sich selbst Vorwürfe machen, daß er sich auf so grobe Weise hatte hintergehen lassen. Er durfte indessen jetzt mit derartigen Betrachtungen keine Zeit verlieren. Er befragte die Dienstboten, zu welcher Zeit sein bisheriger Gast zuletzt gesehen worden sei; keiner von ihnen aber schien sich darauf besinnen zu können. Sie wußten nur, daß er sein Bett nicht benutzt, und daß in der Nacht ein von ihm selbst bestellter Träger sämmtliches Gepäck fortgeschafft hatte. Alle waren durch den Ball zu sehr beschäftigt gewesen, als daß sie sich hätten erkundigen können, warum die Effecten abgeholt und wohin sie gebracht würden.

Marchmont beeilte sich, Fairfield zu erreichen. Zwar hätte er gern eine andere Richtung eingeschlagen, um seine Versöhnung mit Gott zu besiegeln und Trost

für sein wundes Gemüth zu suchen; allein es gab hier ein Werk christlicher Liebe zu verrichten, das keinen Aufschub duldete. Etwa ein Viertel vor zehn Uhr langte er im Bingham'schen Hause an. Auf die Frage nach dem Befinden der Bewohner erhielt er die Antwort, daß alle wohl seien; doch bemerkte man ihm, daß noch keine der Damen das Schlafzimmer verlassen habe. Es schien, als habe durchaus nichts Außergewöhnliches oder Unangenehmes stattgefunden, und Marchmont faßte Hoffnung, daß dem wirklich so sei. Er gab jedoch den Wunsch zu erkennen, mit Herrn Bingham oder dessen Sohne zu reden, und der Bediente versprach ihm, beide Herren aufzusuchen; sie hätten erst vor wenigen Minuten das Haus verlassen, sagte er, und könnten noch nicht weit entfernt sein.

Inzwischen beschäftigte sich Marchmont mit dem Entwurfe eines Briefes an Theodor, dessen Adresse in London Margaret ihm mitgetheilt hatte. Das Schreiben war kurz; es enthielt ein offenes Geständniß seines Vergehens und die Weigerung, dasselbe durch die Annahme der an ihn ergangenen Herausforderung noch zu vergrößern; Marchmont erklärte sich übrigens bereit, jeden andern Weg zur Sühne des von ihm begangenen Unrechtes, den die Ehre und die Gerechtigkeit zeigen würden, mit der größten Freudigkeit und Opferwilligkeit zu betreten.

Er hatte diese wenigen Zeilen kaum niedergeschrieben, da trat Robert ein. Marchmont legte ihm den Brief vor, den er von seinem Oheim erhalten hatte.

„Sie können sich denken," sagte er zu Robert, „wie

verdrießlich es mir sein muß, daß ein solcher Mensch durch mich in Ihre Familie und bei Ihren Freunden eingeführt worden ist."

„Ein vollkommener Cartouche, wahrhaftig!" erwiderte Robert. „Weiß er, daß Sie diese Entdeckung gemacht haben?"

„Er ist derselben zuvorgekommen, denn er hat in vergangener Nacht mein Haus verlassen. Gegenwärtig befindet er sich, wie ich glaube, auf Harcourt's Yacht."

„Harcourt kann natürlich nichts davon wissen."

„Ich glaube nicht. Die Yacht ist in See gegangen; man weiß aber nicht, welche Richtung sie eingeschlagen hat."

In demselben Augenblicke vernahm man aus dem obern Stockwerk ein verworrenes Durcheinander weiblicher Stimmen, und ein lauter Schrei ward hörbar. Robert eilte hinaus, um sich zu erkundigen, und kehrte nach wenigen Minuten zurück; seine Züge trugen den Ausdruck höchster Bestürzung.

„Gott im Himmel! Marchmont!" rief er, „Sophia Campbell ist entflohen."

Es wäre unmöglich, die Verwirrung zu beschreiben, welche im Hause entstand. Alle sprachen zu gleicher Zeit, und aus den Zimmern der Damen ertönte lautes Jammern und Schluchzen. Frau Bingham kam in Morgenrock und Nachtmütze herab, ohne an den ungeeigneten Zustand ihrer Kleidung zu denken. Herr Bingham schwatzte, Laura weinte, und selbst Dorothea war

bei weitem nicht so sehr zum Lachen geneigt, als man von ihr hätte erwarten sollen.

„Die arme Frau Campbell!“ rief Frau Bingham. „Was wird sie erst sagen, wenn sie hört, daß der Mensch nicht einmal ein Graf ist? O, wie leid sie mir thut! Sie hat doch ihre Töchter so gut erzogen!“

„Ich würde sie mehr bedauern,“ bemerkte Carolina, „wenn sie sich nicht so außerordentlich viel auf die Erziehung ihrer Kinder eingebildet hätte. Ich bin fest überzeugt, daß sie den Umgang mit Dorothea und mir kaum für passend erachtete.“

„Die Zügel waren zu straff angezogen,“ erklärte Herr Bingham. „Junge Leute sind wie feuerige Pferde; wenn man sie zu kurz hält, so bäumen sie sich, beißen auf die Stange und schäumen vor Wuth; und am Ende gehen sie gar durch. Gewalt sollte eigentlich nur bei besondern Gelegenheiten angewandt werden. Wenn man immer am Kopfe eines Pferdes reißt, so weiß das Thier zuletzt nicht mehr, was sein Herr will; es wird störrisch und — und —“

Niemand schien auf seine Reden zu achten, und während er sich nach einem Zuhörer umsah, wurde er Frau Bingham's Nachtmütze gewahr.

„Aber, liebe Frau, in welchem Anzuge bist du!“ rief er.

Dieser Ausruf machte die gute Dame auf das Unpassende ihrer äußern Erscheinung aufmerksam.

„Mein Gott! ich hatte mich ganz vergessen,“ rief sie. „Ich muß erst meine Toilette beendigen; ich spiele

eine gar zu traurige Figur. Liebe Laura, bitte, gehe du zu der armen Frau Campbell, während ich mich ankleide, und suche ihr Trost einzusprechen. Sie darf nicht glauben, daß wir sie vernachlässigen."

Laura schüttelte den Kopf und sagte, sie fühle sich selbst zu sehr angegriffen, um Frau Campbell trösten zu können.

„Wie kann man Leute trösten, wenn man kein Mitleid für sie fühlt?" bemerkte Carolina, welche befürchtete, an Stelle ihrer Schwester aufgefordert zu werden. „Wenn ich ausdrücken sollte, was ich wirklich empfinde, so müßte ich sagen: es geschieht Ihnen recht."

„O, liebe Carolina, man muß nicht so hart gegen Andere sein!" mahnte die gutmüthige Frau Bingham. „Wenn ihr nicht wollt, muß ich mich beeilen und selbst gehen."

„Wenn Mama sich wirklich beeilt," flüsterte Dorothea ihrer Schwester zu, während die Mutter sich entfernte, „so ist es das erste Mal in ihrem Leben."

Während dessen hatten Marchmont und Robert berathschlagt, was am zweckmäßigsten zu thun sei. Herr Bingham gesellte sich zu ihnen, um in dieser Sitzung ebenfalls seine Stimme, wenn auch nicht seine Weisheit hören zu lassen. Marchmont war der Meinung, das stürmische Wetter und der widrige Wind hätten die 'Bayadere' jedenfalls am Auslaufen verhindert, und das Fahrzeug werde, da die Küste keinen andern Hafenplatz als die Rhede von Redport biete, wahrscheinlich noch dort vor Anker liegen.

„Das Dampfboot," fügte er hinzu, „welches wöchentlich zwei Mal die Fahrt über den Canal macht, segelt diesen Nachmittag von Redport. Wahrscheinlich werden die Flüchtlinge diese Gelegenheit benutzen wollen, um die Küste von Frankreich zu erreichen. Sollten wir sie nicht vorher einholen, so muß augenblicklich der französischen Polizeibehörde Nachricht gegeben werden, damit sie sich angelegen sein lasse, den Vagabunden zu verhaften."

„Schnell, vier Postpferde vor deinen Wagen, Vater! Wir wollen nacheilen," rief Robert, dessen Eifer bei dieser Gelegenheit für Bereitwilligkeit gelten sollte, seinem Nächsten zu dienen.

Herr Bingham theilte das Interesse seines Sohnes an der Verfolgung, und Beide forderten Marchmont auf, sie zu begleiten. Wenn auch aus andern Gründen, als sie hatten, hielt Marchmont es doch für seine Pflicht, dieser Aufforderung nachzukommen; allein ihren weitern Vorschlag, die Fahrt über den Canal zu machen, wenn die Reise nach Redport erfolglos sein sollte, lehnte er unter dem Vorwande dringender Geschäfte ab. Sofort wurde ein Reiter nach Sporthaven abgefertigt, um Postpferde zu bestellen, und Marchmont benutzte die Zwischenzeit, um eine Unterredung mit Laura herbeizuführen. Diese hatte sich in das gewöhnliche Morgenzimmer zurückgezogen und suchte, auf dem Sopha liegend, im Genusse einer Tasse Thee mit etwas geröstetem Brode Erholung von der überstandenen Aufregung.

„Laura," sagte er und nahm auf einem Stuhle neben

ihr Platz, „ich will keine Zeit verlieren, um eine Mittheilung zu machen, die ich Ihnen sowohl wie einer andern Person schon lange schulde.“

Mit ängstlicher Miene blickte das Mädchen zu ihm auf. Seit einiger Zeit schienen schmerzliche und aufregende Begebenheiten aller Art auf Laura einzudringen; jene friedlichen, glücklichen Tage, in denen das Harfenspiel, die Stickarbeiten, die Toilette und das zärtliche Geplauder des Geliebten ihre Stunden so schön ausgefüllt hatten, waren vorbei. Eine schmerzliche Ahnung bemächtigte sich ihrer.

Marchmont fuhr fort: „Meine liebe Laura, ich habe schlecht und unedel gehandelt, und es ist Zeit, ein offenes Bekenntniß abzulegen. Vielleicht wissen Sie es selbst kaum, wie tief und innig Theodor's Liebe für Sie war.“

Mit Schrecken hörte Laura diese Worte, denn sie glaubte aus ihnen entnehmen zu müssen, Marchmont wisse alles. Zitternd bedeckte sie das Gesicht mit dem Taschentuche, um ihre Verwirrung und ihr Erröthen zu verbergen.

„Als er vor drei Jahren von dem, was ihm das Theuerste war, sich gewaltsam losreißen mußte, bat er mich, über das Mädchen seiner Liebe zu wachen, oft von ihm, dem Abwesenden, mit ihr zu sprechen und das Andenken an ihn in ihrem Herzen wach zu erhalten. Mir, seinem Freunde, übertrug er dieses Amt und ich nahm es an. Wie ich meinen Auftrag erfüllt habe, wissen Sie am besten.“

Marchmont hielt inne; Laura versuchte zu antworten, brachte aber nur einige abgebrochene Worte hervor:

„Ich war nicht auf meiner Hut — es ist wahr, — ich war noch sehr jung, — wir sahen uns oft, — aber ich beurtheilte meine Empfindungen unrichtig und ließ mich verleiten, unbedachte Schritte zu thun."

So sehr war Laura von der Furcht erfüllt, Tadel zu verdienen, und von dem Bewußtsein, nicht aufrichtig gewesen zu sein, daß es ihr gänzlich entging, wie Marchmont nur ein Bekenntniß seiner eigenen Fehltritte ablegte, nicht aber sie wegen der ihrigen anklagte.

„Ihr Mangel an Vertrauen gegen mich," begann er wieder, „zu dessen Entschuldigung sich so viel sagen läßt, war ein so geringes Vergehen in Vergleich mit dem meinigen und verschwindet so vollständig vor meinem Auge, wenn ich die Abscheulichkeit meiner eigenen Sünde betrachte, daß ich in diesem Augenblicke bei Ihnen eher Ueberraschung und Unwillen erwartet hätte, als den Versuch, sich selbst zu rechtfertigen. Ich versichere Ihnen, daß dies durchaus unnöthig ist."

Laura blickte ihn traurig und verwirrt an; sie konnte sich kaum fassen und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„So sehr war ich von diesem Gefühle erfüllt," fuhr Marchmont fort, „daß ich fürchtete, Ihre Liebe, der ich unwürdig geworden, gänzlich verloren zu haben. Meine treulose Handlungsweise hat nichts Geringeres verdient, und wenn Sie mich nicht mehr Ihrer würdig erachten, so habe ich kein Recht zu klagen; ich weiß, daß Sie nur Gerechtigkeit üben, wenn Sie sich von mir wenden.

Allein ich sehe, Sie sind schmerzlich ergriffen und aufgeregt; überlegen Sie daher die ganze Sache ruhig und mit Muße, und wie auch Ihre Antwort ausfallen möge —"

Weiter vermochte Marchmont nicht zu reden, denn Laura unterbrach ihn durch einen leidenschaftlichen Thränenerguß, und erklärte, er scheine sie nicht mehr zu lieben; sie habe dieses schon lange geahnt, und es werde, wenn er wirklich die Verbindung mit ihr aufzulösen wünsche, weniger schmerzlich für sie sein, die ganze Wahrheit auf einmal zu erfahren.

Die nächsten fünf Minuten verflossen unter vergeblichen Versuchen von Seiten Marchmont's, das unglückliche Mädchen zu beruhigen. In seinem Eifer, sie zu trösten, versicherte er sie seiner unverminderten Liebe in Ausdrücken, die viel stärker waren, als er mit seinem Gewissen eigentlich vereinigen konnte; denn dieses drängte ihn, die Verbindung mit Laura, wenn irgend möglich, zu lösen. Allein er fühlte auch, daß ein solcher Schritt nur dann recht und billig sein konnte, wenn er die Folge gegenseitiger Einwilligung war. Gegen Laura treulos zu werden, nachdem er bereits eine Treulosigkeit an Theodor begangen, konnte nicht geeignet sein, eine bessere Gestaltung ihrer beiderseitigen Verhältnisse herbei zu führen. Es blieb ihm also nichts übrig, als seine Braut zu beruhigen und ihr zu versichern, daß ihr Verdacht ganz ungegründet sei.

„Bedenken Sie:" sagte er, „wenn Jemand von uns zu Befürchtungen Grund haben könnte, so wäre ich es

wohl eher als Sie. Wer von uns Beiden — Sie oder ich — hat eine Verschiebung unserer Hochzeit gewünscht, ohne einen genügenden Grund dafür angeben zu können?"

Laura schwieg verlegen.

„Glauben Sie aber nicht," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich Ihnen deshalb den geringsten Vorwurf machen will. Ich weiß, daß Sie unter dem Einflusse der Furcht handelten, indem Sie einen drohenden Brief erhielten, den nach Ihrer Meinung Fräulein Danvers geschrieben haben soll. Habe ich Recht?"

Laura's Verwirrung hatte einen solchen Grad erreicht, daß sie nicht zu antworten vermochte.

„Aber ich bin es Margaret schuldig," fuhr er fort, „zu erklären, daß sie einer so niedrigen Handlung durchaus unfähig und wirklich unschuldig daran ist. Ihr unwürdiger Vetter hat sich diesen Kunstgriff erlaubt, in der irrigen Voraussetzung, ihr dadurch zu dienen und seine eigene Bewerbung um sie zu fördern. — Doch der Wagen ist bereits vorgefahren, und ich muß Ihnen jetzt Lebewohl sagen. Lassen Sie also, theuere Laura, jede Furcht schwinden," schloß er mit zärtlichem Tone und mitleidigem Blicke, „und seien Sie überzeugt, daß ich allein es bin, der Tadel verdient."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Verfolgung.

Der mit vier Pferden bespannte Wagen rollte in raschem Laufe auf der Straße nach Redport dahin. Es wehte ein heftiger Wind, und der Regen fiel in Strömen. Herrn Bingham's Zunge wetteiferte an geräuschvoller Beweglichkeit mit Pferden, Wind und Regen. Marchmont hätte am liebsten gar nicht gesprochen; von Natur nachdenklich und schweigsam, fand er eine Unterhaltung im Wagen stets unangenehm. Auch boten ihm die Verhältnisse Stoff genug zum Nachdenken. Seine Gefährten aber gehörten zu der Klasse von Menschen, die bei jeder Gelegenheit lieber ihrer Zunge freien Lauf lassen, als ihren Gedanken nachhängen; überdies war ihnen jetzt ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung geboten. Glücklicher Weise nahm Robert den mittlern Platz ein, so daß er eine Art Schutzmauer zwischen Marchmont und seinem gesprächigen Vater bildete, und den schonungslosen Hagel seiner Worte zuerst auffing.

Marchmont dachte an seine Unterredung mit Laura und war unzufrieden. Sie hatte in ihrem Benehmen wie in ihren Aeußerungen seiner Erwartung nicht entsprochen; es schien, daß sie den wahren Charakter seines Vergehens kaum erkannte. Allein dies war ihrem ganzen Wesen entsprechend. Sollte ihr Geist sich über die gewöhnliche Höhe der alltäglichen Begebenheiten erheben,

so gerieth sie in Verlegenheit; jedes Ausdrucks eines kräftigen, edeln Gefühls schien sie unfähig zu sein, wenn die Veranlassung sie auch noch so dringend zu einer solchen aufforderte. Wie jedes Ohr nach seinem Bau nur einen gewissen Umfang von Tönen aufzunehmen im Stande ist — so behaupten wenigstens die Naturforscher — und sehr hohe oder sehr tiefe Klänge manchen Personen ganz unhörbar bleiben, während sie von Andern deutlich vernommen werden, so auch schien es mit Laura's Verstande und Herzen zu sein. Gut und liebenswürdig innerhalb gewisser Grenzen, war sie jenseit derselben zwar nicht schlecht, aber leer. Solche Gedanken, wenn auch in weniger klarer Form, schwebten Marchmont's Geiste vor und erzeugten bei ihm die unbestimmte Empfindung, als habe er eine Enttäuschung erfahren. Auch an Margaret dachte er, und stellte unwillkürlich Vergleichungen zwischen Beiden an. Margaret hatte große Fehler, deren Laura nicht angeklagt werden konnte, und doch wünschte er, sie möchte Margaret ähnlicher sein. Worin? — das wußte er kaum zu sagen; allein, wenn er sich nicht gescheut hätte, seine Gedanken in einfache Worte zu fassen, so hätte er vielleicht gewünscht, Laura möchte mehr Charakter von einer oder der andern Art besitzen. Unverkennbar mangelte es ihr überhaupt an Charakter. Marchmont fühlte diesen Mangel und würde ihn, wäre Laura seine Gattin geworden, noch zehn Mal mehr empfunden haben.

Aus diesen Träumereien wurde er endlich durch eine

Frage über das Tonnenmaß der Bayadere geweckt, die Robert bereits zum zweiten Mal an ihn richtete.

„Das Tonnenmaß der Bayadere?" wiederholte Marchmont, mühsam seine Gedanken sammelnd. Ein solcher Gegenstand bot ihm in diesem Augenblicke auch nicht das entfernteste Interesse. „Ich glaube, fünf und dreißig, — schwerlich mehr, — vielleicht nicht einmal so viel. Ich weiß es nicht genau."

„Die Yacht legt sich gewaltig bei starkem Winde," bemerkte Herr Bingham, welcher seinen geringen Vorrath seemännischen Wissens an den Tag zu legen bemüht war. Er hatte das Talent, sich von Allem einige oberflächliche Kenntnisse anzueignen, die ihm hinreichenden Stoff für seine nie ruhende Geschwätzigkeit gewährten. Von dem Tonnenmaß der Yacht ging er auf Schrauben-Dampfboote und eiserne Schiffe über und kam endlich bis zur Abweichung der Magnetnadel.

Marchmont's Aufmerksamkeit hatte sich wieder von dem Gespräch abgewendet. Ueber die Gegenstände desselben hätte er wohl ein Urtheil abgeben können; doch er vermied es stets, seine Kenntnisse zu offenbaren. Er haßte das Sprechen um des Sprechens willen. Bald empfand er eine unerträgliche Hitze; denn Herr Bingham hatte wegen des Regens beide Fenster des Wagens geschlossen, so daß einestheils die Luft in demselben unerträglich dick wurde, und anderntheils den Reisenden durch die regentriefenden Scheiben jede Aussicht verwehrt war. Als eine neue Frage über die Leibesgröße des falschen Grafen an ihn gerichtet wurde, weil Herr Bingham be-

abſichtigte, der franzöſiſchen Polizei eine genaue Beſchreibung der Perſon zu geben, entſchloß ſich daher Marchmont, das Innere des Wagens zu verlaſſen.

„Ich werde mich außen hinſetzen,“ ſagte er. „Es iſt mir hier zu heiß, und durch die geſchloſſenen Fenſter kann man unmöglich etwas ſehen. Der Reſt des Weges läuft dem Ufer entlang, und ich werde alſo vom Bock aus eine freie Ausſicht über die Rhede von Redport haben.“

„Sie werden bis auf die Haut naß werden,“ wandte Robert ein; „der Wind geſtattet Ihnen den Gebrauch eines Regenſchirmes nicht.“

„Es thut nichts; mein waſſerdichter Rock ſchützt mich vor dem Regen.“

Der Wagen hielt an, und Lord Marchmont freute ſich, die Geſellſchaft im Innern verlaſſen und ſeinen Platz neben dem Bedienten nehmen zu können, weil dieſer nur ſprach, wenn er gefragt wurde. Ueber der See lag ein dicker Nebel, ſo daß man nur mit Mühe die auf der Rhede ankernden Schiffe zu erkennen vermochte. Es ſchien jedoch, als ſei deren eine große Anzahl von jeglicher Größe und Beſchaffenheit eingelaufen, wahrſcheinlich in Folge des Sturmes, der am Morgen gewüthet hatte. Redport war ein künſtlicher Hafen, und Fahrzeugen von größern Dimenſionen, als denen eines gewöhnlichen Fiſcherbootes, war das Ein- und Auslaufen nur zur Zeit der Fluth möglich. Die Rhede hatte jedoch guten Ankergrund. Zudem lag zwiſchen Redport und der Stelle, wo der Wagen eben war, eine kleine Bucht, die

einigen Schutz gewährte. Schiffe von geringem Tiefgange konnten zu jeder Zeit dort anlegen. Gerade jetzt wurde bei einer Biegung des Weges diese Bucht den Reisenden sichtbar, und Marchmont entdeckte ein Fahrzeug, das in geringer Entfernung von der Küste Anker geworfen hatte. Er beobachtete es aufmerksam und gewann die Ueberzeugung, es müsse die Bayadere sein. Gegenüber der Yacht, an der dem Ufer entlang sich hinziehenden Straße, stand ein kleines Gasthaus, dem Aeußern nach nicht besser als eine gewöhnliche Bierschenke. Es nannte sich jedoch „zum König Georg" und eine schmutzige Abbildung des letzten englischen Königs dieses Namens, an der fast nur noch die Perücke erkennbar war, schaukelte über der Hausthüre im Winde hin und her. Marchmont ließ den Postillon halten, ehe der Wagen das Wirthshaus erreichte, stieg ab und trat an das Wagenfenster; hinter demselben wurden sogleich die Köpfe der beiden Herren Bingham sichtbar, die neugierig nach der Ursache des Anhaltens fragten.

„Die Bayadere liegt dicht am Ufer," sagte Marchmont. „Es ist möglich, daß die Flüchtlinge für einige Zeit an das Land gegangen sind, um der Dame eine kurze Ruhe in jenem kleinen Gasthofe zu gönnen. Wäre es nicht besser, wenn wir zu Fuße gingen, damit nicht etwa das Rollen der Räder ihre Aufmerksamkeit erregt?"

Beide stiegen sogleich aus und die Gesellschaft trat in aller Stille in den Gasthof „zum König Georg." Eine kurze Unterredung mit dem Wirthe war genügend, um sie von der Richtigkeit ihrer Vermuthung zu über-

zeugen. Es ergab sich, daß kurze Zeit vorher ein Herr und eine Dame aus der Yacht an das Land gekommen waren. Letztere hatte sich in einem Zustande vollständiger Erschöpfung befunden, wahrscheinlich in Folge der Seekrankheit und der während des Sturmes ausgestandenen Angst; denn das kleine Schiff war beschädigt worden und mußte aus diesem Grunde an das Land zu kommen suchen Der Wirth hatte der Dame, auf Verlangen des Herrn, ein Glas Grog hinauf gebracht und dadurch waren, wie es schien, ihre Lebensgeister wieder ein wenig geweckt worden. Als er zum letzten Male im Zimmer gewesen, hatte die Dame aufrecht im Sopha gesessen und der Herr ihr dringend vorgestellt, daß sie sogleich nach der Yacht zurückkehren müßten, — ein Entschluß, dessen Ausführung von ihr nur schwach beanstandet wurde. Sie befanden sich, wie der Wirth sagte, in seinem „zweitbesten" Gastzimmer, da das vordere Zimmer zur Zeit ausgebessert und neu gemalt wurde.

Das „zweitbeste" Gastzimmer im „König Georg" war ein kleines, finsteres, nach dem Hofe zu gelegenes Gemach. Es enthielt, außer Tischen und Stühlen von sehr gewöhnlicher Art, alte Fenstervorhänge von rothem Baumwolldamast, ein viereckiges Stück Teppich, welches die Mitte des Fußbodens deckte, und ein kleines Sopha mit einem schmutzigen Kattunüberzuge.

„Meine Beste," sagte Graf Rosalba, eigentlich Soppet genannt, — der flüchtige Dieb — „wir setzen uns durch einen längern Aufenthalt der größten Gefahr aus."

„Aber ich bin mehr todt als lebendig," entgegnete Sophia. „Warum sollten wir hier nicht eben so sicher sein wie in der Yacht? Herr Harcourt sagt, es sei bei diesem ungünstigen Winde ganz unmöglich, die Fahrt über den Canal zu wagen, und wir müßten auf jeden Fall das Dampfboot abwarten. Weshalb soll ich also nicht diese eine Stunde am Lande bleiben? Es thut mir wahrlich Noth."

„Mein Engel, Sie vergessen, daß, wenn man uns nachsetzen sollte, wir auf dem Schiffe der Gefahr entgehen können, indem wir in See stechen; hier aber sind wir ganz in der Gewalt unserer Verfolger."

„Nicht um alles in der Welt würde ich auf dem kleinen Schiffe wieder in See gehen!" antwortete die Dame mit Heftigkeit. „Um keinen Preis möchte ich noch einmal zehn solcher Stunden erleben."

„Das kann nicht Ihre ernstliche Meinung sein," versetzte Rosalba, der nur mit Mühe seinen Aerger unterdrückte. „Wollen Sie denn durch Ihre thörichte Furcht uns Beide in's Verderben stürzen? Wahrlich, ich hatte Sie für muthiger gehalten. Ist es wirklich Ihre Absicht, alle unsere Hoffnungen zu vernichten?"

„Ach, ich weiß nicht, was ich bin und was ich will!" rief Sophia verzweifelnd. „Ich wünschte, ich hätte nie —" statt den Satz zu vollenden, barg sie ihr thränenfeuchtes Gesicht in den Kissen des Sopha's.

Erzürnen durfte Rosalba sie nicht; der Ex-Graf überlegte deshalb, wie er die Entführte beruhigen und zugleich bestimmen könne, den Ort zu verlassen. Da öffnete

sich plötzlich die Thüre und Lord Marchmont, gefolgt von den beiden Bingham's, trat ein. Er ging gerade auf den Betrüger zu, während Robert sich dem Sopha näherte, auf welchem Sophia in halb liegender Stellung ruhte; der ältere Bingham bewachte, den Rücken gegen die Thüre gewendet, den Ausgang. Die junge Dame stieß einen schwachen Schrei aus. Ihr Begleiter aber richtete sich in die Höhe, nahm eine trotzige Miene an und fragte: „Was soll dieses unverschämte Eindringen? Ich habe das Zimmer zum ausschließlichen Gebrauche für mich und diese junge Dame gemiethet; Niemand hat also das Recht, ohne meine Erlaubniß hier einzutreten."

„Wir sind gekommen," erwiderte Lord Marchmont in ruhigem Tone, „um Fräulein Campbell im Namen ihrer Mutter, ihrer gesetzlichen Vormünderin, zurück zu fordern. Nachher werden wir auch mit Ihnen einige Worte reden."

Ein fürchterlicher Fluch und eine drohende Bewegung waren die Antwort.

„Kommen Sie, Fräulein Campbell," sagte Robert, ihren Arm in den seinigen nehmend, „weder der Ort, noch die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, passen für Sie. Ich erlaube mir, Sie zum Wagen zu begleiten, der Ihrer wartet."

Das erschreckte Mädchen leistete keinen Widerstand, sondern fügte sich geduldig.

„Bei Gott," rief jetzt der falsche Graf mit einer theatralischen Geberde, „sie soll keinen Schritt weit gegen ihren Willen gehen!"

„Nur keinen Streit um mich!“ flehte Sophia, sich ängstlich an Robert's Arm klammernd.

„Die junge Dame ist noch minderjährig,“ versetzte der Letztere, „und hat also keine Stimme, wäre es selbst ihr Wunsch, bei Ihnen zu bleiben.“

„Keine Stimme? Aber ich habe auf jeden Fall eine Stimme bei der Sache, denn sie ist mein Weib.“

„Nein, ich bin nicht seine Gattin,“ rief Sophia; „ich will zu meiner Mutter zurück, und zu Agnes.“

„Kein Wort mehr, wenn's gefällig ist,“ sagte Marchmont, unwillig dazwischen tretend. „Bitte, Robert, ersparen Sie der jungen Dame einen längern Aufenthalt in dieser Gesellschaft. Führen Sie Fräulein Campbell zum Wagen. Sie, mein Herr, thun keinen Schritt, wenn Sie sich nicht Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.“

Ein neuer Fluch folgte, aber kein Versuch zum Widerstande. Drei gegen Einen war selbst für den indianischen Helden zu viel. Herr Bingham öffnete die Thüre, und Robert verließ mit seiner zitternden Gefährtin das Zimmer; unmittelbar darauf schloß er die Thüre wieder.

„Jetzt, mein Herr —“ begann Marchmont.

„Jetzt, mein Herr,“ wiederholte Herr Bingham, der lange schon darauf wartete, sprechen zu dürfen; er freute sich herzlich, daß der lästige Zwang wieder beseitigt war, den er, seinem Versprechen gemäß, während Sophiens Anwesenheit seiner Zunge auferlegt hatte.

„Lassen Sie mich hinaus,“ sagte der muthlos gewordene Verbrecher mürrisch. „Welchen Vorwand können Sie noch haben, mich hier zurückzuhalten?“

„Geduld," entgegnete Marchmont und trat ihm in den Weg. „Sie müssen uns erst einige Aufklärungen über Ihre Person geben, ehe wir Ihnen gestatten dürfen, diesen Ort zu verlassen. Ich habe Beweise in Händen, daß Sie einen Namen und Titel angenommen haben, der Ihnen nicht gebührt."

„Ja, Sie sind ein Schurke, mein Herr," fiel Herr Bingham ein, dem Marchmont's ruhige und gemessene Behandlung der Sache durchaus nicht gefallen wollte. „Sie sind ein Schuft, ein Schwindler! Ihr Name ist Soppet; Sie sind nichts weiter als ein entlaufener Handlungsdiener, aber kein Mann von Stande, und haben sich wie ein Hasenfuß mit den Federn des verstorbenen Grafen aufgeputzt. Lord Marchmont hat sie alle in der Tasche, — die Beweise nämlich."

„Das ist eine Lüge," stotterte der entdeckte Abenteurer und sprang nach der Thüre. Marchmont aber packte ihn mit festem Griffe beim Arme.

„Ich rathe Ihnen, keinen Widerstand zu versuchen," sagte er. „Entkommen ist unmöglich, und jede Gewaltthat würde Ihre Lage nur verschlimmern."

„Es wäre ganz überflüssig, die Beschuldigung leugnen zu wollen," fuhr Herr Bingham fort. „Wir haben nach der Polizei geschickt, und mein Sohn, der ein Friedensrichter ist wie ich, hat volle Macht, Sie verhaften zu lassen. Also Ihr Diener, Herr Soppet!"

Der prahlerische Trotz schien den Verbrecher zu verlassen, nachdem er das Bedenkliche seiner Lage erkannt

hatte. Befreit von Marchmont's Griff, wandte er sich und trat an das Fenster.

„Kommen Sie, Herr Bingham," sagte der Lord, dem die Art, wie dieser den entdeckten Bösewicht verhöhnte, im höchsten Grade zuwider war. „Wir wollen ihn sich selbst überlassen."

Beide entfernten sich und verschlossen sorgfältig die Thüre von außen, während der ehemalige Genosse von Fürsten und Edelleuten als Gefangener im „zweitbesten" Wohnzimmer des „König Georg" zurück blieb, um über sein entschwundenes Glück und die Wandelbarkeit aller irdischen Größe Betrachtungen anzustellen.

Herr Bingham eilte hinab, um das befreite junge Mädchen in Sicherheit zu bringen, das von Robert in den vor der Hausthüre haltenden Wagen gebracht worden war. Man hatte die Vorhänge herabgezogen, um die arme Sophia vor den Blicken der Neugierigen zu schützen, und Robert stand am Schlage, seinen Vater erwartend. Der Tritt fiel sogleich, Herr Bingham sprang hinein und die Kutsche rollte in raschem Laufe nach Fairfield zurück.

Die eine Hälfte des Geschäftes war hiermit beendigt. Marchmont und Robert blieben zurück, um den Verbrecher dem Gefängniß zu überliefern. Ersterer sehnte sich danach, sobald als möglich mit der Sache zu Ende zu kommen, um nach Sporthaven zurückkehren zu können, und zwar um so mehr, als die Angelegenheit, der er hier nothgedrungen seine Thätigkeit widmen mußte, seinem Geschmacke durchaus nicht entsprach. Um sich inzwischen

die Zeit zu vertreiben und nicht mit seinem Begleiter eine langweilige Unterhaltung führen zu müssen, verließ er das Haus und schlenderte dem Strande zu.

Robert Bingham war ein Mensch von ganz entgegengesetzten Neigungen. Er besaß eine gewisse unruhige Thatenlust, und in Ermangelung eines anderweitigen Feldes zu ihrer Geltendmachung, war ihm diese Gelegenheit willkommen, durch seine Geschäftigkeit zu imponiren. Er betrieb somit die Sache mehr zu seiner Unterhaltung, als aus irgend einem ernstern Zwecke. Indessen war auch er wie Marchmont bemüht, die Zwischenzeit bis zum Eintreffen der Polizei so gut als möglich auszufüllen. Sei es nun, daß bei ihm das Organ des Ortssinnes, wie die Phrenologen sagen, besonders ausgebildet war, oder daß er eine gewisse Befriedigung seines Thatendurstes darin fand, — genug, er pflegte stets die topographischen Verhältnisse des Ortes, an dem er sich eben befand, möglichst genau zu erforschen. Demgemäß trat er nun eine Wanderung durch die Gebäulichkeiten des „König Georg" an. Nach Besichtigung der Ställe blickte er in einen anstoßenden kleinen Hof; auf demselben bemerkte er einen Schuppen, worin eine Karre und ein Hühnerhaus sich befanden, dessen Bewohner bei Tage die Freiheit genossen, nach Belieben umher zu wandern. Während Robert gedankenlos eine einsame graue Henne beobachtete, die mit eingezogenem Beine und seitwärts geneigtem Kopfe einen leisen Klageton ausstieß, als trauere sie über das schlechte Wetter und den kothigen Boden, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Ton erregt, der

ihm vorkam, als klopfe über seinem Haupte Jemand an ein Fenster. Er blickte hinauf und gewahrte den Gefangenen, der sofort das Schiebfenster leise hob und ihm einen Wink gab, dicht unter dasselbe zu treten.

„Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was uns Beide angeht," sagte er.

„Was uns Beide angeht?" wiederholte Robert verächtlich.

„Ja, was uns Beide angeht. Wir sind in demselben Boote und müssen zusammen sinken oder schwimmen. Erinnern Sie sich des Wettrennens bei Sporthaven?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen," entgegnete Robert, aber sein Gesicht ward feuerroth.

„Sie werden mich schon verstehen, wenn ich Ihrem Gedächtniß ein wenig zu Hülfe komme. Vielleicht haben Sie jenes Rennen zwischen Esmeralda und Pascha nicht vergessen, welches Ihnen eine hübsche Summe Geldes eingebracht hat. Fällt Ihnen nicht bei, wie es kam, daß Sie die Wette gewannen?"

Robert starrte ihn sprachlos an.

„Sie gewannen die Wette, weil Herr Harcourt Ihnen ein Geheimniß mitgetheilt hatte, das er mir verdankte. Ich hatte es ihm verkauft, und er verkaufte es an Sie."

„Ich versichere bei Gott," versetzte Robert in höchster Aufregung, „daß ich nichts von Ihrem Geheimniß weiß. Ein Unglücksfall ereignete sich, den ich eben so wenig erwartete, wie irgend ein Anderer. Was geht dies mich an?"

„Nur in so weit," erwiderte der Gefangene, „als

Sie genug wissen und genug gethan haben, um gebrandmarkt zu sein, wenn es bekannt werden sollte; und bekannt muß es werden, sobald man mich vor Gericht stellt. Meine Betheiligung bei der Sache wird sich dann jedenfalls herausstellen und Sie können sich mit Gewißheit darauf verlassen, daß ich über die Ihrige nicht schweigen werde. Sie haben also keine Zeit zu verlieren. Sehen Sie jene Leiter? Ich selbst kann sie nicht erreichen. Haben Sie nur die Güte, dieselbe um einige Fuß näher hierher zu rücken. Das ist alles, — dann mögen Sie gehen; ich werde das Uebrige allein besorgen."

Robert bemerkte in der That eine Leiter, welche in der Nähe des Fensters gegen das Haus gelehnt stand. Er biß sich ingrimmig in die Lippen und schaute ängstlich umher. Kein lebendes Wesen war in der Nähe; selbst die graue Henne hatte sich entfernt. Eilig rückte er, wenn auch scheinbar absichtlos, die Leiter in der verlangten Weise. Dann wandte er sich, eilte aus dem Hofe fort, und begab sich so still als möglich in das Haus zurück. Er trat in ein kleines Gastzimmer des untern Stockes, zog die Glocke, um ein Glas Ale zu bestellen, und als der Wirth kam, schien er, in einem Lehnstuhle sitzend, eifrigst mit der Lectüre der Zeitung beschäftigt zu sein.

Marchmont war, wie erwähnt, in's Freie gegangen, um die Einsamkeit zu genießen und seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte die Straße überschritten und sich auf einen großen Stein am Strande niedergelassen, jedoch so, daß seine Person vom Hause aus sichtbar

blieb, damit man ihn nöthigenfalls sogleich rufen könne. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken eilten in düstern Streifen dem Horizont zu, und die Luft wurde jeden Augenblick klarer. In Folge dessen konnte er deutlich sehen, wie die Bayadere mit vollen Segeln die kleine Bucht verließ. Ohne Zweifel hatte Harcourt den mit vier Pferden bespannten Wagen bemerkt und das Ende des Entführungsversuches errathen. In der Ferne, über dem Hafen von Redport, erhob sich eine dichte Rauchsäule, die der Wind mit Macht über die Bucht trieb. Sie entstieg dem Kamine des Packetboots, welches im Begriffe war abzufahren und deshalb möglichst viel Dampf entwickelte.

Marchmont ließ an seinem Geiste die ergreifenden Scenen der letzten Stunden vorübergehen. Er dachte an Margaret, nicht an Laura, und empfand, indem er seine Gedanken diese Richtung nehmen ließ, eine größere Ruhe im Innern. Margaret erinnerte ihn an seine Reue, Laura an seine Sünde. Mochten ihm seine Betrachtungen auch manchen Grund zur Selbstanklage bieten, so fühlte er dennoch, während sein Auge an den verschwindenden Segeln der kleinen Yacht haftete, eine stille Zufriedenheit in dem Bewußtsein, Margaret einem traurigen Schicksale entrissen zu haben. Aber in noch höherm Grade füllte diese Empfindung, zugleich mit einer Regung inniger Dankbarkeit seine Brust, als er erwog, daß jetzt auch die erste Dämmerung der Wahrheit in ihrer Seele aufgestiegen war. Seit vielen Jahren hatte er ein so wahres inneres Glück nicht empfunden, wie in

jener Stunde, obgleich um seiner selbst willen sein Herz tief bekümmert war. Er schloß die Augen und ließ den Kopf in seinen Händen ruhen. Ermüdung, Aufregung und die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht begannen zu wirken, und er sank in einen sanften Schlummer. Bald darauf erwachte er wieder, und der Zweifel darüber, wie lange ihn der Schlaf gefesselt habe, verursachte ihm ein unbehagliches Gefühl. Er erhob sich und kehrte nach dem Gasthofe zurück, wo er bei seinem Eintritt Robert in einem eifrigen Wortwechsel mit dem Wirthe begriffen fand.

„Der Anstreicher sagt," erwiderte Letzterer in ziemlich derbem Tone auf eine Aeußerung Robert's, „der Gefangene habe die Leiter bei der Entfernung, in der er sie stehen gelassen, nicht erreichen können. Eine Affe hätte nicht so weit springen können, es sei ganz unmöglich."

„Was sprechen Sie von Unmöglichkeit?" entgegnete Robert. „Er ist fort, darüber ist kein Zweifel. Einer Ihrer Stallknechte oder sonst Jemand aus dem Hause muß die Leiter gerückt haben, nachdem der Anstreicher zum Essen gegangen war."

„Christian sagt, er könne beschwören, gar nicht in den Hof gekommen zu sein," versicherte der Wirth, „und dasselbe sagt der Junge. Ich wüßte auch nicht, warum ich ihnen nicht glauben sollte; denn sie haben mehr zu thun, als für nichts und wieder nichts die Leiter zu versetzen."

„Was nützt es, beweisen zu wollen, daß es nicht

möglich sei?" fiel Robert ein. „Es ist klar, irgend Jemand muß die Leiter so gestellt haben, daß der Gefangene sie erreichen konnte; aber man scheut sich, es einzugestehen, wahrscheinlich aus Furcht vor Vorwürfen. Uebrigens, mein guter Mann, will ich Niemand besonders tadeln; wir Alle haben uns einer großen Nachlässigkeit schuldig gemacht, indem wir den Gefangenen nicht besser bewachten."

„Es ist auch Niemand zu tadeln," begann der Wirth von neuem im Tone eines Beleidigten.

„Schon gut, machen Sie mir die Rechnung," unterbrach ihn Robert ärgerlich.

„Was soll das?" fragte Marchmont. „Ich hoffe doch nicht, daß der Gefangene entflohen ist?"

„Freilich ist er fort," versetzte Robert, indem er in das kleine Zimmer zurück trat, wohin Marchmont ihm folgte, „und zwar durch das Fenster. Die Hinterwand des Hauses wird gerade neu angestrichen und deshalb war eine Leiter in allzu großer Nähe stehen geblieben, — ein Umstand, den Keiner von uns bemerkt hatte. So eben habe ich die Polizei wieder fortgeschickt. Uebrigens glaube ich nicht, daß wir sein Entkommen für ein großes Unglück anzusehen haben; da es einmal so ist, mag es vielleicht das beste sein. Je weniger von der ganzen Sache bekannt wird, desto angenehmer ist es für das arme Mädchen. Auch hätte man ihm nicht einmal eine hier im Lande verübte Betrügerei nachweisen können."

„Er war ein Schwindler," wandte Marchmont ein, „und borgte Geld unter allerlei Vorspiegelungen."

„Wir haben uns alle so zum Narren halten lassen, denke ich," bemerkte Robert mit gezwungenem Lachen, „daß wir uns Glück wünschen können, ohne viel Aufsehen davon zu kommen."

„So weit mich die Sache angeht," meinte Ersterer, „bin ich sehr erfreut, daß ich nichts mit ihm zu thun bekomme; aber ich halte es dennoch für unsere Pflicht, alle Maßregeln zu ergreifen, um dieses durchtriebenen Kerls habhaft zu werden."

„Wer sagt denn, daß ich das nicht schon gethan hätte?" fragte Robert etwas gereizt. „Ich habe der Polizei seine Personal-Beschreibung gegeben; was war mehr zu thun? Aber es wird wohl nichts nützen. Sehen Sie, dort fährt das Dampfboot; es kann dem Burschen geglückt sein, noch an Bord zu kommen. In diesem Falle läßt sich nichts mehr ändern, und ich wenigstens werde mich nicht sehr darum grämen."

„Auch ich nicht, so weit meine Person dabei interessirt ist," sagte Marchmont.

Der Wirth brachte die Rechnung, und Robert berichtigte sie.

„Wann erwarten Sie den Eilwagen?" fragte er.

„Jeden Augenblick," lautete die Antwort.

„Ich denke, wir gehen eine Strecke Weges zu Fuß; er mag uns einholen. Was meinen Sie dazu, Marchmont?"

Sein Gefährte erklärte sich bereit, und Beide schlugen den Weg nach Fairfield ein.

Harcourt hatte nicht nur den Wagen bemerkt, wie Marchmont vermuthete, sondern auch mittels seines Fernrohrs die Dame in denselben zurückbringen sehen. Er konnte natürlich nicht wissen, was Rosalba begegnet war, allein sein Ausbleiben galt ihm als ein übeles Zeichen. Auch hatte er, um die Wahrheit zu sagen, seit einiger Zeit dringenden Verdacht geschöpft, daß der Herr Graf nichts weiter als ein gemeiner Abenteurer sei, dessen Ansprüche auf diesen Titel mindestens sehr zweifelhaft seien. Nach kurzer Ueberlegung verließ er mit seiner Yacht die Bucht. Sodann stieg er in die Kajüte hinab, um den Mantelsack seines Reisegefährten zu untersuchen. Hauptsächlich ging es ihm darum, zu sehen, ob derselbe nicht etwa Papiere enthalte, die ihm selbst nachtheilig werden könnten. Als dies geschehen war, kehrte er auf das Verdeck zurück und lavirte eine Zeit lang, unschlüssig, welchen Weg er einschlagen solle. Während er noch darüber nachdachte, verließ das Dampfboot den Hafen. Er richtete sein Fernglas nach demselben und erkannte sogleich die stattliche Figur seines ehemaligen Freundes, welcher, dicht in seinen weiten Mantel gehüllt, auf dem Verdeck stand und nach der Bayadere blickte. Sogleich war sein Entschluß gefaßt: er segelte nach dem Hafen von Redport. Kaum war er angekommen, so machte die Polizei ihm einen Besuch auf dem Schiffe. Harcourt empfing sie höflich und mit scheinbarer Offenheit, antwortete bereitwillig auf alle Fragen, übergab den Beamten den von seinem Freunde hinterlassenen Mantelsack und drückte in ganz passender Weise seinen Aerger dar-

über aus, daß er sich von einem so gemeinen Betrüger habe hintergehen lassen. Da Robert in Bezug auf die beabsichtigte Entführung keine Anklage vorgebracht, diese Sache sogar nicht einmal erwähnt hatte, so entstanden dieserhalb keine Erörterungen. Natürlich hütete sich Harcourt wohl, dergleichen selbst zu veranlassen. Sobald er von diesem amtlichen Besuche wieder frei war, beeilte er sich, seine wenigen Schiffsleute zu entlassen, und zwar unter dem Vorwande, es sei seine Absicht, eine weitere Fahrt zu unternehmen, und er müsse deshalb Matrosen von größerer Erfahrung werben. Noch vor Abend waren die entlassenen Seeleute durch drei Mann und einen Schiffsjungen ersetzt. Harcourt benützte sofort eine günstige Wendung des Windes, um nach der französischen Küste zu segeln. Ob diese Schritte mit einem vorher angelegten Plane in Verbindung standen, wird der geduldige Leser schon erfahren.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Entschlüsse.

„Komm, mein Junge," sagte Frau Chidcock zu dem hoffnungsvollen Jack, welcher bemüht war, eine Cigarre mit Anstand rauchen zu lernen, „komm' und erzähle deiner Großmutter etwas."

„Was gibt's zum Mittageſſen?" fragte Jack entgegen.

„Roastbeef und gekochtes Huhn mit Speck."

„Und Eiersauce?".

„Ja freilich, Eiersauce, gerade wie du sie liebst, und eine Stachelbeerpastete mit recht viel Sahne."

„Das ist prächtig."

„Nun erzähle aber auch deiner Großmutter, wie es zu Hause geht, dann bist du ein guter Junge," fuhr die alte Dame fort, indem sie für ihn einen Stuhl an ihre Seite zog. „Da hast du eine halbe Krone, die sollst du mit nach Hause nehmen. Kannst du denn die Cigarre nicht für eine Minute weglegen?"

Auf diese Weise geschmeichelt und bestochen, warf der Knabe endlich die Cigarre zum Fenster hinaus, nahm nachlässig den angebotenen Stuhl und das Geldstück an und begann letzteres zwischen zwei Stecknadeln, die er auf dem Tische fand, spielen zu lassen.

„O, nicht doch; laß das, Jack, das ist eben so häßlich wie die Cigarre. Mein Gott, ein Knabe kann doch nie stille sitzen! Ich will wissen, wie dein Oheim und deine Tante mit einander leben. Sprich, ist er jetzt ordentlicher gegen sie als früher?"

„Manchmal ist er gut und manchmal nicht. Wenn ihm 'was in die Quere kommt, so kriegt sie's. Schrecklich hitzig ist der Oheim!"

„Ja, er ist sehr heftig," seufzte Frau Chidcock. „Aber ich meine, behandelt er sie im Allgemeinen gut, so als wenn er sie lieb hätte?"

„Davon weiß ich nichts. Sie hat ihn grausam lieb

und bittet mich immer, ich möchte ihm dies oder jenes nicht sagen."

„Die gute Lätitia!" rief Frau Chidcock. „Das sieht ihr ganz ähnlich. Aber ich will und muß alles wissen; es ist deiner Tante und deinetwegen nöthig, daß ich es erfahre."

Jack, so jung er noch war, verstand vollkommen einen derartigen Grund.

„Gut, Großmutter; was willst du denn wissen?"

„Ich will wissen, ob etwa seine Heftigkeit nicht bloß bei Worten stehen bleibt. Wir sind alle zuweilen hitzig, — lieber Gott! Man poltert etwas heraus, ohne es gerade übel zu meinen, und denkt nicht weiter daran. Aber hat er jemals gewagt, einen Finger an sie zu legen? Ich kann sie selbst nicht darum fragen; sie würde mir's nicht sagen."

„Einen Finger? Ja, und eine ganze Hand dazu," antwortete der Knabe. „Vor dir fürchtet er sich, Großmutter; deshalb erfährst du nicht, wie er zu Hause ist. Hat er ihr doch neulich einen gewaltigen Schlag gegeben, bloß wegen des Hundes!"

Frau Chidcock knirschte mit den Zähnen und ballte ihre feiste Hand; sie hätte ihm jenen Schlag mit Herzensluft zurückgeben mögen.

„Das Vieh! Meinen Liebling Lätitia zu schlagen! — Was war das für ein Hund? Erzähle mir alles."

„Da ist nicht viel zu erzählen. Auf dem Wettrennen fing ich einen herrnlosen Pudel ein, und der Oheim dachte, er werde eine gute Belohnung dafür bekommen,

oder ihn vielleicht verkaufen können; denn das Thier war ein hübsches Stück Geld werth. Ich hatte ihn in die Bude der Tante gebracht."

„Deine Tante hielt eine Bude? Meine Lätitia — eine Bude?"

„Beim Oheim war das Geld knapp, — es hält nie lange bei ihm. Es ist überhaupt nie viel da, — und die Tante mag dir nichts davon sagen, sondern thut immer, was sie kann, um ein Bischen zu verdienen. Also — was ich sagen wollte, — während wir fort waren, kam ein Herr und verlangte den Hund zurück, und die Tante ließ ihn das Thier mitnehmen, ohne daß er 'was dafür bezahlte."

„Der schäbige Mensch! Nichts zu geben! Er war doch wohl kein Mann von Stande?" fragte Frau Chidcock. Trotz aller Theilnahme für ihre Tochter nahm doch der Gedanke an die himmelschreiende Sünde, für welche sie den Mangel an Freigebigkeit bei einem vornehmen Manne hielt, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Ja, aber er gab gewiß nichts. — Als nun der Oheim erfuhr, was geschehen war, versetzte er der Tante, ohne sie anzuhören, einen solchen Schlag, daß sie fast zu Boden gestürzt wäre. Ich will mich hängen lassen, wenn's nicht wahr ist!"

„Still!" versetzte die Großmutter, den Finger auf die Lippe legend und ihre aufgeregten Züge glättend. „Da kommt er."

Herr Vann war gerade am Fenster vorüber gegangen; als er in das kleine Wohnzimmer trat, zeigte

sich keine Spur von Unwillen mehr auf dem Gesichte der alten Frau. Man hätte kaum glauben sollen, daß eine Person von anscheinend so offenem, ehrlichem Wesen sich so gut verstellen könne. Sie empfing ihn wie gewöhnlich. Ohne Zweifel hielt sie es um ihrer Tochter willen für nöthig, Freundlichkeit zu heucheln; aber es bleibt doch ein widriger Anblick, Jemand eine falsche Rolle so geschickt spielen zu sehen.

„Der ist so zähe wie Leder," sagte Herr Vann, sich in einen Stuhl werfend. „Er gab mir ganz deutlich zu verstehen, meine Gesellschaft sei ihm unangenehm."

„Wer?"

„Marchmont, versteht sich. Ich möchte nur wissen, was für eine Person wir hier im Nebenzimmer beherbergen. Diesem Geheimnisse muß ich auf den Grund kommen, ehe ich nach Hause gehe."

„Höre, Vann," sagte seine Schwiegermutter, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, „ich will dir einen guten Rath geben. Hüte dich, vornehme Leute merken zu lassen, daß du dich um ihr Thun und Treiben kümmerst. Gabele auf, was du kannst, und verwahre es gut; aber das schreibe dir hinter's Ohr: wenn ein Herr sich anständig gegen dich beträgt, so muß dein Benehmen gegen ihn auch passend sein. Das ist der Weg, um vorwärts zu kommen und ruhig zu leben."

„Ja, wenn sich Einer anständig gegen mich beträgt," erwiderte Vann, „so werde ich mich gewiß auch gegen ihn gut benehmen."

Als Frau Chidcock diesen weisen Rath ertheilte, war

sie auf dem Wege nach der Thüre. Sie stieg sodann in ihr Schlafzimmer hinauf, öffnete den Schiebkasten eines altmodischen Schreibtisches, zog ihr Testament hervor und machte, was sie schon lange beabsichtigt hatte, wesentliche Aenderungen in der Vertheilung ihres Vermögens.

Inzwischen verfloß derjenigen Person, welche den Gegenstand der Neugierde des Herrn Vann bildete, die Zeit keineswegs auf angenehme Weise. Margaret hatte sich oft unglücklicher gefühlt als eben jetzt; ja, sie hielt sich sogar für glücklicher, als sie manchen langen Tag gewesen war; aber nie in ihrem Leben hatte sie eine solche Unbehaglichkeit empfunden, wie in ihrer gegenwärtigen Lage. Dieses Gefühl, welches furchtsame und unentschlossene Personen so oft quält, besonders wenn zu diesen Eigenschaften noch Eitelkeit hinzutritt, war ihr bisher ganz fremd gewesen. Von Natur entschiedenen Wesens, dachte und handelte sie immer mit einer einfachen Bestimmtheit, die bei ihr sowohl jeden Zweifel, wie alle Furcht vor dem Mißfallen oder dem Tadel Anderer ausschloß. Gegen die Meinung Anderer besaß sie in der That eine Gleichgültigkeit, die an einem Frauenzimmer unangenehm und fast abstoßend ist. Deshalb empfand sie auch wenig von der dem weiblichen Geschlechte so eigenthümlichen Unruhe, von den Zweifeln, Befürchtungen und Beängstigungen, die bei so vielen Damen einen großen Theil der Zeit ausfüllen. Seit dem Augenblicke jedoch, da die fieberhafte Aufregung, welche bei dem wilden Unternehmen bisher ihren Muth aufrecht erhalten, nachgelassen

hatte, war sie sich bewußt geworden, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben sich in einer falschen Lage befinde. Zugleich war eine Empfindung in ihr erwacht, die mit eigentlicher Scham eine große Aehnlichkeit hatte; die ganze ihr eigene Würde hatte sie aufbieten müssen, dieses Gefühl bei der Anwesenheit Marchmont's nicht durchblicken zu lassen. Sie sah jetzt mit Abscheu auf ihre Männerkleidung und suchte sich klar zu machen, wie Marchmont wohl über ihren Schritt geurtheilt haben möge, — er, der alles Zarte und Sanfte bei einem weiblichen Wesen so sehr zu würdigen und zu bewundern verstand. „Was muß er von mir gedacht haben?" sprach sie zu sich selbst, als ihr eigenes Bild in dem gegenüberhängenden Spiegel ihr vor Augen trat. Mit Widerwillen wendete sie sich ab. Sofort aber zürnte sie mit sich selbst wegen ihrer Thorheit — als solche nämlich betrachtete sie diese Regung — und fuhr fort: „Was kümmert es mich? Weshalb sollte mir seine Meinung mehr gelten als die der ganzen Welt, die mir so lange gleichgültig gewesen ist? Wie sehr hätte ich durch einen solchen Gedanken noch vor wenigen Stunden mich zu erniedrigen geglaubt!" Dann versank sie in tiefes Sinnen. „Ist es denn wirklich so thöricht?" wiederholte sie mehrere Male bei sich. „Das Urtheil der Welt verschmähen ist recht; allein thut man wohl, sich um die Meinung keines einzigen Menschen zu kümmern? Ist diese Gleichgültigkeit bei mir nicht vielleicht der Ausfluß eines stolzen, lieblosen Herzens? Und hat Marchmont nicht ein Recht auf meine Dankbarkeit, folglich auch An-

spruch auf meine Zuneigung? Weshalb sollte ich also gleichgültig gegen seine Meinung sein? Wie kann man unbekümmert einem Manne, den man selbst achtet, zur Verachtung Anlaß geben? Und doch muß es so sein. Es war meine eigene Wahl, und ich darf ihr nicht entsagen. Die Natur hat mir Schönheit, Talente und ein Herz verliehen, das einer tiefen Liebe fähig ist, — und habe ich irgend ein anderes Herz gewonnen und an mich gefesselt? Nicht einmal das des Bruders, den ich so vergöttert habe! Wenn er mich liebte, wie ich ihn geliebt habe, könnte er mir dann so unverdiente Vorwürfe machen? Es ist wahr, ein Herz hat unaufgefordert und ungesucht seine unglückliche Leidenschaft mir zugewendet. Dieses eine werthlose Herz ist mein; — aber Laura darf nur ihre blauen Augen aufschlagen, lächeln und erröthen, und sie erobert viele Herzen, deren sie nicht würdig ist und deren Hingebung sie nicht zu belohnen vermag, weil es ihr an Tiefe der Empfindung und an Treue fehlt. Sie wird zärtlich geliebt; ich stehe allein und verlassen in dieser öden Welt!"

Bei diesen letzten Worten drang eine schwere Thräne unter ihrer dunkeln Wimper hervor. Margaret kannte weder das Gefühl des Neides noch das der Eifersucht; sie war viel zu edelmüthig, um einem andern Wesen sein Glück und seine Vorzüge zu mißgönnen; aber es entging ihr auch nicht, — und wie konnte es ihr entgehen? — daß sie in vielen Beziehungen über Laura erhaben war. Denn diese verdankte ihre Anziehungskraft nur einem gewissen Zauber des äußern Wesens, in Verbindung mit

einer zarten Schönheit, die unter der Berührung der Zeit schnell welken mußte. Mit so geringen Vorzügen und Reizen gewann indeß Laura die Neigung Aller, während Margaret höchstens Bewunderung erzwang, die oft nur sehr kalt und nicht ohne Beimischung von Tadel war.

Sie überließ sich jedoch diesen, wie sie selbst glaubte nutzlosen Klagen nicht lange; sie richtete vielmehr ihre Gedanken auf einen Gegenstand von viel größerer Bedeutung. Die Wahrheit hatte begonnen, ihren Geist zu erleuchten; sie wandte ihr inneres Auge der Wahrheit zu und wartete des anbrechenden Tages.

Anbrechen muß für sie der Tag; denn sie ist unfähig, umzukehren oder den schwächsten Strahl der Wahrheit aus ihrer Erinnerung wieder verschwinden zu lassen. Sie folgt ihm, wohin er führt; jetzt befindet sie sich auf dem rechten Wege: ihr Antlitz ist dem Lande des Lichtes zugewendet, und sie will nicht ruhen, bis die Schatten der Nacht weit hinter ihr liegen und die Sonne in voller Klarheit am Horizonte steht.

Glühend sehnte sie sich, noch ein Mal mit Marchmont zu sprechen, und es that ihr leid, daß bei seiner letzten Anwesenheit die Entwickelung der angeregten Fragen nicht weiter gediehen war. Sie faßte daher den Entschluß, diesen Gegenstand von neuem zur Erörterung zu bringen, wenn Marchmont am Abende zu ihr zurückkehren werde. Der Gedanke, daß er zurückkehren werde, that ihr wohl und wirkte beruhigend auf sie;

noch aber mußten mehrere lange und einsame Stunden bis dahin verfließen.

Ein Klopfen an der Thüre weckte sie aus ihren Träumereien.

„Herein!"

Sie vermuthete, Frau Chidcock werde ihr die versprochenen Kleidungstücke bringen. Sie hatte sich geirrt; es trat ein ihr unbekannter Mann ein. Obwohl derselbe in seinen Mienen und in seinem Auftreten sich den Schein eines Mannes von Stande zu geben suchte, verrieth doch die gemeine Vertraulichkeit seines Benehmens nur zu schnell, daß ihm das Recht auf diese Bezeichnung nicht zustand. Margaret starrte ihn erstaunt und mit dem Ausdruck beleidigter Würde an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie zu belästigen wage," begann Herr Vann und ließ sich in einiger Entfernung von ihr nieder. „Lord Marchmont hat mit mir von einem Pferde gesprochen, das er für eine Dame zu kaufen wünschte, und da Sie sein Freund sind, so dachte ich, Sie möchten vielleicht etwas von diesem Vorhaben wissen."

Bei den letzten Worten blinzelte Herr Vann bedeutsam mit seinem einzigen gesunden Auge.

„Ich weiß weder etwas von dem Pferde, noch von Lord Marchmont's Geschäften überhaupt," entgegnete Margaret mit gemessenem Ernste.

„Wirklich — in der That? O, das bedauere ich sehr und bitte um Verzeihung. Aber würden Sie nicht

die Güte haben, ihm diese Karte zu geben? Ich vergaß, sie ihm selbst zu überreichen."

Herr Vann erhob sich und näherte sich dem Sopha, wodurch es ihm möglich wurde, die verkleidete Dame in nähern Augenschein zu nehmen. Da Margaret nicht die geringste Bewegung machte, die Karte aus seiner Hand zu nehmen, legte er diese vor sie auf den Tisch.

„Es ist die Empfehlung unseres Geschäfts," bemerkte er. Margaret glühte vor innerer Empörung.

„Ich muß Sie bitten, mein Herr, mich augenblicklich zu verlassen; ich wünsche allein zu sein.

Herr Vann machte seine höflichste Verbeugung und leistete der Weisung Folge. Zornigen Blicks folgten ihm ihre Augen, bis er die Thüre geschlossen hatte. Die Karte lag unberührt vor ihr:

„Timbs, Thierarzt, Sporthaven. Pferde werden be-
„schlagen und untersucht, so wie kranke und lahme
„Pferde in Behandlung genommen."

Augenscheinlich war es die Absicht des Menschen gewesen, sie zu beleidigen. „Keinen Augenblick werde ich hier länger verweilen! Ich sehe, daß ich der Gegenstand der unverschämtesten Neugierde bin," rief sie fast laut und stand auf. Ihr Entschluß war sogleich gefaßt: sie wollte nach Hause zurückkehren, obgleich sie sich von ihrer Ermüdung noch nicht ganz erholt hatte, und auf die Gefahr hin, in ihrer unpassenden Kleidung erkannt zu werden. Aus dem Zimmer führte eine Glasthüre in den Garten. Sie trat hinaus, hüllte sich dicht in ihren

Mantel, zog die Mütze bis auf die Augen herab und eilte, weder rechts noch links blickend, auf wenig betretenen Fußpfaden ihrer Wohnung zu. So richtig nahm sie den Weg, daß sie, als sie aus den Feldern auf die Landstraße gelangte, nur noch wenige Schritte bis zu ihrem Hause zu machen hatte. Vorsichtig blickte sie umher; Niemand war zu sehen, und nur das Knarren der Räder einiger Fuhrwerke in der Ferne hörbar. Trotz ihrer Ermüdung schritt sie rasch weiter, erreichte die Gartenpforte und ließ nochmals ihr scharfes Auge nach allen Seiten umherspähen, um sich zu überzeugen, daß Niemand sie bemerkt habe. „Still, Perdy," rief sie, als der kleine Hund ihr bellend entgegen sprang, erfreut, seine Herrin wieder zu sehen, und zugleich stutzig gemacht durch ihren ungewöhnlichen Anzug. Lautlos huschte sie über den weichen Rasen bis zum Hause und schaute durch das Fenster in ihr Wohnzimmer. Das Gemach war leer; sie trat ein, eilte hinauf in ihr Schlafzimmer, verschloß die Thüre und warf ungeduldig die Kleider von sich, die so viele Stunden lang eine Pein für sie gewesen waren.

„Ist es möglich?" rief Fräulein Cook, die eine halbe Stunde später von ihrem gewöhnlichen Abendspaziergange zurückkehrte und Margaret, welche in ihrer weiblichen Kleidung ihren gewöhnlichen Gleichmuth bald wiedergewonnen hatte, im Wohnzimmer traf — „ich dachte, Sie hätten die Absicht gehabt, mehrere Tage auszubleiben."

„Ich sagte, es könnte vielleicht der Fall sein," antwortete Margaret. „Ich habe meinen Plan geändert."

„Ach, das ist mir lieb," versetzte die kleine Gesellschafterin, der es nie einfiel, Margaret um die Ursache ihres Thuns und Treibens zu befragen, so seltsam ihr dasselbe auch zuweilen erscheinen mochte. „Wenn ich so allein hier im Hause bin, beschleicht mich stets das Gefühl der Unsicherheit."

„Fürchten Sie sich vor Dieben? Ich sollte doch denken, diese würden es nicht der Mühe werth erachten, bei uns einzukehren."

„Nein, nicht gerade vor Dieben fürchte ich mich," erwiderte Fräulein Cook, die nicht recht wußte, wie sie ihre Meinung ausdrücken sollte, „aber ein alleinstehendes Frauenzimmer, wie ich, ist immer großer Gefahr ausgesetzt. So möchte ich zum Beispiel fast darauf schwören, daß ich vor ungefähr einer halben Stunde einen Herrn durch dieses Fenster hier habe einsteigen sehen. Was konnte er wohl beabsichtigen? Er mußte doch vermuthen, mich im Hause allein zu treffen. Wahrscheinlich ist er später durch die Vorderthüre hinaus gegangen, denn er ist mir nicht mehr zu Gesicht gekommen. Kaum konnte ich Muth fassen, dieses Zimmer zu betreten."

„Beruhigen Sie sich nur," versetzte Margaret und belächelte mitleidig die Furcht der kleinen Dame, „da ich wieder hier bin, so wird er wahrscheinlich nicht zurückkommen."

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Erneute Jugendzeit.

Es war ein prachtvoller Abend, als Marchmont in seinem Phaeton dahin rollte. Die Wolken hatten sich getheilt und zogen davon, der Wind hatte plötzlich nachgelassen und die Sonne war hervorgebrochen, um einen strahlenden Abschied von der Erdhälfte zu nehmen, die zu verlassen sie im Begriffe stand. Der Lord hatte seine Pferde in einen Seitenweg gelenkt, weil er die Neugierde des kleinen Ortes nicht auf sich ziehen wollte, und hielt an der hintern Seite des Hauses der Frau Chidcock. Eilig sprang Marchmont herab und sah sich, da er seinen Bedienten aus guten Gründen nicht mitgenommen hatte, nach Jemand um, der die Pferde halten sollte. Da das Haus indessen ganz abgesondert am äußersten Ende von Sporthaven lag, so zeigte sich kein menschliches Wesen. Aus dieser Verlegenheit befreite ihn jedoch Jack, der an der Thüre erschien; Marchmont winkte ihm, näher zu kommen und die Zügel zu halten.

„Großmutter ist krank," bemerkte der Knabe, indem er Folge leistete; „und Oheim und Tante sind nach Hause gegangen. Es ist Niemand hier als Sara und ich."

„Was fehlt ihr?" fragte Marchmont.

„Sie hat zu viel Stachelbeerpastete gegessen," lautete die Antwort des Knaben.

„Madame ißt oft zu viel," fügte Sara hinzu, welche unterdessen gleichfalls an die Thüre getreten war: „Ich

glaube aber, der geröstete Käse ist Schuld an ihrem Unwohlsein; das ist ihr Leibgericht."

„Das thut mir sehr leid," sagte Marchmont, und wollte in das Haus treten.

„Der Herr, den Sie wahrscheinlich suchen, ist schon lange fort," bemerkte Jack mit höhnischem Grinsen.

„Fort?" rief Marchmont.

„Ja, Großmutter hat darüber einen schrecklichen Lärm erhoben; aber er war nirgend zu finden."

Marchmont eilte hinein. Das Zimmer war in der That leer, und keine Spur zeugte von der Anwesenheit seines letzten Bewohners, wenn nicht etwa die umherliegenden Kissen des Sopha's, die Marchmont selbst zurecht gelegt hatte, um für Margaret einen bequemen Sitz zu bereiten. Auf dem Tische lag eine Karte. Hastig griff er nach derselben, in der Hoffnung, ein Paar Worte der Aufklärung zu finden. „Timbs, Thierarzt," lautete die Schrift. Getäuscht warf er sie fort und fragte Sara, welche mittlerweile sich dicht neben ihn gestellt hatte, ob er Frau Chidcock sprechen könne.

„Nein, ich darf Madame nicht stören. Sie hat mir aber aufgetragen, Ihnen zu sagen, sie wisse nichts in Betreff des Herrn, und es sei nicht ihre Schuld, daß er weggegangen."

„Wie lange kann es wohl sein, daß er das Haus verlassen hat?"

„Es muß schon vor mehrern Stunden geschehen sein. Herr Vann und seine Frau waren eben fortgegangen, als wir ihn vermißten, und Madame war noch nicht

krank. Sie liegt nun schon lange zu Bette. Ja, so ist's; ich besinne mich. Es war gerade, als Madame zu mir gesagt hatte: „„Sara, bitte Gott täglich um ein reines Herz.““ Solche Sachen sagt Madame nur, wenn sie ganz gesund und wohl ist, — dann spricht sie immer von Religion; aber wenn sie krank ist, spricht sie nur davon, wo es ihr weh thut."

Marchmont hörte nicht auf diese Auseinandersetzung, sondern kehrte betrübt zu seinem Wagen zurück, warf Jack einen Schilling zu und fuhr eiligst durch Sporthaven die Straße nach Fairfield entlang. An der Pförtnerwohnung seines eigenen Parkes ließ er den Wagen stehen und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Mit bangem Gefühle zog er die Glocke an Margaret's kleinem Landhause und wartete auf das Erscheinen der Magd, die sich nicht sonderlich beeilte, der Prüfung seiner Geduld ein Ende zu machen. Endlich kam sie.

„Ist Fräulein Danvers zu Hause?"

„Ja, mein Herr."

Er that keine weitere Frage, und wurde sogleich in das Zimmer geführt.

Die letzten, schräg fallenden Strahlen der sinkenden Sonne übergossen das Zimmer mit goldenen Lichtströmen; die Luft war nach dem Regen mild und balsamisch. Margaret saß am offenen Fenster und genoß den süßen Frieden der Abendstunde. Sie war in das reinste Weiß gekleidet, und diese Farbe ließ den warmen südlichen Teint, dem ihre Schönheit einen so eigenthümlichen Charakter verdankte, noch mehr hervortreten. Die schwar-

zen Locken wogten in glänzender Fülle um ihre Schultern und die klare, marmorglatte Stirn, die ein Silberreif umschloß, hatte die gewohnte Heiterkeit wiedergewonnen. Beim Anblicke Marchmont's blieb diese Heiterkeit ungestört, aber eine tiefe Röthe stieg in Margaret's Wangen auf. Sie pflegte nicht leicht zu erröthen; weder durch Lob oder Schmeichelei, noch auch durch das Bewußtsein, der Gegenstand der Bewunderung zu sein, wurde jemals ihre Farbe erhöht. Nur wenn in ihrer Brust irgend ein tiefes Gefühl erregt wurde, sei es in schmerzlicher oder in freudiger Weise, stieg ihr das Blut in die Wangen, und diese strahlten alsdann in einer bei einem Kinde des Nordens sehr ungewöhnlichen Gluth.

Marchmont meinte, er habe sie nie so schön gesehen, wie in diesem Augenblicke.

„So war denn alles ein Traum?" sagte er, — „ein Gesicht der Nacht, ohne Wirklichkeit?"

„Ich möchte wünschen, es wäre so, wollte ich nur der Stimme meiner Eitelkeit Gehör geben," antwortete das Mädchen.

„Nicht um alles in der Welt!" erwiderte er lebhaft. „Zwar waren Sünde und Kummer unser Antheil, aber auch Glaube, Liebe und Hoffnung sind wieder erwacht. Ein neues Leben, hoffe ich, ist uns Beiden aufgegangen. Was hat die Eitelkeit mit all diesem zu thun?"

„Nichts," versetzte Margaret mit Wärme. „Verzeihen Sie diesen ersten und letzten Ausdruck der Beschämung über meine Thorheit. Dies ist nicht das Gefühl, von dem mein Herz am tiefsten durchdrungen ist. Dankbar-

keit ist die vorherrschende Regung bei mir, und wenn ich wünsche, Ihrer Achtung und der Theilnahme, die Sie für mich an den Tag gelegt haben, würdiger zu sein, so liegt mir dennoch die Absicht fern, in Ihren Augen besser zu erscheinen, als ich wirklich bin."

„Könnten Sie in meinen Gedanken lesen, so würden Sie sich überzeugen, daß es dieser Versicherung nicht bedarf," antwortete Marchmont lächelnd.

Weshalb erröthete Margaret von Neuem? Vielleicht wußte sie es selbst nicht.

„Aber erklären Sie mir," fuhr er fort, „das Geheimniß Ihrer Heimkehr. Warum und auf welche Weise verließen Sie den Pachthof? Sie wissen nicht, welche Angst ich Ihretwegen ausgestanden habe."

„Ich fürchte in der That, zu rasch und zu selbstsüchtig gehandelt zu haben. Jedenfalls aber würde ich, um Ihnen keine Unruhe zu bereiten, Nachricht gegeben haben, wenn dies in meiner Macht gestanden hätte. Nach Ihrer Entfernung erkannte ich nämlich, daß ich ein Gegenstand unverschämter Neugierde war. Etwas anderes hätte ich allerdings kaum erwarten dürfen; nichtsdestoweniger war mir dies unangenehm und reizte meinen Stolz. Ein zudringlicher Mensch, den ich nicht kannte, wagte es, in mein Zimmer zu kommen, angeblich um wegen eines Pferdes, das Sie zu kaufen wünschten, mit mir zu sprechen; aber es war mir klar, daß diesem Vorwande nur eine gemeine Spähsucht zu Grunde lag."

„Der Unverschämte! Es war meine Schuld; warum ließ ich Sie allein?"

„Sagen Sie lieber, es war die meinige, weil ich mich in eine so mißliche Lage versetzt hatte. Ich ärgere mich jetzt um meiner selbst willen nicht sehr darüber; nur um Ihretwillen ist es mir unangenehm. Ich eilte nach Hause und war so glücklich, jeder Beobachtung zu entgehen. Nun bitte ich Sie, sagen Sie mir, — denn ich bin wirklich gespannt es zu erfahren, — haben sich meine Befürchtungen in Betreff Sophia Campbell's als begründet erwiesen?"

„Nur zu sehr. Sie war mit jenem unwürdigen Menschen entflohen; aber sie ist jetzt wieder bei ihrer Mutter. Sie schien mir selbst nicht sehr unzufrieden, daß sie eingeholt wurde. Auf jeden Fall wird ihre Freude groß sein, wenn sie erfährt, daß sie aus den Händen eines gemeinen Betrügers, von dem wir Alle getäuscht worden sind, errettet wurde. Wie mir nämlich mein Oheim geschrieben hat, ist der wirkliche Graf Rosalba todt und dieser Mensch, der sich dafür ausgegeben, ist ein Handlungsdiener, welcher wegen Unterschlagungen flüchtig geworden war und sich in den Besitz der Kleider und Papiere des Verstorbenen zu setzen gewußt hat."

Marchmont gab hierauf einen umständlichen Bericht über die Ereignisse des Tages.

„Wie sehr freue ich mich, daß Sie noch zu rechter Zeit gekommen sind, um das Mädchen zu retten!" rief Margaret. „Welche unverschämte Betrügerei! Es ist wahr, er zeigte sich weder in seinem Benehmen, noch in seiner Unterhaltung als einen Mann von Bildung."

„Er trug in seiner Rolle zu stark auf," versetzte Marchmont, „oder vielmehr, wenn ich es recht bedenke, er spielte sie auf eine so lächerliche Weise, daß ich nicht begreife, wie kein Verdacht in mir aufstieg."

„Vielleicht diente gerade sein ungeschicktes Benehmen dazu, jeden Verdacht zu unterdrücken," bemerkte Margaret. „Ich glaube, wenn ein Mensch schlecht genug zu einem solchen Unternehmen ist, so muß er sich besonders hüten, zu schlau sein zu wollen. Die plumpsten Betrügereien täuschen am leichtesten, weil man nicht auf seiner Hut ist."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie meine Einfalt, oder Dummheit, oder Nachlässigkeit, wie Sie es nennen wollen, entschuldigen. Leider muß ich Ihnen sagen, daß der Schurke noch immer in Freiheit ist. Wir waren so ungeschickt, ihn entwischen zu lassen. Robert Bingham nimmt die Sache jedoch sehr leicht und meint, es wäre um der jungen Dame willen so am Besten. Wie dem auch sei, meine Sorge für das allgemeine Wohl ist nicht so groß, daß sie mich gehindert hätte, die Betreibung seiner Verfolgung zu vergessen."

Eine kurze Pause trat ein; Margaret's Augen nahmen jenen Ausdruck eigenthümlicher Tiefe an, welcher sich stets zeigte, wenn sie irgend einem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit schenkte.

„Um auf unsere Unterredung von heute Morgen zurückzukommen," begann sie endlich, — „Sie erinnern sich, daß dieselbe durch verschiedene Küchengeschäfte,

welche Sie in meinem Interesse besorgten, unterbrochen wurde —" sie stockte und blickte Marchmont lächelnd an, ohne den Satz zu beendigen.

„Was wollten Sie in Betreff dieser Unterredung bemerken, Margaret?" fragte dieser in dem Tone inniger Theilnahme.

„Sie war zu kurz," antwortete das Mädchen. „Ich hatte so vieles zu fragen und wollte vieles von Ihnen lernen."

„Ich fürchte, Sie können nur wenig von mir lernen, wenn ich Ihnen nicht als warnendes Beispiel zur Lehre dienen soll."

„Es ist möglich," versetzte Margaret. „Indessen weiß ich, daß ich über diese Gegenstände offen mit Ihnen reden darf, ohne daß ich befürchten müßte, mißverstanden zu werden. Die jüngsten Ereignisse haben die Geschichte Ihres Geistes und Ihrer Empfindungen zu einem Gegenstande von besonderm Interesse für mich gemacht. Sie werden hoffentlich keinen Anstand nehmen, gegen mich eben so freimüthig zu sein, wie ich weiß, daß ich gegen Sie sein darf."

„Gewiß nicht," war Marchmont's Antwort. „Vor Ihnen möchte ich nichts verheimlichen, und eine jede Frage, die Sie an mich richten, werde ich bereitwillig beantworten, sofern es für Sie irgend von Nutzen oder Interesse sein kann."

„Ich stelle meine Fragen, wie sie sich mir aufdrängen," fuhr Margaret fort. „Ich habe so viel zu sagen

und die Gedanken stürmen in einer solchen Manchfaltigkeit auf mich ein, daß es wahrscheinlich einiger Zeit ruhigen Nachdenkens bedürfen wird, um sie in die nothwendige Ordnung zu bringen. Aber Sie kommen ja wieder."

Ein düsterer Zug überflog Marchmont's Antlitz.

„Sie wissen, ich darf nicht wiederkommen," sagte er; „dies muß mein letzter Besuch sein."

„Verzeihen Sie, ich hatte dies vergessen," versetzte sie betrübt. „Es scheint, ich habe einen Freund gefunden, nur um ihn zu verlieren. Das ist sehr traurig!"

„Für mich ebenfalls," sagte er.

„Viel trauriger für mich, als für Sie," fügte Margaret hinzu. „Ein Lichtstrahl ist seit wenigen Stunden in die Dunkelheit gefallen, welche mich bisher umgab, aber in meinem Geiste herrscht noch Nebel und Verwirrung. Können Sie glauben, daß mich ein solcher Zustand zufriedenstellen kann? Mein Herz sehnt sich nach einer Belehrung, die mich aus diesem Lande der Finsterniß führt und mir den Weg klar macht, den ich zu verfolgen habe."

„Mit Freuden," erwiderte Marchmont, „würde ich ein solches Amt übernommen haben, so unwürdig ich dessen auch bin; aber Sie sehen, es kann nicht sein, — und vielleicht ist es gut so. Könnte ich auf Ihre Einwilligung rechnen, so würde ich Sie bessern Händen übergeben. Die mir befreundete Familie Redburn ist Ihnen, wenn ich nicht irre, bekannt. Ohne Zweifel ist dieselbe bereit, in nähere Verbindung mit Ihnen zu treten, aus

der sich gewiß bald eine wahre Freundschaft entwickeln würde, und —"

„Sie vergessen, daß ich ein wenig eigenwillig bin," unterbrach ihn Margaret. „Ich kann nur nach meiner Weise lernen. So etwas würde mir nicht zusagen; ich mag Niemand zur Leitung übergeben werden, sondern muß meinen Weg allein suchen."

„Vielleicht gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen einen Rath zu ertheilen?"

Margaret's gespannte Aufmerksamkeit drückte ihre Einwilligung aus.

„Ich könnte Ihnen zwar Bücher zustellen, deren Inhalt Sie über alles belehren würde, was Ihnen vielleicht noch zweifelhaft sein mag; allein, wenn Sie wirklich meinem Rathe folgen wollen, so möchte ich Ihnen diesen Weg nicht empfehlen. Ich bin überzeugt, es ist durchaus unnöthig, daß Sie nach Beweisen für religiöse Fragen suchen, ich glaube vielmehr, daß Sie sich dadurch nur schaden würden. Die seltsamen Vorurtheile, die so lange Ihren Geist beherrscht haben, werden jetzt von selbst verschwinden, da Sie im Besitze des Schlüssels zu richtigern Ansichten sind."

„Warum wollen Sie nicht, daß ich bei Behandlung der höchsten Fragen den Verstand mit zu Rathe ziehe und nach Beweisen frage?" warf Margaret ein.

„Eines Theils glaube ich, daß ein solches Verfahren stets vermieden werden muß, wenn es nicht durch die Umstände geboten ist. Viele Dinge erscheinen dem Verstande als Schwierigkeiten, die es in Wirklichkeit nicht sind; sie ver-

schwinden wie Nebelgebilde, sobald Herz und Gewissen angeregt werden, während ein Kampf mit denselben ihnen oft eine unverdiente Wichtigkeit beilegt, und ihre Widerlegung am Ende doch nur zu einer trockenen Ueberzeugung führt. Mein zweiter Grund betrifft Sie persönlich, und wenn ich ihn erwähne, so geschieht es nur in Folge unseres Uebereinkommens, die größte Offenherzigkeit gegen einander walten zu lassen. Ich fürchte nämlich, daß diese Behandlungsweise geeignet wäre, den Stolz Ihres Verstandes zu nähren, und Stolz ist stets ein Hinderniß auf dem Wege der Gnade. Er ist entweder eine Quelle oder die Folge des Unglaubens, indem der Geist gewohnt ist, über alles zu richten und zu urtheilen; aber diese Gewohnheit muß abgelegt werden, wenn wir von Gott lernen wollen. Ihnen kann es nicht schwer fallen, ihr zu entsagen, denn ich bin überzeugt, daß der Stolz bei Ihnen nur eine Zufälligkeit ist, aber nicht zu Ihrem Wesen gehört. Er ist nicht mit Ihrer Natur verwachsen und Sie können ihn deshalb eben so schnell und so vollständig ablegen, wie Sie die Maske der vorigen Nacht von sich geworfen haben. Zu diesem Zwecke aber müssen Sie den hochmüthigen und anmaßenden Verstand seiner unberechtigten Herrschaft entsetzen, denn er wird nie mit der offenbarten göttlichen Wahrheit übereinstimmen, wenigstens nicht in dem erforderlichen Grade."

„Es ist wahr," bemerkte Margaret, „ich habe meinem eigenen Verstande eine gewisse Verehrung gezollt, aber es geschah nur, weil ich nichts Anderes zu verehren hatte. Jetzt, ich versichere es Ihnen, bin ich des Abgotts überdrüssig."

„Gern glaube ich das," versetzte Marchmont mit Wärme, „sonst würden Sie einem Manne, der dessen so unwürdig ist, wie ich, nicht erlauben, seine Meinung über Sie so rückhaltlos zu äußern und Ihnen einen Rath zu ertheilen, der anmaßend erscheinen könnte. Aber nachdem ich gesagt habe, was ich nicht empfehlen würde, bedarf es wohl kaum der Erwähnung dessen, was Sie zu thun haben. Inbrünstig und demüthig müssen Sie zu Ihm beten, der die Quelle aller Weisheit und alles Lichtes ist, daß Er Ihre Augen öffne, Ihr Herz bekehre und Ihnen die Einfalt und Lernbegierde eines Kindes verleihe. Wohl dem, der dies zum ersten und nicht zum zweiten Male zu lernen hat!"

„Beten Sie für mich," sagte Margaret.

„Das will ich," war seine Antwort.

Er setzte die Unterhaltung über diesen Gegenstand nicht weiter fort. Eine kurze Pause folgte; Margaret verharrte sinnend und schweigend, Marchmont aber nahm ein kleines Buch vom Tische und begann es zu durchblättern.

„Ich sehe, Sie studiren Dante," nahm er die Unterhaltung auf. „Sie gehören also wahrscheinlich zu seinen Verehrern. Habe ich Recht?"

„Mir scheint, er ist der Dichter der Dichter," antwortete sie, „und steht ganz allein. Es gibt wohl Keinen, der Andern so wenig verdankt und von dem Andere so wenig zu entlehnen wagen. Er ist einzig in seiner großartigen Originalität."

„Ich muß gestehen," versetzte Marchmont, „ich bin

selbst in hohem Grade für ihn eingenommen. Von allen seinen Schriften ist ‚das Neue Leben' mein Lieblingsbuch; gleichwohl möchte ich nicht behaupten, daß es allgemein am meisten beliebt ist."

„Wir werden nie wieder einen solchen Dichter haben," fuhr Margaret fort, „und die nach uns Lebenden eben so wenig, wenn die Welt nicht in einen Schmelztiegel geworfen wird und in erneuter Jugend daraus hervorgeht. Wie es kommt, weiß ich nicht, aber es gibt keine geistigen Riesen mehr in unserer Zeit, obgleich täglich glänzende Entdeckungen und Erfindungen gemacht werden und wir recht wohl verstehen, mit dem ererbten reichen Capital von Wissenschaft Handel zu treiben. Wodurch sind wahrer Genius und geistige Größe so gesunken?"

„Ich glaube, gerade durch die große Ausdehnung der Künste und Wissenschaften, von der Sie sprechen. Die Erziehung umfaßt jetzt ein weiteres Feld, und das menschliche Wissen wird also vielfältiger. An Ausdehnung ist gewonnen, an Tiefe verloren worden."

„Dann muß jedenfalls der menschliche Geist im Ganzen auch darunter gelitten haben. Wir leben also in einer Zeit der Entartung."

„Ich möchte das nicht behaupten," entgegnete Marchmont. „Die geistige Thätigkeit hat sich im Vergleich mit frühern Zeiten im Allgemeinen gehoben, und wenn die Gegenwart so Großes und Selbstständiges nicht mehr erzeugt wie die Vergangenheit, so besitzt sie dagegen die Fähigkeit, das Große zu würdigen in so hohem Grade,

wie keine frühere Zeit. Mit Hülfe dieser Fähigkeit besitzen wir vollständig, was zu schaffen uns selbst unmöglich gewesen wäre. Der Sinn für Kunst und Wissenschaft und die Urtheilsfähigkeit des menschlichen Geschlechts — worunter ich natürlich nur den gebildeten Theil desselben verstehe — sind bedeutend gestiegen. Die Kritik ist fast ausschließlich ein Erzeugniß der neuern Zeit und verleiht dem menschlichen Geiste eine früher unbekannte Ueberlegenheit. Im Ganzen genommen glaube ich nicht, daß wir uns beklagen dürfen; denn was wir auf der einen Seite verloren haben, ist uns auf der andern Seite ersetzt worden, und ich bin deshalb eben so wenig geneigt, die Vergangenheit zurück zu wünschen, als ihren Werth herabzusetzen."

So berührte die Unterhaltung verschiedene Gegenstände, die für Beide von Wichtigkeit waren. Marchmont besaß in eben so hohem, selbst in noch höherm Grade wie Harcourt die geistige Bildung, welche Letzterm die Freundschaft seiner schönen Base erworben hatte; außerdem aber zeigte er einen Ernst, den Margaret bei ihrem Vetter stets vermißt hatte. Auf der andern Seite entdeckte Marchmont bei Margaret ein lebhaftes, auf Bildung beruhendes Interesse an Gegenständen, die für seinen eigenen Geist den größten Reiz besaßen. Kein Wunder also, daß Beide der Zeit nicht achteten, bis endlich die tiefer sinkenden Schatten des Abends Marchmont an die Nothwendigkeit des Aufbruches erinnerten.

„Ich habe zu lange hier verweilt," sagte er, indem er aufstand. Margaret erhob sich gleichfalls, und Beide

schwiegen eine Weile. Endlich bot er ihr die Hand zum Abschiede. „Leben Sie wohl, Margaret."

„Leben Sie wohl," antwortete sie mit ernstem, traurigem Tone und reichte ihm ihre Rechte.

Er ließ Margaret's Hand einige Augenblicke in der seinen ruhen und sprach dann: „Nennen Sie mich Ferdinand, wie damals, als wir noch Kinder waren; denn Kinder müssen wir wieder werden, und der vertraulichere Name wird mir ein Zeichen sein, daß alles zwischen uns vergeben und vergessen ist."

„So leben Sie wohl, Ferdinand," wiederholte sie, während ein süßes, strahlendes Lächeln ihre ausdrucksvollen Züge verklärte.

„Noch eine Bitte habe ich, ehe wir scheiden," fügte er hinzu. „Schreiben Sie mir, sobald Sie nicht mehr sagen: ‚ich könnte glauben', sondern, ‚ich glaube'."

Welches Gefühl würde wohl bei Laura eingekehrt sein, wäre sie eine unsichtbare Zeugin der langen Unterhaltung und dieses freundlichen Abschiedes gewesen? Hätte sie überhaupt bei ihrem Geliebten eine so warme Theilnahme für ihre ehemalige Freundin voraussetzen können? Gewiß nicht. Dennoch liebte Marchmont zu wahrhaft und zu aufrichtig, um treulos zu sein. Er hatte Margaret nichts gegeben, was Laura entzogen worden wäre. Hätte er aber nach seiner Vermählung mit Laura entdeckt, daß eine Andere ihm das hätte sein können, was das Weib seiner Wahl ihm nicht zu sein vermochte, so würde dies ihn wahrscheinlich nichts weniger als glücklich gemacht haben.

Und welche Empfindung bewegte Margaret, als sie eines Umstandes gedachte, der ihrer Erinnerung fast entschwunden zu sein schien, nämlich daß Marchmont und Laura binnen kurzer Zeit vor den Traualtar treten sollten? Sie erinnerte sich dessen mit tiefem Schmerze, und zwar dieses Mal nicht um Theodor's, sondern um ihrer selbst willen. Diese Verbindung raubte ihr für immer den einzigen Freund. Mit Recht war es ein langer Abschied, den Beide von einander nahmen. „Ach," sprach Margaret zu sich, „echte Freundschaft ist zu süß für diese Erde; die unserige wird für den Himmel aufbewahrt."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Briefe.

An demselben Abende erhielt Marchmont einen Brief des dienstfertigen Herrn Vann. Dieser hatte das fragliche Pferd in Augenschein genommen und zeigte ihm an, der Eigenthümer sei jederzeit bereit, dasselbe nach dem Wunsche Sr. Herrlichkeit auf das Schloß zu schicken. Das Schreiben endete mit einer sonderbaren Bemerkung, die also lautete:

„Ich muß zugleich demüthigst um Verzeihung bitten, daß ich gewagt habe, die Person zu belästigen, welche sich in Gesellschaft Ihrer Herrlichkeit im Chidcock'schen Hause befand. Hoffentlich werden Sie einsehen, daß ich bei dieser Gelegenheit nur eine geschäftliche Angelegenheit

im Auge hatte, ich beabsichtigte nur, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß ich mit Herrn Timbs in Geschäftsverkehr stehe. Diese Mittheilung war von mir vergessen worden, als ich zum letzten Male die Ehre hatte, mit Ihnen zu sprechen. Da indessen dieser Schritt die erwähnte Person zu beleidigen schien, so wollte ich Ihrer Herrlichkeit hierdurch nur die Versicherung wiederholen, daß jede kränkende Absicht mir durchaus fern lag.

Ew. Herrlichkeit gehorsamer Diener
W. Vann."

Eine Karte des Herrn Timbs begleitete dieses sonderbare Schreiben. Marchmont's Entrüstung bei Durchlesung desselben läßt sich leicht denken. Der eigentliche Zweck dieser ihm und Margaret zugefügten Beleidigung lag klar am Tage. Er war deshalb entschlossen, Herrn Vann sogleich begreiflich zu machen, daß er diesen Zweck durchaus verfehlt habe und schrieb in dieser Absicht eiligst folgende Zeilen:

„Lord Marchmont findet das Benehmen des Herrn Vann im höchsten Grade zudringlich und unverschämt — und wünscht keine fernern Mittheilungen von ihm zu erhalten."

Den größern Theil des nächsten Tages und die folgende Nacht brachte er im Hause Sir Thomas Redburn's zu. Heiter und beruhigt kehrte er am Morgen darauf zurück. Eine neue Prüfung wartete seiner. Unter mehrern unwichtigen Briefen, welche auf seinem Tische lagen, erkannte er ein Schreiben von Theodor's Hand.

Er öffnete dasselbe sogleich; es enthielt nur wenige Zeilen, mit einer Einlage:

„Ich habe Ihren Brief erhalten. Bemerkungen sind überflüssig; da indessen sein Inhalt mich in völliger Ungewißheit darüber läßt, welchen Grad der Schmach Sie auf sich zu häufen gedenken, so ist es mir unmöglich, zu errathen, was Sie nach Durchlesung der Einlage zu thun für nöthig erachten. Ein Mann von ehrenhaften Gesinnungen kann keinen Augenblick zweifeln, welchen Weg er einzuschlagen hat. Jedenfalls bietet sich Ihnen jetzt, wenn auch spät, die angeblich ersehnte Gelegenheit dar, einem Manne, gegen den Sie so schwer gesündigt haben, gerecht zu werden. Theodor Danvers."

Trieb auch der beleidigende Ton dieses Briefes einen Augenblick lang das Blut in Marchmont's Wangen, so war dies doch nur die Folge einer vorübergehenden Regung, die er sogleich unterdrückte. Er hatte sein Gefühl nicht gestählt, sondern gedemüthigt, um jeden Grad von Hohn, Kränkung und bitterer Täuschung, der seiner wartete, ertragen zu können; ja, er sehnte sich gewissermaßen nach einer solchen Buße. Der ungetrübte Glanz seiner äußern Verhältnisse war für ihn eine Last, die ihn fast zu Boden drückte, wenn er des Glücks gedachte, dessen er grausamer Weise seinen weniger begünstigten Freund beraubt hatte. Er hatte die reine Wahrheit gesprochen, als er zu Margaret sagte, er wolle alles, was er sei und besitze, der beleidigten Gerechtigkeit Gottes als ein Opfer darbringen. Seitdem er diese Entsagung beschlossen hatte, schien er alle irdischen Güter, die

sich ihm noch zum Genusse boten, — guten Ruf, Reichthum und Glück — nur als Dinge zu betrachten, die nicht mehr sein eigen waren; er sehnte sich sogar, das Opfer vollbringen zu dürfen. Nach einer kurzen Pause, in welcher er die ihm angethane Kränkung Gott als Genugthuung weihte, öffnete er den beigeschlossenen Brief, ohne zu ahnen, daß ein anderer Schlag seiner wartete, der ihn noch tiefer verletzen mußte. Er erkannte Laura's Handschrift. Als er seine Augen flüchtig über den Inhalt gleiten ließ, glaubte er in seiner ersten Verwirrung, er habe einen ihrer frühern Briefe vor sich, den Theodor in der Absicht mit eingeschlossen habe, um ihm einen Beweis von der Stärke ihres Gefühls für ihn zu geben und ihm zu zeigen, welche Versprechungen sie an einander banden. Allein dieser Irrthum dauerte nicht lange. Als sein Blick auf das nur wenige Tage alte Datum fiel und er das Schreiben aufmerksamer zu lesen begann, — dasselbe Schreiben, mit dessen Entwurf wir Laura beschäftigt gesehen haben, um den Zorn ihres beleidigten Jugendgeliebten zu besänftigen, — da trat die schreckliche Wahrheit vor seine Augen, und für einige Minuten war er fast betäubt. Dieser Betäubung folgte ein Gefühl der Empörung über die Falschheit und den Verrath des Wesens, das er so sehr liebte, einer Empörung, die selbst seinen Kummer verstummen machte. Ja, er hatte sie wahr und innig geliebt; er hatte nie gezweifelt, daß seine Neigung vom ersten Augenblicke an eben so aufrichtig erwidert worden sei. Zwar hatte Laura kürzlich Beweise für den Wankelmuth ihres Charakters gegeben,

und selbst in Marchmont waren Zweifel entstanden, ob er ihre Liebe nicht eher der Abwesenheit Theodor's zu verdanken habe, als einer entschiedenen Neigung. Er hatte angefangen zu fürchten, die Nachricht von der Rückkehr des Letztern möge das unter der Asche glimmende Feuer ihrer frühern Gefühle wieder entzündet haben, so daß sie aus Mangel an Klarheit über ihre eigenen Empfindungen zur Vertagung der Hochzeit veranlaßt worden sei; allein eines solchen Gewebes von Falschheit, wie der vor ihm liegende Brief enthielt, hätte er Laura nicht für fähig gehalten. Sie hatte ihm also von Anfang an nur ein Herz geweiht, dessen innigstes Gefühl mit dem ersten Geliebten begraben war; — doch nein, auch dies war eine Lüge; sie war schon treulos gegen Theodor gewesen, als sie ihn noch nicht für todt hielt. Tausend Mal hatte sie in einer Weise, die leicht gefühlt und verstanden, aber nicht beschrieben werden kann, die Neigung ihres neuen Verehrers ermuthigt, zu einer Zeit, als dieser seine Liebe noch nicht zu gestehen wagte. Alles war nur ein Werk ihrer Verstellung und ihres Eigennutzes gewesen. Mit Recht verdiente sie, „im höchsten Grade elend" zu sein, wie ihre Worte in dem Briefe lauteten, — sie, die nichts scheute, ihn an sich zu ketten, obgleich sie ihn nicht nur nicht liebte, sondern sogar einem Andern anhing, den sie in elender Schwäche anflehte, „ihren Ruf und ihren Frieden zu schonen". Empört warf Marchmont den Brief auf den Boden. „Es wäre wohlgethan," dachte er, „wenn ich von diesem entehrenden Geständnisse ihrem Vater Mittheilung machte."

Indessen war Marchmont von sanfter, mitleidiger Gemüthsart und stets geneigt, das Benehmen Anderer mit Mäßigung und Nachsicht zu beurtheilen, selbst wenn er der leidende Theil war. Er hob deshalb den Brief auf, las ihn nochmals und bemühte sich, jede Regung des Zornes und der verletzten Eitelkeit, die das erfahrene Unrecht stets noch größer erscheinen läßt, zu unterdrücken. Laura's Handlungsweise erschien ihm nunmehr in einem mildern Lichte. Er beurtheilte sie richtiger und widerrief seine Beschuldigung, daß sie aus eigennützigen Absichten seiner Liebe entgegengekommen sei. Nein, so dachte er jetzt, Laura hatte ihn wirklich geliebt, wenn man mit dem Worte ‚Liebe' die schwächliche Pflanze ihrer Neigung bezeichnen durfte. Diese Neigung entbehrte des Edelmuthes und der Festigkeit, sie war vielmehr nur der Instinct einer sanften Natur und fand ihre Nahrung in befriedigter Eitelkeit. Daher konnten auch Beweise einer wahren Achtung, einer echten, vernünftigen Liebe in ihren Augen keinen Werth haben. Seine Versuche, ihren Geist zu bilden, hatten ihr nur Pein bereitet, und seine Bemühungen, sie zu unterrichten, waren ihr, sobald dieselben ihre anfängliche Bedeutung als Zeichen besonderer Aufmerksamkeit verloren, nur langweilig gewesen. Ja, Marchmont mußte zugeben, daß Laura weder geheuchelt, noch ihn absichtlich getäuscht habe, als sie ihm zulächelte und ihm versicherte, seine Liebe werde erwidert. Er überzeugte sich, daß Furcht der hauptsächliche Beweggrund gewesen war, den Brief an Theodor zu schreiben — Furcht in Verbindung mit dem Wunsche, sich die Ver-

ehrung eines Mannes zu erhalten, die ihrer Eitelkeit schmeichelte, wenn sie auch zugleich eine Quelle der Unruhe für sie war. Es gesellte sich deshalb Mitleid für ihre Schwäche zu dem Abscheu, den ihre Treulosigkeit erweckte.

So aber durfte das Weib nicht sein, das er sich zur Lebensgefährtin erkor; ihr Benehmen konnte vor dem Richterstuhle der Liebe keine Schonung finden, da es ein Verbrechen gegen die Treue war. Sein mildes Gemüth mochte trauern und nach Entschuldigungsgründen suchen, aber nie konnte er sie wieder in sein Herz aufnehmen. Sie hatte ihm durch diese Täuschung eine jener Wunden geschlagen, die für immer trennen. „Harte Worte" und „gezückte Waffen" können Verzeihung finden; wird die Beleidigung zurückgenommen, wird das Schwert gesenkt, so können Frieden und Liebe wiederkehren und schöner als zuvor blühen; eine Wunde jedoch, die Verrath geschlagen, kann nimmer heilen.

Wenn er aber Laura aus seinem Herzen verwies, so konnte er gleichwohl weder sein Mitleid ihr versagen, noch sein Wohlwollen gegen sie verleugnen. Diese Empfindungen gaben ihm auch die Art und Weise an die Hand, in der er das Verhältniß aufzulösen beschloß. Er sandte ihr eigenes, an Theodor gerichtetes Schreiben an sie zurück und begleitete dasselbe mit folgenden Zeilen:

„Die Einlage wird Sie überzeugen, daß zwischen uns alles zu Ende sein muß. Es ist nicht meine Absicht, Ihnen Vorwürfe zu machen, und gern will ich Ihre

Handlungsweise eher der Schwäche zuschreiben, als einem andern Beweggrunde, der schärfern Tadel verdiente. So schmerzlich auch die Entdeckung für mich war, so haben wir doch Beide Ursache, dankbar zu sein, daß eine Verbindung nicht zu Stande kommt, die weder Sie noch mich glücklich machen konnte. Um Ihr Gefühl so viel als möglich zu schonen, überlasse ich Ihnen, das bisher zwischen uns bestandene Verhältniß vor der Welt selbst aufzulösen und Ihrer Familie solche Gründe und Erläuterungen zu geben, die Sie zur Rechtfertigung dieses Schrittes für angemessen erachten."

An Theodor schrieb er:

„Ich habe den mir von Dir zugestellten Brief an Fräulein Bingham selbst zurückgeschickt und sie gebeten, ein Verhältniß aufzulösen, welches in Wirklichkeit schon nicht mehr besteht. Da es mein fester Entschluß ist, ohne Erwiderung jede Beleidigung zu dulden, die Du mir zuzufügen gesonnen bist, so enthalte ich mich jeder Bemerkung über den Inhalt Deines letzten Schreibens."

Laura lag in Folge einer leichten Erkältung zu Bette, als sie Marchmont's Brief erhielt. Wie groß die Erschütterung für ihre zarten Nerven sein mußte, läßt sich denken. Thränen kamen ihr zu Hülfe und gewährten ihr so viel Erleichterung, daß es flüchtiger Salze und des Zuspruchs theilnehmender Freunde nicht bedurfte. Als aber der erste Schmerz vorüber war, erkannte sie die qualvolle Verlegenheit, in die sie sich versetzt sah. Marchmont hatte es ihr überlassen, das Verhältniß selbst aufzulösen. Ohne Zweifel war es also nicht seine Absicht,

ihrer Familie von dem Briefe, welchen sie an Theodor geschrieben hatte, Kenntniß zu geben. Diese Schonung von seiner Seite machte es ihr möglich, von jenem Briefe gänzlich zu schweigen. Aber welchen Grund sollte sie für eine Willensänderung angeben, die ihren Angehörigen so empfindlich sein mußte? Es war ihr bekannt, wie sehr sich diese der vornehmen Verbindung freuten, die sie zu schließen im Begriffe stand; und da sie sich sagen mußte, daß ihre eigene Unklugheit den Verlust so glänzender Aussichten herbeigeführt hatte, flossen von Neuem einige Thränen, deren Quelle jedoch mehr in ihrem weltlichen Sinne, als in der Liebe zu suchen war. Marchmont schien von ihr die Erklärung zu erwarten, die Rückkehr ihres ersten Geliebten habe Empfindungen wieder erweckt, die mit der Erfüllung des dem Bräutigam gegebenen Ehe=versprechens unvereinbar seien. Dies wäre auch der na=türlichste Grund gewesen, den sie angeben konnte, und der zugleich, wenn er auch nicht die reine Wahrheit war, doch der Wahrheit am nächsten kam. Der ehrenhafteste Weg war unstreitig, das eigentliche Sachverhältniß offen=herzig zu gestehen; allein dies kam ihr nicht in den Sinn. Sie scheute sogar, überhaupt Theodor's bei der Sache zu erwähnen, denn sie wußte wohl, daß dadurch der Unwille, den ihre unerwartete Erklärung in ihrer Familie hervorrufen mußte, sich bis zur Erbitterung steigern würde. Der einzige brauchbare Vorwand, den sie finden konnte, war Ungleichartigkeit der beiderseitigen Neigungen und Mangel an Uebereinstimmung der Charak=tere. Während sie sich vergebens bemühte, Ausdrücke und

Wendungen zu finden, die ihre angeblichen Gefühle mit genügender Stärke ausdrücken sollten, bemerkte sie, daß noch ein zweiter Brief uneröffnet auf dem Bette lag. Gleichgültig brach sie das Siegel; denn nichts konnte in diesem Augenblicke Interesse für sie haben. Die Handschrift war ihr unbekannt und schien die irgend eines Handwerkers zu sein. Sie las:

„Mein Fräulein! Ich halte es für meine Pflicht, Sie von einem Umstande zu benachrichtigen, der Sie nahe angeht. Früh am Morgen nach dem Maskenballe begab sich Lord M. mit einer jungen Dame von sehr auffallendem Aeußern, die männliche Kleidung trug, nach einem in der Nähe von Sporthaven gelegenen Hause. Lord M. stellte diese Person als einen Freund vor, dem ein Unfall zugestoßen sei, und ließ sie dort zurück. Im Laufe des Tages entfernte sich die junge Dame heimlich. Sollten weitere Mittheilungen oder Beweise für die hier angeführten Umstände verlangt werden, so wird nach Empfang eines Briefes unter der Adresse: A. Z. Poste restante, Sporthaven, mit Einschluß von zehn Schillingen, das Gewünschte erfolgen. Ich bin, geehrtes Fräulein,

hochachtungsvoll Ihr ergebenster Diener.

Ein zufälliger Beobachter."

Diese seltsame Nachricht, welche, mochte derselben Glaubwürdigkeit zugeschrieben werden können oder nicht, noch vor einer halben Stunde Laura tief geschmerzt haben würde, berührte sie jetzt ganz anders. Allerdings war sie erstaunt und betroffen; allein sie fand sich nicht bewogen, die Gründe, welche für die Möglich-

keit der Wahrheit oder die Wahrscheinlichkeit einer Erdichtung sprachen, gegen einander abzuwägen, noch auch forschte sie nach einer unverfänglichen Erklärung im erstern Falle. Alle ihre Gedanken waren nur darauf gerichtet, einen Weg zu entdecken, auf dem sie sich, ohne Vorwürfe befürchten zu müssen, aus ihrer mißlichen Lage befreien konnte. Dieses Schreiben schien ihr hierbei ganz treffliche Dienste leisten zu können. Es ist schwer zu begreifen, daß Laura nicht die Unehrenhaftigkeit einer solchen Verfahrungsweise fühlte, wenn sie in Erwägung zog, daß Marchmont alles that, um sie, die unzweifelhaft schuldig war, zu schonen, und daß der Inhalt des Briefes daher erdichtet sein mußte. Unter dem Druck der Umstände war Laura der unverantwortlichsten Handlungen fähig, ohne nur im entferntesten sich bewußt zu werden, welche Schuld sie durch ihr Beginnen auf sich lud. Auch bei dieser Gelegenheit kam ihr nicht in den Sinn, daß der Entschluß, den sie faßte, unrecht und tadelnswerth sein könne; ihr Geist beschäftigte sich einzig und allein mit dem Gedanken, wie sie sich zu schützen vermöchte.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Abschied.

Ein trauriger Morgen war im Bingham'schen Hause angebrochen; wenigstens glaubten alle Bewohner von Fairfield, ernst und traurig scheinen zu müssen. Frau

Campbell, welche seit dem ärgerlichen Vorfalle mit Sophia ihr Zimmer nicht mehr verlassen hatte, sollte im Laufe des Tages nur so viel sichtbar werden, als nöthig war, um mit ihren beiden Töchtern die Reise nach Schottland anzutreten. Der Abschied von ihren Gastfreunden mußte ihr peinlich sein. Letztere fühlten dies und wünschten, das Zusammentreffen bereits überstanden zu haben. Auch konnte ihre eigene Stimmung nicht sehr heiter sein; denn der thätige Antheil, welchen Tom an der Entführung der jungen Dame genommen hatte, verdroß sie sehr. Zudem hatte Robert, da der Ruf seines hoffnungsvollen Bruders ohnehin zerstört war, es für seine Pflicht erachtet, den Vater auch von dem Streiche in Kenntniß zu setzen, welchen Tom seiner Schwester Laura gespielt hatte. In Folge dessen wurde durch das unaufhörliche Schelten von Seiten des Vaters und des Bruders dem jungen Herrn der Aufenthalt im Hause so verleidet, daß er nach Ablauf der Ferien mit einer Bereitwilligkeit zu seinem Privatlehrer zurückkehrte, die noch wenige Tage zuvor Niemand für möglich gehalten hätte. Herr Bingham erklärte, wenn Herr Abinger im Stande sei, diesen „jungen Taugenichts" in Ordnung zu bringen, so solle es sein Schaden nicht sein. Daß der Herr Vater aus Dankbarkeit ihn bei allen Gelegenheiten loben würde, konnte Niemand bezweifeln, da jeder Gegenstand zum Schwatzen ihm willkommen war; aber in Anbetracht der Verhältnisse und Gewohnheiten des Herrn Bingham durfte Herr Abinger dennoch nicht darauf rechnen, daß er ihm für seine Bemühungen etwas bezahlen werde. Robert gab

seine entschiedene, und wie es schien, ihn selbst sehr befriedigende Meinung dahin ab, „daß Niemand im Stande sein werde, aus dem Burschen etwas zu machen.“

„Lieber Robert, so mußt du nicht sprechen,“ sagte in sanft verweisendem Tone die Mutter, welche eben eintrat; sie kam von einem Besuche bei ihrer Schwiegertochter, welche durch eine leichte Erkältung an der Abreise verhindert war und deshalb, wie bei jeder kleinen Unpäßlichkeit, das Bett hütete. „Bedenke, daß Tom noch ein Knabe ist und ein lebhaftes Temperament hat.“

„Das dachte ich auch,“ warf Frau Rumford mit schnarrender Stimme ein, „so lange er den Katzen Schwefelhölzchen an die Schwänze band, obgleich das häßlich genug war, oder dem Kammermädchen einen Frosch in's Bett legte —“

„Mein Gott, was für närrische Einfälle!“ rief Frau Bingham staunend; „er ist ein sonderbarer Knabe.“

„Sie würden es gewiß nicht spaßhaft finden, Frau Bingham,“ fuhr die alte Dame mit zunehmendem Aerger fort, „wenn Sie eines Abends ein widerliches, kaltes Thier in Ihrem Bette fänden. Sie haben mich aber unterbrochen; ich wollte sagen, daß diese dummen, oder wie ich sie nenne, grausamen Possen noch für Schulbubenstreiche gelten konnten; allein seine letzte That ist eine schlechte, abscheuliche Handlung und nicht bloß eine knabenhafte Thorheit. Sollten Sie den Unterschied nicht begreifen, so begreife ich ihn. Noch haben mich meine Sinne nicht verlassen, wenn ich auch eine alte Frau bin.“

Frau Rumford war in ihrer Aufregung fast beredt geworden.

„Der arme, liebe Junge!“ sagte Frau Bingham. „Es war freilich sehr unrecht von ihm, wir Alle erkennen das an.“

„Unrecht? Nein, schlecht war es, sage ich.“

„O nein, doch nicht schlecht, liebes Tantchen,“ wandte Dorothea ein. „Bedenken Sie nur, wie beleidigend Frau Campbell sich benahm; sie that ja, als halte sie uns alle kaum für gut genug, mit ihren Töchtern nur sprechen zu dürfen. Es war wirklich eine sehr verführerische Gelegenheit, ihr eine Lehre zu geben!“

„Sie befand sich zum Besuche im Hause deines und seines Vaters und stand also unter dem Schutze des Gastrechts. Ueberdies achtet jeder wohldenkende Mensch die Gefühle einer Mutter. Aber freilich, es gibt Manche, denen ihre Erziehung keine Gelegenheit gegeben hat, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht kennen zu lernen.“

Die alte Dame war wirklich in Hitze gerathen und schloß mit einem verdrießlichen Brummen, durch welches sie vieles, was sie zwar nicht sagte, wohl aber hätte sagen können, kundgeben wollte.

Dorothea wandte sich gegen ihre Schwester Caroline und verlieh ihren Mienen einen etwas boshaft scherzenden Ausdruck, indessen äußerte sie keine Silbe. Dagegen fuhr Frau Bingham in sanftem versöhnlichem Tone fort: „Ich dachte, liebe Tante, Tom wäre Ihr Liebling.“

„Das war er auch; ich hatte ihn lieb wegen seines

fröhlichen Gesichtes und wegen seiner Aehnlichkeit mit meiner theuern Maria."

„Ja, er ist ihr sehr ähnlich, besonders die Augen und die Stirne," bestätigte Frau Bingham. Sie glaubte eine sanftere Ader bei der alten Dame getroffen zu haben und gedachte daraus den größtmöglichen Vortheil zu ziehen.

Allein Frau Rumford ließ sich zu keiner mildern Stimmung verleiten und erwiderte in demselben Tone wie vorher: „In Bezug auf das Gemüth aber gleicht er nicht im entferntesten meinem lieben, ehrlichen, gutherzigen Kinde."

„Er ist doch einigermaßen zu entschuldigen," versetzte Frau Bingham, „wenigstens was den seiner Schwester Laura gespielten Streich betrifft. Andere Leute, die älter sind als er, sind am meisten dabei zu tadeln. Knaben, wissen Sie wohl, bilden sich leicht ein, sie seien verliebt, und Margaret Danvers hatte Tom in seiner kindischen Zuneigung ermuthigt, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen, und mit seiner Hülfe die arme Laura zu erschrecken. Wir wissen ja, Margaret ist in allem, was ihren Bruder betrifft, sehr überspannt."

„Ich glaube nicht, daß Margaret es war, die Tom zu jenen Streichen verleitet hat," erwiderte Frau Rumford. „Wer will das behaupten?"

„Tom sagt es selbst."

„Nein, Mama," fiel Dorothea ein. „Er sagte nur, Harcourt habe ihm gesagt, es sei dies Margaret's Wunsch. Auch ich glaube nicht, daß sie je mit ihm selbst darüber

gesprochen hat, und Laura äußerte gestern, sie wisse bestimmt, alles sei von Harcourt allein ausgegangen."

„Sehr wahrscheinlich," fügte Frau Rumford hinzu. „Er hat ja erst kürzlich einen Beweis seines boshaften Charakters geliefert."

„Dorothea vertheidigt Alle, denen sie gut ist," bemerkte Carolina, „gleichviel, ob sie es verdienen oder nicht. Ich für meinen Theil halte die ganze Sache für einen von Margaret's wilden Streichen. Wie hätte denn Harcourt auf einen solchen Gedanken kommen können, hätte sie ihm nicht denselben eingegeben?"

„Still!" rief Frau Bingham, den Finger erhebend.

Schritte nahten der Thüre; sie öffnete sich leise und Frau Campbell erschien in voller Reisekleidung; sie trug einen dicht anschließenden Strohhut mit seitwärts tief herabhängendem Schleier; in der Hand hatte sie ein Taschentuch. Frau Bingham ging ihrer betrübten Freundin entgegen und bemühte sich, alle Gefühle, die sie dem Augenblicke angemessen erachtete, in ihren Zügen kund zu geben, als da sind: Theilnahme, Kummer, eine Beimischung von Trost und so weiter. Die Wirkung dieser Zusammensetzung auf die Anwesenden war, wenn auch nicht eben erfolgreich, so doch wenigstens sehr eigenthümlich; denn Dorothea mußte zum Taschentuch ihre Zuflucht nehmen, um ein unwillkürliches Lächeln zu unterdrücken. Trost zu spenden, wenn der Schmerz hauptsächlich in gekränktem Stolze seinen Ursprung findet, ist eine schwierige Sache, um so schwieriger, da in solchem Falle der Grad des Beileides als Maßstab des Werthes

gelten kann, welchen der theilnehmende Tröster der erlittenen Unbill zuerkennt. Unter diesen Umständen wußte Frau Bingham nicht recht, was sie sagen sollte; sie beschränkte sich daher auf einen zarten Druck der Hand, dessen Erklärung der eben beschriebene Ausdruck ihrer Züge liefern mußte.

Frau Rumford machte inzwischen gewaltige Anstrengungen, um sich aus ihrem Armstuhle zu erheben, und setzte ihre Sprechmuskeln in eine Art arbeitender Bewegung, welche das Bestreben andeutete, etwas zu sagen. Endlich gelang es ihr, den Namen der Frau Campbell hervorzubringen.

„Meine Tante wünscht mit Ihnen zu sprechen," bemerkte Frau Bingham, und deutete nach dem Armstuhle der alten Dame, während sie noch immer Frau Campbell bei der Hand hielt.

Schweigend trat die betrübte Mutter der alten Dame näher; Frau Rumford ergriff ihre andere Hand, erhob sich ein wenig und rief mit dem ihr eigenen Nasentone so laut, als sei nicht sie, sondern Frau Campbell taub: „Sie thun mir leid!" Sodann gab sie die Hand wieder frei und sank in die Kissen ihres Armstuhles zurück, als sei jetzt alles geschehen und gesagt, was sie ihrer Meinung nach bei dieser Gelegenheit thun und sagen mußte.

„Davon bin ich überzeugt," versetzte Frau Campbell und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den Carolina herbeigeschoben hatte. „Es ist mir ganz unmöglich, in diesem schmerzlichen Falle von meinen Empfindungen zu

sprechen; sie können nicht nach denen einer gewöhnlichen Mutter beurtheilt werden."

„Natürlich nicht," versetzte Frau Bingham, obschon sie die volle Bedeutung der letzten Worte nicht zu würdigen verstand.

„Ich darf sagen," fuhr Frau Campbell fort, „die Erziehung meiner Kinder war meine einzige Lebensaufgabe."

„Allerdings; Sie hätten verdient, — Sie hätten verdient —" sagte Frau Bingham, stockte jedoch und fügte, da sie nicht wußte, wie sie den Satz beendigen sollte, nur hinzu: „Aber Sophia ist noch so jung."

Jedoch Frau Campbell schien an dieser Entschuldigung keinen sonderlichen Gefallen zu finden.

„Frau Bingham," sagte sie mit ernstem und fast strengem Tone. „Sophia ist nicht mehr, was sie war und was sie in Folge der bei ihrer Erziehung beobachteten Grundsätze hätte bleiben müssen. Sie war kein gewöhnliches Mädchen; sie war musterhaft in ihrer Pflichttreue. Sie begleitete mich und Agnes, die gewiß bei Allen als das Vorbild einer Predigerstochter gelten kann, auf unsern Besuchen im Kirchspiel; stets war sie unter meinen Augen; nie las sie Romane oder knüpfte thörichte Bekanntschaften mit andern Mädchen ihres Alters an. Einen solchen vertrauten Umgang mit Andern habe ich nie gestattet, Frau Bingham; briefliche Mittheilungen noch viel weniger, wie sich von selbst versteht. Mit Recht kann ich sagen, daß Sophia's Aufführung in jeder

Beziehung tadellos war, und sie wäre so geblieben, hätten nicht Andere auf sie eingewirkt."

„Wen meinen Sie?" fragte Dorothea und ward über und über roth.

Frau Campbell antwortete nur durch ein Achselzucken und eine Bewegung, welche deutlich zu verstehen gab, sie wünsche, sich nicht weiter erklären zu müssen.

„Frau Campbell's Meinung ist sehr einleuchtend, liebe Dorothea," fiel Frau Bingham ein. „Ihre Worte beziehen sich auf jene ränkevolle Persönlichkeit, die unglücklicher Weise sich in unsere Gesellschaft eingedrängt hat."

„Daran dachte ich nicht," versetzte Dorothea; „ich fürchtete, es sei eine Anspielung auf uns."

„Ich wünsche von Niemand im Besondern zu sprechen," erwiderte die fromme Dame mit der ihr eigenthümlichen verschlossenen und kränkenden Miene. „Natürlich habe ich meine eigenen Gedanken in dieser Beziehung."

„Aber ich bin überzeugt," fuhr Dorothea fort, die sich nicht leicht einschüchtern ließ, „daß es nicht Ihre Absicht sein kann, bei diesen Gedanken zu beharren, wenn sie auf Irrthum beruhen. Wenigstens kann keinem Bewohner unseres Hauses eine Schuld beigemessen werden, ausgenommen meinem Bruder Tom. Wenn dieser nun auch zu unser Aller Betrübniß bei der Sache behülflich gewesen ist, so kann doch kein Zweifel obwalten, daß er selbst nie gewagt haben würde, einen solchen Plan auszusinnen. Schon vor mehrern Wochen habe

ich mein Bestes gethan, Sophia über die eigentlichen Absichten jenes Mannes aufzuklären; allein sie wollte mir kein Gehör schenken und hat seitdem stets meine Gesellschaft gemieden. Ich erzählte ihr, daß er auch mir eine Liebeserklärung gemacht und bei mir über sie gespottet habe, und erklärte ihr meine Ueberzeugung, daß sein ganzes Streben darauf gerichtet sei, Vermögen zu erlangen, und daß er sich nur Gewißheit darüber verschaffen wolle, bei welcher von uns Beiden er das meiste finden würde. Aber es war vergeblich; sie wollte mir nicht glauben. Fragen Sie Sophia selbst, wenn Sie meinen Worten nicht trauen wollen. Ihre Tochter kann die Wahrheit nicht in Abrede stellen."

„Aber, meine liebe Dorothea," sagte Frau Bingham, „davon habe ich ja nie etwas gehört. Hat dieser Mann dir wirklich eine Liebeserklärung gemacht?"

„Allerdings hat er das gethan," antwortete die jugendliche Dame mit selbstzufriedener Miene.

„Du hättest besser gethan, dies alles damals schon Frau Campbell mitzutheilen," bemerkte Carolina.

„Ich habe Ursache zu vermuthen, daß auch Frau Campbell mir nicht geglaubt haben würde," versetzte Dorothea. „Sophia aber hätte mir meine Aufrichtigkeit nie verziehen. Aus diesem Grunde hielt ich es für weiser, nicht zu dienstfertig zu sein. Ueberdies ließ ich mir nie träumen, daß Sophia fähig wäre, eine solche" — „„Albernheit"" wollte sie sagen, wagte es aber nicht, und schloß statt dessen mit einem mildern Ausdrucke — „Sonderbarkeit zu begehen."

Frau Campbell war vollständig zum Schweigen gebracht; ihr Aerger hatte den höchsten Grad erreicht. Dorothea war für die ihr selbst und ihren Schwestern gezeigte Geringschätzung so bitter gerächt, wie sie kaum hätte für möglich halten können. War doch dieses Mädchen von kaum siebenzehn Jahren — ohne Erziehung aufgewachsen, frei und wild wie ein junges Füllen, an eine Ausdrucksweise und ein Betragen gewöhnt, wofür Frau Campbell „unziemlich" als den passenden Ausdruck betrachtete — derselben Versuchung wie ihre Tochter ausgesetzt gewesen, war aber nicht nur siegreich daraus hervorgegangen, sondern hatte sogar die wohlerzogene junge Dame vergeblich gewarnt. Die nachläßige Erziehungsweise der Frau Bingham hatte also mindestens den gesunden Verstand der Tochter nicht umnebelt, wenngleich sie nicht geeignet war, ihr feste Grundsätze einzuprägen; allein auch in letzterer Beziehung schien das System der Frau Campbell nicht viel glücklicher gewesen zu sein.

Um ihren Verdruß zu verbergen, bediente sich diese ihres Taschentuchs in einer sehr auffallenden Weise, und Frau Bingham, theils gereizt durch die Aeußerungen ihrer Freundin, theils unzufrieden über Dorothea's etwas unhöfliche Rechtfertigung, wußte nicht, was sie sagen sollte. Diese allgemeine Verlegenheit ward glücklicherweise bald gehoben durch die Anzeige des Bedienten, daß der Wagen gepackt und alles in Bereitschaft sei.

„Ist mein Kammermädchen herunter gekommen?"

„Ja, Madame."

„So sagen Sie ihr, sie möge die jungen Damen rufen."

Dieses schien jedoch bereits geschehen zu sein, denn in demselben Augenblicke erschienen beide Fräulein Campbell in Reisehüten von derselben einfachen Form wie der ihrer Mutter. Sophia weinte, Agnes aber bewahrte ihre gewöhnliche Ruhe und Gelassenheit und gab, während Frau Bingham ihre Schwester mit einigen passend scheinenden Redensarten zu beruhigen suchte, ganz kaltblütig Carolinen ein Paar Häkelnadeln zurück, welche sie von Laura entlehnt hatte. Als Frau Bingham ihre älteste Tochter erwähnen hörte, fiel ihr ein, es möchte an der Zeit sein, in deren Namen etwas zu sagen. Mit bewunderungswerther Fertigkeit entledigte sie sich eines ihr angeblich von Laura ertheilten, natürlich aber nur erdichteten Auftrages, indem sie im Namen der Letztern ihr Bedauern darüber aussprach, daß sie durch Unwohlsein verhindert sei, ihren Freundinnen persönlich Lebewohl zu sagen. Robert, der gerade in das Zimmer trat, wurde dadurch erinnert, einige höfliche Worte im Namen seiner Gattin beizufügen. Nunmehr folgte ein feierliches Abschiednehmen. Frau Bingham versenkte sich in die Tiefen des altmodischen Hutes, den Frau Campbell trug, um sie zu küssen. Sie wiederholte diese zärtliche Förmlichkeit bei beiden Töchtern, während die Mutter sich der alten Tante empfahl. Die jungen Damen beschränkten sich auf gegenseitigen Händedruck, und Frau Campbell, die den beiden Töchtern des Hauses ihren Triumph nicht vergeben konnte, vermied die unangenehme Nothwendig-

keit, auch ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen, indem sie eiligst den ihr von Robert angebotenen Arm ergriff, und sich von ihm zum Wagen führen ließ. An der Hausthüre wartete Herr Bingham, um gleichfalls Abschied zu nehmen und die Damen in den Wagen zu heben. Man hatte nämlich im Familienrath dies Verfahren für das schonendste gehalten, da Frau Bingham die bekannte Geschwätzigkeit ihres Gatten bei einer so peinlichen Veranlassung fürchtete und ihn deshalb so viel wie möglich entfernt zu halten wünschte. Als das Rollen des Wagens in der Ferne verhallte, athmeten die Hausbewohner freier auf, und standen nicht lange an, ihre Bemerkungen zu machen.

„Die arme Frau Campbell!“ sagte Frau Bingham; „ich fürchte, sie ist etwas zu sorgsam bei der Erziehung ihrer Tochter gewesen; junge Leute lieben das nicht.“

„Sie ist nicht zu sorgsam gewesen, Frau Bingham,“ bemerkte Tante Rumford, welche ihre Nichte stets auf diese förmliche Weise anredete, wenn sie ärgerlich war. „Eine Mutter kann nie zu sorgsam sein, wenn sie wünscht, daß ihre Kinder Achtung und Liebe für sie empfinden sollen. Frau Campbell hat sich vielmehr wie ein Polizeidiener oder Feldwebel gegen sie benommen und besitzt deshalb jetzt nichts als einen wohl abgerichteten Automaten und einen widerspenstigen Rekruten.“

„Sie sind eine sehr verständige Frau, Tante Rumford,“ schrie Herr Bingham der alten Dame in's Ohr, um sie zu besänftigen.

„Hm!“ brummte diese dagegen, was so viel sagen sollte, als: „Wenn das der Fall ist, warum wird denn mein Rath nicht befolgt?“

In diesem Augenblicke erschien Laura's Kammerfrau mit der Bitte, die Mutter möchte in das Schlafzimmer ihrer ältesten Tochter kommen; diese wünsche mit ihr zu sprechen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Alte Bande reißen.

„Mein liebes Kind,“ rief Frau Bingham, als sie in Laura's Zimmer trat und deren rothgeweinte Augen bemerkte, „ich fürchte, du hast dich heftig erkältet.“

„Nein, Mama, aber ich bin sehr angegriffen und möchte gern mit dir sprechen, um mein Herz zu erleichtern.“

Frau Bingham fühlte sich etwas beängstigt, denn Laura's ungewöhnliches Wesen erinnerte sie an die unangenehme Scene, die vor einigen Wochen stattgehabt hatte.

„Mama,“ fuhr Laura fort, die Hand ihrer Mutter ergreifend, aber mit abgewandtem Gesichte, über das sich von neuem Thränenströme ergossen, „es kann nie etwas daraus werden.“

„Woraus, mein Kind?“

„Zwischen Lord Marchmont und mir ist alles zu Ende.“

„Was meinst du, liebe Laura?" fragte Frau Bingham erschrocken. „Du scheinst mir seit einiger Zeit ganz verändert. Sei aufrichtig gegen mich. Was hat deine Gefühle so in Aufregung gebracht? Es hat dir wohl Jemand etwas eingeflüstert."

„Warum glaubst du das, Mama?" erwiderte Laura, sich vorsichtig umsehend. „Es ist die reine Wahrheit, was ich sage; ich weiß, daß wir nie glücklich zusammen sein würden, und ich bin fest überzeugt, daß er eben so denkt."

„Was soll ich thun, um diese sonderbare Grille zu vertreiben?"

„Es ist keine Grille, gewiß nicht, liebe Mutter. Ich bitte dich, glaube nur meinen Worten und frage nicht weiter. Es würde mir viel Schmerz ersparen, wenn ich nicht mehr über die Sache zu reden brauchte."

„Aber sei doch vernünftig, liebe Laura. Wie kann man so etwas glauben ohne Beweise? Ich bin fest überzeugt, daß dies alles nur eine thörichte Einbildung ist."

„So lies dieses Schreiben, Mama," antwortete die Tochter und schob der Mutter den anonymen Brief zu; „das wird dich überzeugen. Aber vergiß nicht, daß mein Entschluß, die Verbindung abzubrechen, schon gefaßt war, ehe ich es erhielt."

Frau Bingham las, verrieth aber keineswegs die von Laura erwartete Bewegung. Wahrscheinlich unterdrückte sie absichtlich jede Aeußerung des Erstaunens.

„Mein Kind," sagte die Mutter, nachdem sie den Brief gelesen, „ich glaube kein Wort von alledem; dies

ist nichts als eine verleumderische Erfindung. Gewisse boshafte Menschen sind augenscheinlich bemüht, Unfrieden zwischen euch zu säen. Mit dem Finger könnte ich auf die Person deuten, von der dieses Schreiben ausgegangen ist. Wenn wir es Lord Marchmont zeigen, wird er den Inhalt desselben gewiß siegreich widerlegen. Ich bin überzeugt davon."

„Um alles in der Welt nicht!" rief Laura. „Dadurch würde nichts geändert werden, und ich muß dich also bitten, des Briefes gegen ihn nicht zu erwähnen. Versprich mir das, Mama," fügte sie hinzu, während Frau Bingham, ohne zu antworten, den Brief noch einmal durchlas.

„Margaret Danvers und ihr Vetter Harcourt sind es," erklärte die Mutter endlich, „welche dieses Schreiben mit einander ausgebrütet haben."

„Nein, nein, Margaret würde so etwas nicht thun."

„Dann glaubst du also an diese lächerliche Beschuldigung?"

„Ob wahr oder nicht wahr, bleibt sich gleich. An meinen Entschlüssen wird dadurch nichts geändert."

„Aber Lord Marchmont ist ja an jenem Morgen schon um neun Uhr hier gewesen," fuhr Frau Bingham fort, „und kam geraden Wegs vom Schlosse, wo er kurz vorher den Brief des Don Alvarez erhalten hatte."

„Wir hatten an demselben Tage eine Unterhaltung mit einander, welche — welche — etwas peinlich für mich war; ich gab ihm damals zu verstehen, es sei vielleicht besser, wenn wir unser Verhältniß auflös'ten. Seit

der Nachricht von — — welche wir kürzlich erhalten haben, schien er zu vermuthen, daß ich — daß ich — oder er sprach so, als zweifle er an der Aufrichtigkeit meiner Neigung zu ihm, und er rieth mir, meine Gefühle genau zu prüfen."

„Du setzest mich in Erstaunen," rief die Mutter. „Und was erwiderte er auf deinen Vorschlag?"

„O, gar nichts, — wenigstens weiß ich nicht mehr, was er sagte; er ging indessen nicht darauf ein."

„Sagte er irgend etwas, woraus sich auf eine Verminderung seiner Liebe schließen ließe?"

„Nein, ich wüßte nicht," versetzte Laura leiser.

Frau Bingham dachte einen Augenblick nach und fuhr dann fort: „Jetzt, glaube ich, ist mir die Sache klar. Dein Wunsch, die Hochzeit um einige Monate verschoben zu sehen, womit du zu derselben Zeit hervortratest, hat bei ihm Verdacht erregt. Margaret wußte wahrscheinlich diesen Verdacht geschickt zu nähren, indem sie Theodor's Liebe zu dir in's Spiel brachte, und schrieb endlich, als sie sah, daß auf solchem Wege ihr Zweck nicht zu erreichen sei, diesen Brief. So erklärt sich alles. Auf jeden Fall aber bist du Ferdinand schuldig, ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung zu geben."

„O nein, Mama. Durch solche Reden machst du mich sehr unglücklich. Wenn er sich auch rechtfertigte, so würde es nichts helfen, — heirathen kann ich ihn doch nicht; und da ich dieses Schreibens bei Andern niemals erwähnen werde, so kann es seinem Rufe nicht

schaden. Was du übrigens von Margaret sagst, ist ganz unmöglich. Sie und Ferdinand stehen sich sehr fern; es ist also durchaus unwahrscheinlich, daß ein Verkehr zwischen ihnen —"

Laura stockte, denn plötzlich erinnerte sie sich der Aeußerung Marchmont's, daß Margaret unschuldig an jenem Drohbriefe sei; es ergab sich daraus, daß allerdings ein gewisser vertraulicher Verkehr zwischen ihnen stattgefunden haben müsse. Die ganze Sache schien sich dadurch in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen; doch sie trug kein Verlangen, dasselbe zu ergründen, denn sie wußte recht wohl, daß nichts eine wesentliche Veränderung in ihrem Verhältnisse zu Marchmont mehr herbeiführen konnte. Ihr einziges Streben ging nun dahin, die Mutter von einer weitern Untersuchung der Sache abzuhalten.

„Aber, mein liebes Kind," sagte Frau Bingham in ihrem sanftesten und zärtlichsten Tone, „was kannst du dagegen haben, daß Ferdinand diesen Brief lese?"

„Wie ich dir gesagt habe, Mama, passen wir nicht für einander. Wir könnten nie glücklich sein; also ist alles vergeblich, und du machst mich nur noch unglücklicher, wenn du länger davon sprichst."

Laura begann heftig zu weinen und Frau Bingham, welche angesichts der Hartnäckigkeit ihrer Tochter den Muth verlor, that dasselbe.

„Ich bin selbst unglücklich genug," schluchzte die verzweifelnde Mutter. „Alle unsere Hoffnungen auf so grausame Weise vernichtet zu sehen! Wie glücklich schätz-

ten wir uns wegen dieser Verbindung, die in jeder Beziehung so wünschenswerth war! Rang, Vermögen — und dabei ist Lord Marchmont ein so vortrefflicher Mann! Bedenke nur, was deine Familie dadurch verliert. Ach, was wird der Vater sagen! Das Herz möchte mir brechen. Ist denn nichts mehr zu thun?"

Laura weinte fort; — ihre Thränen entflossen dem Bewußtsein, daß sie leiden und dulden müsse; Nachgiebigkeit kam ihr nicht in den Sinn. Frau Bingham erkannte, daß ihre Vorstellungen nutzlos seien; aber der Grund des unüberwindlichen Widerstandes, auf den sie stießen, war ihr durchaus unbegreiflich. Es blieb ihr also nichts übrig, als bei Andern Rath zu suchen.

„Was willst du mit dem Briefe beginnen, Mama?" rief Laura und richtete sich hastig im Bette auf.

„Ich muß ihn deinem Vater zeigen. Wie kann ich ihm sonst erklären, was geschehen ist?"

„Aber ich sagte dir ja, der Brief mache keinen Unterschied. Ich bitte, liebe Mutter, ich beschwöre dich, gib ihn mir zurück."

„Mein theueres Kind," versicherte Frau Bingham, „nichts soll geschehen, was dir nicht angenehm ist. Beruhige dich, ich bringe dir den Brief zurück. Verlaß dich auf mich."

Zufriedengestellt durch dies Versprechen, sank Laura auf das Kissen und ließ es geschehen, daß ihre Mutter, nachdem sie ihr die Bettdecke glatt gestrichen und einige beruhigende Worte zugeflüstert hatte, die wichtige Urkunde mit sich fortnahm.

Ungeachtet der beruhigenden Versicherungen, mit denen Frau Bingham so freigebig gewesen war, verfloß keine Stunde, so hielt Robert, mit dem anonymen Briefe in der Tasche, bereits an der Pforte von Schloß Marchmont. Er warf die Zügel seines Pferdes dem Bedienten zu, stieg ab und wurde sofort in ein Zimmer geführt; er mußte nicht lange auf das Erscheinen des Besitzers warten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ging Robert auf den Gegenstand ein, der ihn hergeführt hatte.

„Mein Besuch in solcher Frühe wird Ihnen vielleicht seltsam dünken," begann er. „Es war mir wichtig, Sie noch zu Hause anzutreffen. Indessen wird mein Geschäft bald erledigt sein," fügte er lächelnd hinzu, während seine Hand nach dem Briefe in der Tasche suchte.

Marchmont wußte nicht recht, woran er war. Anfangs glaubte er, Robert sei im Auftrage Laura's gekommen, um die Verlobung rückgängig zu machen, allein dieses Lächeln Robert's und sein leichtes, ungezwungenes Wesen machten ihn stutzig.

„Sie werden mich verstehen, Marchmont," fuhr Robert fort, indem er das Schreiben hervorzog, „wenn ich sage, daß meine Mutter und ich, die einzigen Glieder unserer Familie, denen der Inhalt dieses Briefes bekannt geworden ist, vollständig überzeugt sind, nur eine böswillige Absicht könne einer solchen Mittheilung zu Grunde liegen. Wir hielten es jedoch für passend, Sie sofort davon in Kenntniß zu setzen, damit Sie die Verleumdung widerlegen können. Ueberdies hat sich die

arme Laura die Sache so sehr zu Herzen genommen, daß wir um ihrer Ruhe willen Sie bitten, sich wegen der gegen Sie vorgebrachten Beschuldigung rechtfertigen zu wollen."

Hatte Marchmont schon vorher einige Verlegenheit empfunden, so trat jetzt an deren Stelle vollständige Bestürzung. Er sagte nichts, nahm das Schreiben und las es schweigend.

Robert beobachtete ihn. „Sie werden ohne Zweifel leicht im Stande sein," bemerkte er lächelnd, „zu beweisen, daß Sie zu der fraglichen Zeit anderswo waren."

„Das kann ich allerdings nicht," erwiderte der Hausherr mit ernster Miene und gab Robert den Brief zurück. „Auch steht es nicht in meiner Macht, Ihnen irgend welche Erklärungen über die in dem Briefe erwähnten Verhältnisse zu geben. Alles, was ich thun kann, ist, Ihnen zu versichern, daß, so sonderbar es auch scheinen mag und meinem vielleicht noch sonderbarern Schweigen zum Trotze, der Inhalt dieses Briefes meinem Rufe oder dem guten Namen der darin erwähnten Person in nichts nachtheilig sein könnte."

Diese unerwartete Antwort bewirkte in Robert's Zügen eine merkliche Veränderung. Er schwieg einige Augenblicke und sprach alsdann: „Aber Sie müssen einsehen, Marchmont, daß, so sehr wir geneigt sind, Ihrer Versicherung vollen Glauben zu schenken, diese Antwort doch wenig geeignet ist, meine Schwester zufrieden zu stellen. Es kann Ihnen nicht entgehen, daß sie in Anbetracht des Verhältnisses, in welchem Sie zu ihr stehen, be-

rechtigt ist, eine deutlichere Auslassung von Ihrer Seite zu erwarten."

Ein kaum sichtbarer und schnell wieder verschwindender Zug von Verachtung spielte um Marchmont's Lippen, als er erwiderte: „Hat Ihre Schwester eine bestimmtere Auslassung von mir verlangt?"

„Ich kann nicht sagen, daß sie dies gethan hat," versetzte Robert; „allein es würde auch nicht sehr zartfühlend erscheinen, wenn eine junge Dame bei einer solchen Gelegenheit selbst hervortreten wollte. Es ist vielmehr Sache ihrer Familie, für sie zu handeln und diejenigen Erklärungen zu verlangen, die sie zu erwarten berechtigt ist."

Nach kurzem Schweigen entgegnete Marchmont: „Eine allseitig befriedigende Erklärung zu geben, steht, wie ich Ihnen schon gesagt habe, nicht in meiner Macht."

„Haben Sie auch," wandte Robert dagegen ein, „die Wirkung bedacht, welche eine so seltsame Weigerung auf Laura's Gemüth hervorbringen muß? Ihre einfache Versicherung, daß die in diesem Schreiben gegen Sie enthaltene Anklage unbegründet sei, würde uns vollkommen befriedigt haben. Allein Sie räumen die Richtigkeit der darin erwähnten Umstände ein, und obgleich dieselben in hohem Grade verdächtig sind, nehmen Sie dennoch Anstand, der Familie Ihrer Braut genügende Erklärungen zu geben. Es könnte ja ganz im Vertrauen geschehen."

„Es ist mir leider unmöglich," wiederholte Marchmont,

„Ihnen eine andere als die bereits gegebene Antwort zu ertheilen."

„Vielleicht," meinte Robert, welcher die Sache nicht gern zum Aeußersten wollte kommen lassen, „wären Sie nicht abgeneigt, meiner Schwester persönlich die Sache zu erläutern? Auch das würde uns genügen."

„Sollte ich von Ihrer Schwester," versetzte der Lord, „eine unmittelbare Aufforderung hierzu erhalten, so könnte ich mich über manche Punkte aussprechen."

„Und ist das alles, was Sie mir zur Antwort geben können?"

„Das ist alles."

„Also sind Sie doch bereit, meiner Schwester persönlich die Erklärungen zu geben, welche ihr genügen werden?"

„Verzeihen Sie," entgegnete Marchmont, „das war nicht der Sinn meiner letzten Worte. Ich sagte nur, wenn Ihre Schwester den Wunsch äußern sollte, eine deutlichere Auslassung von mir zu hören, so könnte ich mein Schweigen bis zu einem gewissen Grade brechen. Ob sie oder ihre Familie jedoch dadurch befriedigt sein würde, ist eine ganz andere Frage, über die ich keine Meinung geäußert habe."

Robert erhob sich.

„Es thut mir in der That leid," sagte er, „daß Sie sich aus Gründen irgend welcher Art veranlaßt fühlen, ein Schweigen zu beobachten, welches so wenig geeignet ist, das Gemüth meiner Schwester zu beruhigen. Ich hege über die Ehrenhaftigkeit Ihrer Gründe nicht den

geringsten Zweifel; aber ich fürchte sehr, daß Laura in ihrem aufgeregten Zustande sich bewogen fühlen könnte, ein Verhältniß aufzulösen, dessen Bestehen uns Allen eine so große Freude bereitete, da wir hofften, daß es das Glück beider Theile begründen werde. Sollte der erwähnte Fall unglücklicher Weise eintreten, so erwarte ich wenigstens, daß Sie mich und meine Familie von jeder Schuld in der Sache freisprechen werden."

„Das thue ich von ganzem Herzen," erwiderte Marchmont, ihm die Hand reichend, „und ich beklage es aufrichtig, daß die Umstände mich zwingen, der mir von Ihnen und Ihrer Familie bisher geschenkten Achtung minder würdig zu erscheinen. Was das zwischen Ihrer Schwester und mir bestandene Verlöbniß betrifft, so kann nach meiner Meinung jetzt, da das gegenseitige Vertrauen aufgehört hat, dadurch weder Laura's Glück noch das meinige begründet werden."

„Dieses Vertrauen wieder herzustellen, steht ja in Ihrer Macht."

„Ich glaube nicht," gab Marchmont zur Antwort, während er Robert zur Thüre begleitete. Bestürzt und niedergeschlagen durch die unerwartete Erfolglosigkeit seiner Sendung trat dieser den Rückweg an.

Marchmont dachte einige Augenblicke über den gänzlichen Mangel jedes edeln Gefühls nach, welchen Laura verrathen hatte. Er hielt es nicht für möglich, daß sie wirklich etwas Nachtheiliges von ihm glaube; aber abgesehen davon, ob sie es that oder nicht, lag eine ihm unbegreifliche Niedrigkeit darin, daß sie sich unter dem

Schutze dieser Beschuldigung gegen Tadel zu sichern suchte, und zwar in der sichern Voraussetzung, er werde zu großmüthig sein, um sie durch Veröffentlichung ihrer eigenen Handlungsweise zu strafen. Da er jedoch beschlossen hatte, alles zu erdulden, wie bitter und demüthigend es auch sein mochte, so wies er diese aufregenden Gedanken bald von sich. Dagegen fühlte er eine innere Wonne, wenn er dachte, daß er um Margaret's willen die Kränkung zu ertragen habe, daß er ihretwegen seinen guten Namen angegriffen sah. Sie mindestens war edelherzig und solcher Opfer werth, die zu bringen sie stets bereit, zu verlangen aber unfähig war.

Im Laufe desselben Tages empfing er ein sorgfältig versiegeltes Packet. Es enthielt Laura's förmliche Erklärung über die Auflösung ihres Verlöbnisses; gleichzeitig stellte sie ihm die kostbaren Juwelen zurück, welche sie von ihm zum Geschenk erhalten hatte. Vielleicht hatten einige Thränen des Schmerzes, die nicht allein dem Quell getäuschter Liebe entströmten, sie bethaut, als ein letzter zögernder Blick auf dem prachtvollen Geschmeide ruhte. Arme Laura! Sie lernte kennen, was es heißt, einem reichen Freier den Abschied geben.

Dreißigstes Capitel.

Eine alte Freundin.

„Also Frau Rumford wünscht mich sobald als möglich allein zu sprechen," sprach Margaret zu sich selbst, indem sie ein eben empfangenes Briefchen auf den Tisch legte.

Die Einladung konnte ihr zu keiner Zeit ungelegener kommen, als eben jetzt. Es war der Tag, an welchem sie die Ankunft ihres Bruders erwartete, ohne zu wissen, in welcher Stunde er kommen werde; denn sie hatte keine Nachricht mehr von ihm erhalten seit jenem verzweiflungsvollen Briefe, der zu ihrem wilden Entschlusse, an seiner Stelle den Kampf mit Marchmont einzugehen, Veranlassung gegeben hatte. Es kam ihr hart an, sich der Möglichkeit auszusetzen, bei seiner Ankunft von Hause abwesend zu sein, und überdies war ihr Geist von dem Gedanken an seine Rückkehr so erfüllt, daß sie wenig Sinn für etwas Anderes hatte. Was konnte Frau Rumford von ihr wollen? Vielleicht sollte sie ein Versehen in dem Strickzeug der alten Dame verbessern, denn in Betreff dieser Kunst hegte Tante Rumford ein großes Vorurtheil zu Gunsten Margaret's, wahrscheinlich, weil diese in ihren derartigen kleinen Verlegenheiten ihr bereitwilliger Hülfe leistete, als die weniger aufmerksamen, wenn auch nicht durchaus ungefälligen Nichten. Oder die alte Frau wollte vielleicht über einen andern Gegenstand von ähnlicher Wichtigkeit, der sich recht wohl um vier

und zwanzig Stunden hätte verschieben lassen, mit ihr sprechen. Allein Margaret verweigerte stets ungern einen Freundschaftsdienst. Zudem war Frau Rumford mehr als achtzig Jahre alt, und schon aus diesem Grunde schien ihr eine Weigerung unmöglich. Indem sie sich mit der Hoffnung tröstete, daß es noch zu früh am Tage für Theodor's Ankunft sei, warf sie eiligst ihren Shawl über und eilte dem Bingham'schen Hause zu.

Frau Rumford kam nie früher als in den Nachmittagsstunden aus ihrem Schlafzimmer herab. Da es jetzt kaum zwölf Uhr war, eilte Margaret sogleich hinauf und klopfte an die Thüre, welche von der Kammerfrau augenblicklich geöffnet wurde. Letztere rückte einen Stuhl für sie neben den Sessel ihrer Herrin und begab sich sodann in die Nebenstube. Von Strickwerk schien keine Rede zu sein. Frau Rumford saß wie gewöhnlich in ihrem Sessel und schaute starren Blicks auf den Tisch, wo ihre Katze saß, welche ihrerseits die alte Dame anstarrte. Beide waren gleich unbeschäftigt, aber Miezchen schien in Bezug auf Gemüthsruhe den Vorzug zu haben, denn die alte Frau sah unruhig und abgespannt aus.

„Es freut mich, meine Liebe, daß ich Sie bei mir sehe," sagte Frau Rumford. „Ich wußte gewiß, Sie würden kommen, obgleich es mir nicht unbekannt war, daß Sie heute Ihren Bruder erwarten. Mein Geschäft mit Ihnen wird nicht von langer Dauer sein."

„Wie gütig, daß Sie sich dessen erinnern," erwiderte Margaret. „Aber Sie sehen blaß und angegriffen aus; es fehlt Ihnen doch nichts?"

„Ich bin wirklich fast zu Tode gepeinigt," antwortete die alte Dame. „Wenn Sie alle Qualen kännten, die ich seit Jahren zu erdulden habe, so würden Sie sich nicht wundern, daß ich matt und abgelebt bin; die Last der Leiden hat mich mehr gedrückt als meine achtzig Jahre. Sie wissen nicht, was es heißt, sich mit solchen Dingen plagen müssen, wenn man alt ist und der Ruhe bedarf."

Margaret sah sie theilnehmend an, aber antwortete nicht. Frau Rumford fuhr deshalb fort:

„Wahrscheinlich sagen die Leute, ich hätte hier ein recht bequemes Leben im Kreise einer fröhlichen Familie; aber, meine Liebe, ich bin nur in einer Beziehung im Kreise dieser Leute, in allen übrigen lebe ich für mich selbst. Sie pflegen mich und benutzen mich dafür; ich bin für sie ein werthvolles Stück Hausgeräth, — weiter nichts."

„Aber Sie lieben die Familie," sagte Margaret.

„Ja, ich habe sie geliebt, sonst wäre ich nicht so lange bei ihnen geblieben und hätte nicht noch manches Andere gethan. Aber es nützt nichts, jetzt darüber zu sprechen; auch war es das nicht, wovon ich mit Ihnen reden wollte."

Die alte Frau drückte ihre Hand gegen die Stirne, als bemühe sie sich, ihre Gedanken zu sammeln; dann schaute sie plötzlich zu Margaret auf und fuhr fort: „Sie sagen stets die Wahrheit, Kind; das gefällt mir an Ihnen, obgleich Sie manche Fehler haben."

„Sehr viele," verbesserte Margaret lächelnd.

„Aber es liegt etwas in Ihnen, worauf ich mich verlassen kann. Sie sind ehrlich und aufrichtig. Jetzt sagen Sie mir, haben Sie jemals einen anonymen Brief geschrieben?“

„Nie,“ entgegnete Margaret.

„Das wußte ich; es sieht Ihnen nicht ähnlich. Man hat Sie dessen und vieler andern Dinge beschuldigt; ich bin entschlossen, alledem auf den Grund zu kommen.“

Frau Rumford erzählte hierauf ihrer jungen Freundin mit einiger Breite alles, was sich zugetragen, und erwähnte der verschiedenen Beschuldigungen, die man gegen dieselbe erhoben hatte, wobei sie mit dem Streiche anfing, welchen Tom in der Nacht nach der Abendgesellschaft seiner Schwester Laura gespielt hatte, und zwar nach dessen Versicherung auf Margaret's ausdrückliches Verlangen. Letztere schüttelte als Erwiderung auf die erste Anklage nur sehr entschieden mit dem Kopfe, weil sie die gedehnte Mittheilung der alten Dame nicht unterbrechen wollte. Als Letztere jedoch die Ereignisse des vorigen Tages zu berichten begann und die in dem anonymen Schreiben enthaltenen Worte wiederholte, so weit sie es aus dem Gedächtniß vermochte, begann Margaret's Herz heftig zu schlagen, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Dennoch hörte sie schweigend zu, bis endlich Frau Rumford, bei einer Pause sich umwendend, ihr glühendes Gesicht gewahrte.

„Sie sind erzürnt,“ sagte die alte Frau, „daß man Sie so niedriger Kunstgriffe fähig glaubt, und ich wundere mich nicht darüber. Ich selbst war um Ihretwillen er-

zürnt; aber da Niemand sich darum kümmerte, was ich dachte oder sagte, so beschloß ich, Sie rufen zu lassen und Ihnen die Frage unumwunden vorzulegen. Das ist meiner Meinung nach der richtige Weg und besser als — wie Andere thun — kurzweg entscheiden, daß irgend Jemand etwas Schlechtes begangen haben müsse, nur, weil es auf keine andere bequeme Weise zu erklären ist, und dann beschließen, daß um der Ruhe und des Friedens willen kein Wort weiter darüber gesprochen werden solle."

„Aber sagen Sie mir," fragte Margaret gespannt, „was that Laura nach Empfang jenes Briefes?"

„Sie sagte, sie wolle das Verhältniß mit Lord Marchmont abbrechen, aber ohne daß ihm über den Brief und dessen Inhalt etwas mitgetheilt werde. Ich weiß nicht genau alles, was vorging, denn sie war oben in ihrem Bette, und ich erfuhr es nur stückweise von Frau Bingham. Weshalb Laura die Verbindung auflösen will, ohne den einzigen vernünftigen Grund anzugeben, der sich dafür finden läßt, ist mir nicht einleuchtend. Frau Bingham sagte, sie sei überzeugt, daß Sie, Margaret, das Mädchen in Furcht gejagt und aufgereizt hätten, und — was mir am sonderbarsten schien — eben so Lord Marchmont. Es wurde jedoch beschlossen, Robert solle sich sogleich mit dem Briefe zu Marchmont begeben; dieser werde ohne Zweifel das Ganze als eine Verleumdung widerlegen können, so daß Laura beruhigt und alles wieder in das alte Geleise kommen werde. Aber, denken Sie sich, mein Kind, Marchmont wollte die Sache nicht in Abrede stellen, obgleich Robert ihm sagte, die Familie

werde zufrieden sein, wenn er nur seiner Schwester unter vier Augen eine Erklärung darüber gäbe. Ob er beleidigt war oder wirklich nichts zu seiner Rechtfertigung anführen konnte, weiß ich nicht. In Folge dessen hat nun Laura das Verhältniß abgebrochen und Frau Bingham soll so krank sein, daß sie sich zu Bett hat begeben müssen. Die halbe Familie liegt im Bette und ich wollte, die Andern folgten ihrem Beispiel, denn ich bin herzlich überdrüssig, immer von dieser Geschichte zu hören. Doch um auf das zurück zu kommen, was ich in Betreff Ihrer sagen wollte: diese Leute sind noch immer der Meinung, der anonyme Brief sei Ihr Werk. Sie glauben, er sei wenigstens auf Ihre Veranlassung geschrieben, wenn auch nicht der Inhalt von Ihnen erfunden sei."

So lange Frau Rumford sprach, barg Margaret Augen und Wangen in den Händen; als aber die Stimme schwieg, blickte sie mit einem von innerer Bewegung glühenden Gesichte auf.

„Er ist edelmüthig gegen mich gewesen," rief sie, „und soll ich es weniger gegen ihn sein? Nein, nein, schweigen kann ich nicht, mögen die Folgen sein, welche sie wollen!"

Dann sich mit süßem Lächeln zu ihrer alten Freundin wendend, fügte sie hinzu: „Wollen Sie eine lange Geschichte nur über mich selbst anhören?"

Frau Rumford gab ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, und Margaret, wie gewöhnlich zu Füßen der alten Dame sitzend, während ihre Hände gefaltet auf den Knieen der-

selben ruhten, erzählte ihr alles, — den tiefen Groll, welchen sie gegen Marchmont empfunden, und das abenteuerliche Unternehmen, zu dem dieses Gefühl sie veranlaßt hatte. Sie erwähnte auch des von ihm begangenen Unrechtes, aber es geschah mit der sanften, entschuldigenden Stimme der Freundschaft. Als die Erbitterung, welche früher ihr Herz erfüllt und sie gegen ihn gewaffnet hatte, plötzlich geschwunden war, hatte nicht kalte Unparteilichkeit, sondern eine aus warmem Herzen entspringende Achtung deren Stelle eingenommen, und dieses Gefühl lieh jetzt der ganzen Erzählung die Farbe, obgleich Margaret nichts von der Wahrheit verschwieg.

„Er hat gefehlt," sagte sie, „aber er hat sein Unrecht auf edele Weise gut gemacht. Schon zur Steuer der Wahrheit wäre es meine Pflicht, diese Beschuldigung nicht auf seinem Namen ruhen zu lassen; aber gern erfülle ich diese Pflicht als einen Zoll der Dankbarkeit, obgleich mein Geständniß die Wiederanknüpfung eines Verhältnisses zur Folge haben wird, welches ich um jeden Preis vernichtet sehen möchte. Ich verdanke ihm viel, — mehr als ich ihm jemals vergelten kann, unendlich mehr als ich Ihnen gesagt habe. Ich war eine elende Gottesleugnerin, aber durch ihn habe ich glauben, hoffen und beten gelernt. Wenn auch meine Erkenntniß, wie ich fühle, nur noch schwach und unvollkommen ist, so gleicht meine Brust doch nicht mehr einer öden Wildniß. Der hoffende Glaube lebt in mir, daß ich endlich werde Frieden finden, wenn auch kein Glück mir beschie-

den ist; und alles dieses danke ich ihm. Möge er wenigstens glücklich sein!“

Liebevoll ihre Hand auf Margaret's Haupt legend, sprach Frau Rumford: „Mein liebes Kind, Laura soll alles erfahren, was Sie mir mitgetheilt haben.“ Nach einer Pause fügte sie kopfschüttelnd hinzu: „Es ist eine glänzende Verbindung, — doch sie werden nicht glücklich mit einander sein. Ich habe viel in der großen Welt gelebt, habe aber nie gesehen, daß ein hübsches, liebenswürdiges und eiteles Weib, dem alle Grundsätze fehlen, einen Mann dauernd glücklich macht. Besser wäre es vielleicht für beide Theile, wenn alles so hätte bleiben können, wie es jetzt ist, und — Sie müssen das einer alten Frau nicht übel nehmen, Margaret, — ich hätte lieber gesehen, er wäre mit Ihnen, statt mit meiner eigenen Nichte verlobt.“

Erschreckt sprang Margaret bei diesen Worten auf; eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht. „Liebe Frau Rumford, nie wieder eine solche Bemerkung!“ rief sie mit einer Stimme, die von innerer Bewegung fast erstickt war. „Sie thun mir unbeschreiblich wehe.“

„Warum denn, meine Liebe? Es war nur ein thörichter Einfall, den Sie mir verzeihen müssen. Ich dachte, Sie beide paßten besser für einander. — Aber was soll ich denn Frau Bingham und den Uebrigen sagen? Sie erwähnten vorhin, es sei Ihr Wunsch, daß ihnen nichts bekannt würde, was für Marchmont oder Laura nachtheilig sein könnte.“

„Sagen Sie,“ antwortete Margaret, die ihre Fas-

sung wiedergewonnen hatte, „ich hätte Ihnen im Vertrauen mitgetheilt, daß ich selbst die in jenem boshaften Schreiben erwähnte Person sei; daß Lord Marchmont, um mich gegen die Folgen einer sehr unbedachten Handlung zu schützen, sich der Gefahr einer Verleumdung ausgesetzt habe, und daß nur Schonung für meinen Ruf ihn jetzt bestimme, sich nicht zu vertheidigen. Ohne Zweifel wird diese Erklärung der Familie genügen, ohne daß man die Einzelheiten zu wissen verlangt. Doch bitte ich Sie nochmals, Ihrer Nichte Laura im Geheimen die reine Wahrheit mitzutheilen."

„So habe ich also alles gethan, um Theodor's letzte Hoffnung auf Glück zu vernichten," dachte Margaret auf dem Heimwege, „und ist dadurch Laura's oder Ferdinand's Glück gesichert worden? Gleichviel, ich habe gethan, was meine Pflicht war; die Folgen bleiben Gott überlassen. Wie süß ist es, dies sagen und empfinden zu können!"

Einunddreißigstes Capitel.

Des Wanderers Rückkehr.

Der Tag neigte sich, als der Wanderer in der Heimath anlangte; ein herzliches Willkommen wartete seiner. Beim Anblicke ihres lang entbehrten, fast verlorenen Bruders, vergab Margaret nicht nur, — denn das hatte sie längst von ganzem Herzen gethan, — sondern ver-

gaß auch alle Vorwürfe und liebloſen Worte; ſie hing an ſeinem Halſe, als wollte ſie ihn nie wieder laſſen, und er hätte wahrlich ein kaltes Herz haben müſſen, wenn er beim Ausdrucke ſo inniger Liebe ungerührt geblieben wäre. Theodor erwiderte ihre Liebkoſungen in einer Weiſe, die keinen Mangel an Gefühl verrieth, und als die erſte Umarmung vorüber war, und Beide ſich gegenſeitig betrachten konnten, ruhte ſein Blick mit wahrer Bewunderung auf der ſchönen Schweſter.

„Margaret," ſagte er, „du ſiehſt wirklich reizender aus als je."

„Das Glück verſchönert, lieber Theodor," verſetzte Margaret, indem ihr Arm ſeine Schulter umſchlang. Beide traten in das kleine Wohnzimmer, in welchem ſie ſeit drei langen Jahren nicht bei einander geweſen waren.

„Alles noch auf ſeinem Platze!" rief Theodor; „nur kommt mir das Zimmer viel kleiner vor, als früher; ich wußte gar nicht, daß es ſo winzig war."

Margaret hätte, wenn ſie aufrichtig ſein wollte, das Compliment über ihr Ausſehen ſchwerlich erwidern können. Mancher würde Theodor überhaupt nicht ſchön genannt haben. Er hatte eben das vierundzwanzigſte Jahr erreicht; dem Alter war alſo kein Einfluß auf die Verminderung ſeiner Schönheit zuzuſchreiben. Seine ganze Erſcheinung war männlicher geworden, ſeine Züge waren ſchärfer ausgeprägt, hatten jedoch nicht mehr die frühere Zartheit des Ausdrucks. Er ſchien mehrere Jahre älter, als er wirklich war, wozu nicht bloß die Wirkung des Wetters

und des tropischen Klima's, sondern auch ein überreicher Bartwuchs beitrug. Wenn man ihn aufmerksamer betrachtete, mußte man ferner zu der Annahme gelangen, daß auch moralische Gründe mitgewirkt hatten. In seinem Blicke lag nicht nur die bewußte Sicherheit, welche durch das Alter und den Verkehr mit der Welt erlangt wird, sondern auch ein Ausdruck von Leichtsinn und Verwegenheit, und sein Auge schweifte unruhig umher, in einer Weise, die von seinem frühern, zwar feurigen, aber offenen und heitern Wesen sich sehr unterschied. In der Aufregung des Wiedersehens hatte Margaret dieses anfangs nicht bemerkt, allein bald gewahrte sie die Veränderung und fühlte instinktmäßig, daß dadurch etwas mehr als der bloße Verlauf der Zeit angedeutet werde.

Kurz nach Theodor's Ankunft setzte man sich zur Mahlzeit nieder. Während derselben sprach er heiter und lebhaft; er erzählte den Schiffbruch mit allen seinen schrecklichen Einzelheiten, und Margaret lauschte jedem Worte mit ängstlicher Spannung. Es muß einem Manne Vergnügen gewähren, von abenteuerlichen Gefahren und wunderbarer Rettung zu berichten, wenn er einem nicht nur willigen, sondern sogar begierigen Zuhörer erzählt. Ueberdies hatte Theodor einen guten Appetit, und ein kräftiges Mittagessen stand vor ihm, was ebenfalls wohlthätig auf seine Stimmung einwirkte. Er hatte auch seinerseits jede Erinnerung an jenen vorwurfsvollen Brief aus dem Sinne geschlagen, — was bei ihm allerdings weniger edel erschien, als bei seiner Schwester. Aber

gedachte er denn auch Laura's nicht, daß er gar nicht nach ihr fragte, und war er derselbe Theodor, der erst vor wenigen Tagen sich selbst als einen verzweifelnden Menschen, mit gebrochenem Herzen, dargestellt hatte? Solche Gedanken mußten nothwendig in Margaret aufsteigen, allein aus verschiedenen Gründen mochte sie den Gegenstand nicht zuerst berühren.

Das Essen war vorüber; Theodor lehnte in seinem Sessel, mit einem noch halb gefüllten Glase in der Hand, aus dem er zuweilen nippte, während eine kleine Pause in der Unterhaltung eingetreten war.

„Was ich sagen wollte," begann er plötzlich, als wäre der Gedanke eben in ihm aufgestiegen oder als sei dies der erste passende Augenblick zu einer solchen Bemerkung, — „ich hatte erwartet, Frederic Harcourt hier zu finden. Was ist der Grund seiner Abwesenheit? Er wußte, daß ich kommen würde, denn ich habe Beweise, daß mein Brief ihn nicht verfehlt hat."

„Er ist vor drei Tagen in seiner Yacht abgesegelt," bemerkte Margaret trocken. „Wohin, ist mir unbekannt."

Theodor ließ das Glas sinken und richtete auf Margaret einen halb erstaunten, halb forschenden Blick. Letztere schien sich dadurch verletzt zu fühlen, denn sie erhob sich und schlug ihm vor, in das Nebenzimmer zu gehen.

„Ich mag noch nicht aufstehen," entgegnete Theodor, „sondern will noch ein Glas Wein trinken. Komm, laß mich dir auch einschenken."

„Ich trinke nie Wein."

Eine neue Pause folgte. Theodor füllte sein Glas wieder und leerte es; dann setzte er es nieder und begann: „Margaret, es ist eigentlich sonderbar, daß du mich noch nicht gefragt hast, was zwischen mir und Marchmont vorgefallen ist.“

Margaret erröthete, theils, weil sie sich bei diesen Worten an den lieblosen Brief ihres Bruders erinnerte, theils aus Verlegenheit. Sie scheute sich, ihm zu gestehen, welche sonderbare Rolle sie gespielt hatte. Ungeachtet all ihrer Liebe zu ihm fühlte sie jetzt, da sie ihn sah, daß er nicht der Mann war, ein solches Vertrauen zu erwecken oder zu ermuntern. Anderseits konnte sie sich nicht überwinden, irgend einen Theil dessen, was geschehen war, durch Abweichung von der Wahrheit zu verheimlichen; und so durchaus fremd war ihr jede Verstellung oder jene Art von Vorsicht, die häufig dazu führt, daß sie nie vorher daran gedacht hatte, auf welche Weise sie eine Mittheilung, die vielleicht nicht rathsam erschien, umgehen könne. Sie erwiderte deshalb nur: „Ich wartete, bis du selbst den Gegenstand berühren würdest.“

„Und bliebst mittlerweile in sorgloser Ungewißheit, ob mir ein Zweikampf bevorstehe oder nicht,“ bemerkte Theodor mit erzwungenem Lachen.

„Es war mir peinlich, davon zu sprechen,“ versetzte sie in einer augenblicklichen Aufwallung, die ihre Wangen höher färbte.

Die Glut derselben erregte Theodor's Aufmerksamkeit, und plötzlich fiel ihm der vorwurfsvolle Ton seines Briefes ein.

„Du fühlst dich beleidigt, Margaret," sagte er, „durch ein Paar unbedachte Ausdrücke, die du mir in Berücksichtigung meines qualvollen und zerrissenen Geisteszustandes wohl hättest vergeben können."

„Vergeben, Theodor?" rief seine Schwester; „das habe ich vom ersten Augenblicke an willig und aus vollem Herzen gethan; ich kann dir jedoch nicht verhehlen, daß deine Vorwürfe mich tief verletzt haben. Du warst während deiner langen Abwesenheit mein einziger Gedanke, dein Interesse meine einzige Sorge, und ich hoffte, du würdest wenigstens nicht an meiner unwandelbaren Liebe und treuen Anhänglichkeit zweifeln! Aber du thust mir von neuem schweres Unrecht, wenn du glaubst, deine unfreundlichen Ausdrücke hätten auch nur im geringsten meine Theilnahme für deinen Kummer zu mindern vermocht. Nein, ich fühlte vielmehr, wie heftig ein Schmerz sein mußte, der dich so sehr außer dir bringen konnte, und mein Mitleid war desto größer."

„Schon gut, schon gut," antwortete Theodor ungeduldig. „Ich zweifele weder an deiner Liebe noch an deinem Bestreben, mir nützlich zu sein; bitte, sprich nicht mehr darüber. Ich habe dir merkwürdige Dinge mitzutheilen; mache dich auf eine Ueberraschung gefaßt. Du weißt vielleicht, oder wirst wenigstens errathen haben, daß ich dem treulosen Marchmont eine Herausforderung zuschickte. Harcourt sollte über Zeit und Ort die nöthigen Verabredungen treffen; ich hatte ihn darum gebeten. Statt dessen hat er sich begnügt, ihm mein Schreiben zuzustellen, und ist auf unerklärliche Weise

verschwunden, worüber er mir natürlich Rechenschaft schuldig ist. Dies jedoch nur beiläufig; etwas viel Unbegreiflicheres ist geschehen. Ferdinand Marchmont hat es verweigert, sich mit mir zu schlagen! Er schämte sich nicht, mein Vertrauen zu verrathen und mir die Zuneigung des Mädchens zu rauben, das ich liebte, und versagt mir jetzt die einzige Genugthuung, die ich fordern kann!"

„Und welchem Grunde schreibst du diese Weigerung zu?" fragte Margaret, mit äußerster Anstrengung ihre Aufregung beherrschend.

„Welchem Grunde? — Kannst du noch fragen? Der Feigheit, der erbärmlichsten Feigheit! Er besitzt in gleichem Grade die Gemeinheit und die Muthlosigkeit eines Verräthers."

„Das ist eine Lüge!" rief Margaret, während ihre dunkeln Augen vom heftigsten Unwillen erglühten.

Theodor wandte sich um und betrachtete sie mit ungekünsteltem Erstaunen. Er war in der That zu sehr überrascht, um gleich zornig zu werden. „Sachte, sachte, mein liebes Schwesterchen," sagte er. „Du läßt deine Zunge mit der Besonnenheit davon laufen. Wenn man Damen für ihre Worte nicht zur Verantwortung zieht, so geschieht dies in der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie sich aller rohen und beleidigenden Ausdrücke enthalten."

„Es war nicht meine Absicht, dich zu beleidigen, Theodor. Was du gesagt hast, ist unwahr; ich kenne

keine andere Bezeichnung dafür; aber ich wollte dich nicht einer absichtlichen Entstellung der Wahrheit beschuldigen."

„O, ich befinde mich im Irrthume, — hast du sagen wollen," erwiderte der Bruder. „Darf ich fragen, auf welchem Grunde diese günstige Meinung beruht, und weshalb du ein so lebhaftes Interesse für meinen bittersten Feind an den Tag legst? Ich glaubte, Margaret besäße mehr Anhänglichkeit für ihre Freunde, als daß sie deren Gegner vertheidigte."

„Nicht genug, um dadurch ungerecht zu werden, lieber Theodor. Niemand kann das dir zugefügte Leid tiefer empfinden als ich — und kaum so schwer, möchte ich sagen. — Wenn ich dadurch verleitet worden bin, hart und vorschnell zu urtheilen, so geschah es unbewußt; wissentlich werde ich mich nie einer Ungerechtigkeit schuldig machen."

„Aber sage mir doch," entgegnete Theodor, „welche Ungerechtigkeit liegt denn darin, daß man die Weigerung eines grundsatzlosen Menschen, sich zu schlagen, dem Mangel an persönlichem Muthe zuschreibt?"

„Muß ein Mann, der eine unrechte Handlung gethan hat, ein durchaus grundsatzloser sein?"

„Eine einzige ehrlose Handlung verdammt den Mann gänzlich und für immer," war seine Antwort.

„Ich gebe zu," fuhr Margaret fort, „daß wegen einer solchen That, wie die ist, zu der Ferdinand Marchmont sich verleiten ließ, die Welt einen Mann verdammt; allein weißt du, ob er nicht jetzt sich selbst verdammt?

Die harte Welt nimmt zwar keine Rücksicht darauf, aber dennoch gibt es Reue, tiefe Reue, — ja, ich weiß es."

„Was nützt das der gekränkten Person, wenn kein Ersatz möglich ist? Kann Reue das Vergangene ungeschehen machen oder die jugendliche Neigung wiederherstellen, die mißleitet worden ist?"

„Du streitest nicht ehrlich und schweifst von der Sache ab," wandte seine Schwester ein. „Deine Behauptung war, daß ein grundsatzloser Mensch nur aus Feigheit den Zweikampf verweigern könne. Aber ein Mann, der eine unrechte Handlung begangen hat und sie bereut, kann doch einen andern und bessern Beweggrund haben. Ferdinand Marchmont ist ein Christ, lieber Theodor; und wir sind, oder waren, Ungläubige. Das Gesetz Gottes sagt: Du sollst nicht tödten!"

„In der That!" versetzte Theodor, „ein recht bequemes Christenthum, das sich bei Seite legen läßt, sobald es unser Vergnügen stört, und gelegentlich hervorgeholt werden kann, um uns als ein anständiges Schutzmittel gegen die Folgen unserer Sünden zu dienen!"

„Das Christenthum gestattet keine Sünde, wenn auch seine Bekenner sündigen," erwiderte Margaret. „Auch Ungläubige sündigen, nur bereuen sie nie. Vieles, was du jetzt sagst und empfindest, Theodor, würde noch vor kurzer Zeit meine eigene Empfindung gewesen sein; doch ich habe eine Lehre empfangen, die ich nicht vergessen werde. Ein anderes Mal kann ich dir vielleicht Beweise von dem geben, was ich behaupte, — aber heute nicht."

„Gut, so wollen wir für heute den Gegenstand fallen lassen," sagte Theodor. „Ich bin überhaupt nicht aufgelegt zu streiten, und am wenigsten über diesen Punkt. Auch wollte ich dir noch mehr mittheilen, als du mich mit diesen ärgerlichen Erörterungen unterbrochen hast. Hier, lies diese Papiere. Das eine enthält den wesentlichen Inhalt und, so viel ich mich entsinnen kann, den Wortlaut eines Briefes, den ich an Laura gerichtet habe; das andere ist eine genaue Abschrift ihrer Antwort darauf. — Ich sehe, du bist erstaunt," fuhr er fort, während Margaret das letztere Schreiben las; „ich bin es nicht. Nie vermochte ich zu glauben, daß eine so innige Liebe ganz erlöschen, und noch viel weniger, daß sie treulos auf einen Andern übertragen werden könne. Laura hat sich gewinnen und überreden lassen, doch ihr Herz gehörte immer mir, und mir allein. Ich habe diesen Brief mit einigen Zeilen an Marchmont geschickt. Hier ist seine Antwort. Er konnte nicht wohl anders handeln. Zwischen ihnen ist jetzt, wie du siehst, alles zu Ende, und das Feld wieder für mich offen. Glaubst du, ich hätte so vor dir erscheinen können, wie du mich jetzt siehst, wenn es beim Alten geblieben wäre? Ich sage dir, ich war in der Zeit, als alle Hoffnung für mich verloren zu sein schien, völlig wahnsinnig. Aber, Margaret, — es scheint, du freust dich nicht mit mir? Was bedeutet das? Was soll ich von dieser Kälte denken?"

„Ich bin nicht kalt, lieber Theodor," antwortete die Schwester, „und ich freue mich von ganzem Herzen, daß

dieses Verhältniß aufgelöst ist, doch — zürne mir nicht: ich weiß, du siehst nie Fehler an ihr — dieses Schreiben, so wie Laura's ganzes Benehmen erscheint mir in hohem Grade unwürdig. Für schwach habe ich sie allerdings gehalten, auch habe ich ihr eine beharrliche Liebe, die weder durch Abwesenheit noch durch Hindernisse wankend gemacht werden könnte, nie zugetraut; ich nahm an, es sei gerade diese Schwäche, welche sie verleitet habe, einen mit größern Glücksgütern begabten und zugleich von ihrer Familie begünstigten Verehrer vorzuziehen. Von jeher war dies meine Meinung über sie, und wäre ich ein Mann, so würde meine Wahl nie auf ein solches Weib gefallen sein. Allein du liebtest sie. Ich mochte deshalb gern glauben, daß sie liebenswürdig sei oder wenigstens einzelne Eigenschaften besitze, die Liebe verdienten, und ich hoffte, daß ihre frühere Neigung die Herrschaft wiedergewinnen werde, sobald der Gegenstand derselben zurückgekehrt sei. Aber, Theodor, wer hätte sie einer Handlungsweise für fähig gehalten, wie die ist, wovon dieses Schreiben Zeugniß gibt? Sie scheint ganz unfähig zu sein, gegen irgend Jemand wahr und offen zu handeln."

„Sie liebt mich, und das genügt mir," entgegnete Theodor.

„Sie läßt sich gern lieben und bewundern; ihre flüchtigen und veränderlichen Empfindungen verdienen den Namen der Liebe nicht."

„Pah!" rief Theodor, „mache mich nicht ärgerlich, Margaret! Du bildest stets Theorieen und beurtheilst einen Jeden nach einer gewissen Regel. Laura ist ein

Weib und jedenfalls ein sehr liebenswürdiges; ich gebe zu, daß sie die natürlichen Fehler eines Weibes haben mag. Wer hat auch Charakterfestigkeit jemals für eine weibliche Tugend gehalten? Sie besitzt ein sanftes Gemüth, feines Gefühl und Liebe; und ihre Liebe, davon bin ich überzeugt, blieb im Grunde ihres Herzens immer mir geweiht. Wenn ich zufrieden bin, so möchte ich wissen, wer ein Recht hätte, unzufrieden zu sein und eine strenge, engelgleiche Vollkommenheit zu verlangen, die ich nicht beanspruche? Du verstehst nichts von Liebe, Margaret! Die Liebe mäkelt nicht so, wie du dir einbildest, — sie gibt gern mehr, als den Vorzügen der Geliebten zukommt."

„Wirklich, — verstehe ich nichts von Liebe?" fragte Margaret mit schwach unterdrückter Bitterkeit. „Bin ich geneigt, genau zu feilschen? Ich dächte, zuweilen wäre ich nur zu verschwenderisch mit den Empfindungen meines Herzens gewesen. Uebrigens muß bei wahrer Liebe entweder Achtung vor wirklichen Vorzügen, oder mindestens der Wunsch vorhanden sein, daß der geliebte Gegenstand dergleichen besitze. Eine Liebe, welche dieser beiden Erfordernisse entbehrt und sich nur an das knüpft, was anziehend und wohlgefällig ist, kann nicht wahre Liebe, sondern nur blinde Neigung genannt werden."

„Wieder deine Theorieen!" brummte ihr Bruder. „Doch fürchte ich, daß du dich mit einer blinden Neigung wirst begnügen müssen, welche nicht alle Vorzüge genau abwägt."

„Was meinst du?"

„Nun, wenn jemals ein Weib einen blinden Verehrer hatte, so besitzest du einen solchen an Frederic Harcourt."

„Aber ich begnüge mich weder mit ihm, noch mit seiner Liebe," entgegnete Margaret mit festem Tone.

„Das thut mir leid," lautete Theodor's Antwort. „Ich könnte triftige Gründe anführen, die es dir gewiß rathsam erscheinen ließen, ihn anzunehmen, wenn er dir auch nicht genügt. Nach deinem Beispiele aber will ich diese Erklärungen auf einen andern Tag verschieben; ich bin des Wortstreites überdrüssig. Laß uns in das nächste Zimmer gehen und ein wenig musiciren."

Margaret war gern bereit, setzte sich an ihre Harfe und spielte ihm seine alten Lieblingslieder. Theodor schwärmte für Musik. Er kam bald in eine bessere Stimmung und drückte seine Freude über den lange entbehrten Genuß in einer Weise aus, die wohlthuend uud schmeichelhaft für seine Schwester gewesen sein würde, wenn sie die so kurz vorhergegangene Unterhaltung hätte vergessen können. Der Thee unterbrach die Musik. Kein unangenehmes Wort kam mehr vor, da Margaret sorgfältig jeden Gegenstand vermied, der dazu Anlaß geben konnte. Auch war Theodor zu ermüdet und schläfrig, um irgend ein Thema mit Eifer zu verfolgen. Als das Theegeschirr abgeräumt war, stand Margaret auf.

„Ich will dir gute Nacht wünschen, Theodor," sagte sie. „Es ist kaum der Mühe werth, daß ich nochmals herunter komme."

„Wohin willst du gehen?"

„Ich muß Fräulein Cook auf einige Augenblicke besuchen; die Arme ist unwohl und darf das Zimmer nicht

verlassen. Sie würde sich vernachläßigt glauben, wenn ich mich den ganzen Abend nicht um sie kümmerte."

„Also ist die geschminkte Närrin noch immer hier?" fragte Theodor. „Ich dächte, wir könnten in Zukunft ihre Gesellschaft entbehren."

Margaret antwortete nicht, um keinen neuen Streit zu veranlassen.

„Gute Nacht!" sagte ihr Bruder nachläßig. „Ich werde noch eine Cigarre im Freien rauchen, ehe ich mich zu Bett lege."

Als Margaret nach einem kurzen Besuche bei der Kranken in die Einsamkeit ihres eigenen Zimmers zurückgekehrt war, setzte sie sich nieder, und stützte den Kopf auf die Hand. Ein Paar brennend heiße Thränen drangen durch die langen Wimpern und rollten die Wangen hinab. Das war also der sehnsüchtig erwartete Tag! Das war der Bruder, den sie so zärtlich geliebt, fast vergöttert hatte! — War er verändert — oder war sie es? Oder war mit ihnen Beiden eine unerklärliche Umwandlung vorgegangen?

Ein inniges Freundschaftsband hatte seit der Kindheit sie mit Theodor verbunden. Er war feuerig und ungestüm, wie sie; aber diese Aehnlichkeit war nur oberflächlich, und ihre Anhänglichkeit für einander nur das Erzeugniß der Verhältnisse. Mit der gänzlichen Hingebung, welche der Grundzug ihrer Liebe war, lebte sie nur für ihn und machte alle seine Empfindungen so zu den ihrigen, daß dadurch nothwendig auf seiner Seite entsprechende Gefühlsäußerungen hervorgerufen wurden. Der Leicht-

sinn und die Selbstsucht seines Wesens wurden dadurch verdeckt. Margaret war ihm zur Förderung seines Liebesverhältnisses unentbehrlich und er ließ sie nicht merken, daß sie um ihrer selbst willen keinen Werth für ihn hatte. So kannte sie seinen wahren Charakter nicht, als er in die Fremde ging. Die Zeit und manchfache Umstände verbanden sich, um die wesentliche Verschiedenheit der beiden Gemüther zu erhöhen, oder wenigstens schärfer hervortreten zu lassen. Zwei Linien, welche beinahe parallel sind, scheinen auf eine kurze Strecke in gleicher Entfernung neben einander zu laufen; aber bald trennen sie sich weiter und weiter, bis endlich die Einbildungskraft den Raum, der sie scheidet, nicht mehr zu fassen vermag und Zahlen ihn nicht mehr ausdrücken können. So war es mit diesen beiden Gemüthern. Margaret's Geist hatte sich nach innen gewendet; sie war ernst und nachdenkend, und die Einsamkeit hatte diesen Hang genährt. Theodor's Leben war stets nur ein äußerliches gewesen, und die Abwechselung, die er auf seinen zwecklosen Wanderungen durch die Welt gefunden, hatte dazu beigetragen, seinen Charakter in der natürlichen Richtung weiter zu entwickeln. Wie war es also zu verwundern, daß Bruder und Schwester, als sie sich wieder begegneten, einander fremd waren, oder gar sich noch ferner standen, als Fremde; und was ist peinlicher für das Herz, als wenn ein entfremdetes Gefühl unter den äußern Formen der Vertraulichkeit sich birgt?

Noch vor wenigen Tagen würden die Täuschungen dieses Abends Margaret fast zur Verzweiflung gebracht

haben. Sie wußte nicht, weshalb sie jetzt im Stande war, ihre Fassung zu bewahren. Die Religion konnte es nicht sein, was sie aufrecht erhielt, denn ihr Glaube war noch zu unbestimmt und zu wenig befestigt, um ihr Trost gewähren zu können. Nur Liebe kann die Wunden der Liebe heilen; aber die göttliche Liebe fehlte ihr, und die menschliche, worauf sie sich bis jetzt gestützt, hatte sie treulos verlassen. Wie kam es denn, daß ihr Geist nicht unterlag, daß ihr Herz nicht brach? Vielleicht hatte sie begonnen, ihr Gefühl einem andern Gegenstande zuzuwenden.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Gewissensbisse.

Das Fenster, aus dem am Morgen nach dem Balle die alte Frau geschaut hatte, als Marchmont den Fremden mit den langen Haaren zu ihr brachte, war verhangen. Frau Chidcock lag in einem von Vorhängen dicht umhüllten Bette und ließ von Zeit zu Zeit ein schwaches Stöhnen hören, während ihre Tochter sich weinend über sie beugte und sie dringend bat, die Arznei einzunehmen, welche sie in der Hand hielt.

„Liebe Mutter, es ist jetzt die Zeit. Willst du nicht die Arznei nehmen? — Bitte, thue es.“

„Ja, die Zeit ist da,“ flüsterte Frau Chidcock in klagendem Tone, — „die Zeit, welche für Alle kommt!“ Als hätte sie in diesem Augenblicke erst das Arzneiglas

bemerkt, fuhr sie heftig fort: „Nimm das häßliche Zeug fort, Lätitia, es macht mich krank!“

„Es soll dich ja gesund machen, liebe Mama.“

„Mich gesund machen! Ach nein, Lätitia; ich werde nie wieder gesund. Der Arzt kann mir weder nützen noch schaden. Es ist vorbei mit mir!“

„O sage das nicht!“ rief die Tochter, in Thränen ausbrechend.

„Ich bin doch keine schlechte Frau gewesen,“ fuhr die Kranke fort, welche nur dem Zuge ihrer eigenen Ideen folgte, ohne auf das zu achten, was ihre Tochter sagte oder that.

„Schlecht? Wie meinst du das, Mama? Du bist ja gegen Jedermann gut und freundlich gewesen.“

„Ich habe die Hungrigen gespeist und die Nackten gekleidet, — auch den Armen viel gegeben.“

„Gewiß hast du das gethan.“

„Meine Pflichten gegen Gott — in dieser Beziehung fürchte ich nichts. Jeden Morgen und jeden Abend habe ich die Gebete und die Bibel gelesen, — ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Und die Pflichten gegen meinen Nächsten? Ich wußte das Gebot auswendig, — als ich noch ein kleines Kind war und in die Armenschule ging. Da, da steht es an der Wand geschrieben. Gestern Abend habe ich es auch gesehen, Lätitia, — man soll treu und wahr in allem Thun und Handeln sein.“

Lätitia dachte, die Mutter beginne irre zu reden, und rang ihre Hände in stummer Verzweiflung. Gleich darauf wandte sich Frau Chidcock nach ihr um und sagte:

„Lätitia, ist es Diebstahl, dem Einen zu nehmen und dem Andern zu geben?“

„Liebste Mutter, was willst du damit sagen?“

„Ich meine — ich meine — du sollst mir diese Frage beantworten. Mein Gott! der Husten bringt mich um.“

Lätitia versuchte der Kranken eine bessere Lage zu geben. Frau Chidcock blickte sie starr an und murmelte: „Du scheust dich, es mir zu sagen.“

„Wahrlich, Mama, ich weiß nicht, was du meinst und kann dir also nicht antworten.“

„Es ist eine schwere Last, die mich drückt; sie zieht mich hinab — tief hinab.“

„Wenn ich dich ein wenig höher aufrichtete, würdest du dich nicht so beengt fühlen,“ sagte die bekümmerte Tochter in der Meinung, jene Worte bezögen sich auf die Schwierigkeit des Athemholens.

„Ist Jemand im Zimmer, Lätitia? Geh' und sieh, ob die Thüre verschlossen ist. Ich habe ein Geheimniß auf dem Herzen — ein schreckliches Geheimniß.“

„Der Arzt kommt; ich höre ihn auf der Treppe.“

Gleich darauf wurde an die Thüre geklopft, und Herr Letherby trat ein. Frau Vann, die ihm entgegen ging, schüttelte auf seine Fragen nach dem Befinden der Kranken traurig den Kopf. Er trat an das Bett.

„Nun, meine liebe Frau, wie geht's heute Morgen?“

„Nicht besser, Herr Doctor, trotz all' Ihrer Medizin. Sie bringen mich um; ich muß sterben.“

„Wir wollen hoffen, daß es nicht ganz so schlimm ist, gute Frau Chidcock.“

„Gut — man nennt uns gut, so lange wir leben," erwiderte Frau Chidcock und schwieg dann.

Der Arzt ließ den Fenstervorhang theilweise öffnen und blieb vor der Kranken stehen; die Hände auf den Rücken gelegt, betrachtete er sie mit ernster Amtsmiene. Als er die gehörige Zeit gewartet hatte, fühlte er ihr den Puls.

„Ich sterbe!" sagte Frau Chidcock.

„Wir müssen alle ein Mal sterben, meine liebe Frau, aber in Ihrem Zustande sehe ich keinen Grund, ein so trauriges Ende zu fürchten. Der Puls ist besser als gestern Abend; nach dem Aderlaß ist er ruhiger geworden."

„Glauben Sie wirklich, daß ich nicht sterben werde, Herr Doctor?" fragte die Kranke, ihn gespannt anblickend.

„Ich hoffe zuversichtlich, daß wir mit Vorsicht und Sorgfalt diesen Anfall besiegen werden. Sie haben eine starke Natur, die sich selbst hilft und die Anwendung der kräftigen Mittel erlaubt, welche hier nöthig sind. Man muß Ihnen sogleich ein Zugpflaster auf die Brust legen; heute Abend nehmen Sie einige Pillen, und morgen früh eine andere Medizin."

„Mama wollte die letzte Arznei nicht nehmen," bemerkte Frau Vann, deren betrübtes Gesicht sich etwas erheitert hatte. Der Arzt nahm das Glas, worauf sie deutete, in die Hand.

„Meine gute Mutter kann nichts nehmen, was übel schmeckt," fuhr sie fort.

„Aber, liebe Frau, dies ist ja nichts als ein magenstärkendes Mittel," sagte der Arzt und gab einen Beweis

von dem Wohlgeschmack der Arznei, indem er selbst einen kleinen Theil davon zu sich nahm.

Es ist sonderbar, daß die Aerzte nie glauben oder zugeben wollen, daß ihre abscheulichen Mischungen übelschmeckend sind.

„Teufelsdreck ist darin, ich weiß es," rief Frau Chidcock und wandte das Gesicht mit Ekel ab.

Der Arzt hatte einen Löffel gefüllt und näherte ihn ihren Lippen. „Meine liebe, gute Frau Chidcock, ein Kranker muß sich um die Bestandtheile der Arzneien nicht kümmern. Das ist unsere Sache; der Patient muß die Mittel, die wir vorschreiben, vertrauensvoll einnehmen. Was thäte es auch, wenn asa foetida darin wäre? Kochten nicht die alten Römer Suppen mit diesem Gewürz?"

Die arme Leidende, so wenig sie auch geneigt war, das ihr empfohlene Vertrauen zu beweisen, oder sich um das Beispiel der Alten zu kümmern, ließ sich durch die strenge Miene des Arztes einschüchtern, und mit einer gewaltsamen Anstrengung verschluckte sie die Arznei.

„Sehen Sie, es schmeckt so übel nicht," sagte Herr Letherby, das Arzneiglas auf den Tisch niedersetzend.

„Was darf ich essen?" fragte Frau Chidcock, deren Gedanken jetzt, wo die Furcht vor dem nahen Tode ihr benommen war, wieder auf das fielen, was für sie der Hauptgenuß im Leben war.

„Eine Suppe von Pfeilwurzmehl," antwortete der Arzt. „Sie muß gut gekocht werden," fuhr er, zu Frau Vann gewendet, fort.

„Nichts als Suppe?“ fragte Letztere.

„Nichts anderes; der Magen verträgt gegenwärtig nichts, was kräftiger ist.“

„Ein wenig Kaffee möchte ich trinken,“ äußerte die Kranke schüchtern.

„Ist viel zu aufregend,“ entgegnete Herr Letherby. „Ihre Nahrung muß jetzt so einfach und so wenig erregend wie möglich sein. Ich gehe geraden Wegs nach Hause, und will das Zugpflaster sogleich schicken.“

Dann gab er noch einige Anweisungen in Bezug auf die Anlegung des Pflasters und nahm Abschied, indem er versprach, am nächsten Morgen seinen Besuch zu wiederholen.

„Ich fühle mich viel besser,“ sagte Frau Chidcock.

„Herr Letherby meinte das auch,“ bestätigte die Tochter.

Erstere blickte sie ängstlich und verlegen an. „Was habe ich gesagt?“ fragte sie.

„Du sagtest, du fühltest dich besser, Mama.“

„Ich meine nicht jetzt, sondern vorher, ehe der Doctor kam. Wovon sprach ich? Habe ich einen Namen genannt?“

„Nein, Mama, du sagtest nur, du hättest ein Geheimniß auf dem Herzen, und dann kam der Arzt.“

„Gut,“ erwiderte die Mutter, „sprich mit Niemand davon. Ich glaube, ich sprach im Fieber. Ziehe den Vorhang zu; es ist mir, als wenn ich schlafen könnte.“

Frau Vann that, wie ihr geheißen wurde, und setzte sich still nieder, während ihre Mutter einschlummerte. Etwa eine Stunde später erwachte diese durch ein Ge-

räusch an der Thüre. Es war der Laufbursche des Arztes, welcher das Pflaster und die Arznei brachte.

„Sogleich aufzulegen," las Frau Vann.

„Laß es nur dort liegen, Lätitia, ich brauche es nicht. Wenn in der Nacht die Beklemmung wieder eintreten sollte, so kann ich es dann auflegen. Ich möchte jetzt etwas essen."

Ihre Tochter beeilte sich, die Suppe zu bereiten. Sobald Frau Chidcock gekostet hatte, erklärte sie, daß irgend etwas hinzugethan werden müsse, um die Suppe genießbar zu machen. „Ein wenig Citronensaft," meinte sie, „und ein Tropfen Wein." Frau Vann, welche das gewöhnliche Vorurtheil der ungebildeten Stände theilte, daß stärkende Nahrung das beste Heilmittel für jedes Uebel sei, leistete willig Folge.

Frau Chidcock ließ sich ihr Essen wohlschmecken und sprach dann die Hoffnung aus, in diesem Jahre noch eine gute Weihnachtsmahlzeit zu halten. Darauf versank sie in einen leichten Schlummer, aus dem sie bald nachher mit glühendem Gesichte und aufgeregtem Pulsschlage erwachte; auch die schmerzhafte Brustbeklemmung war wieder eingetreten. Die Tochter schickte in ihrer Angst zum Arzte, welcher eine Wiederholung des Aderlasses verordnete. Dadurch wurde der Puls zwar ruhiger, allein gegen Abend verschlimmerte sich der Zustand der Kranken bedeutend. Beim zweiten Besuche konnte selbst der zuversichtliche Doctor keine günstige Meinung mehr äußern, und als die weinende Tochter ihn bis zur Hausthüre begleitete, um seine Ansicht zu hören, gab er ihr

keine Hoffnung. Alles sei geschehen, war seine Antwort, was möglich gewesen; die Kranke müsse jetzt der Natur überlassen werden.

„Aber es ist doch nicht unmöglich, daß sie sich erholt?" fragte Frau Vann, nach dem letzten Hoffnungschimmer haschend.

„Wir kennen die Grenze des Möglichen nicht," antwortete der Arzt mit wichtiger Miene; „aber wir dürfen keine Wunder erwarten."

„Was hat er gesagt?" fragte die Kranke mit schwacher Stimme, als ihre Tochter mit verweinten Augen zurückkehrte.

„Nichts als was du ihn sagen hörtest," erwiderte Lätitia, da sie keinen bessern Weg kannte, der Mutter ihre Liebe zu beweisen, als daß sie derselben die Gefahr ihres Zustandes verhehlte.

Frau Chidcock gab sich selbst eine richtigere Antwort. „Er hat ja nichts gesagt, aber er sah mich an, wie man eine Sterbende betrachtet."

Lätitia schluchzte und barg ihr Gesicht in dem Bettvorhange.

„Schließe die Thüre, Lätitia," sagte die alte Frau. „Meine Kräfte sinken so schnell, daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Greife unter mein Kopfkissen; es liegt da ein Schlüssel. Das ist er, — er öffnet jenes Pult — du mußt inwendig an eine Feder drücken. — Hast du sie gefunden? — eine kleine Messingplatte — o mein Gott!"

„Ja, Mama. Es liegt ein Papier darin, das wie ein Brief zusammengelegt ist."

„Gib es mir."

Frau Vann legte es auf das Bett. Die sterbende Frau betrachtete es und seufzte tief.

„Lätitia," sagte sie, „was ich dir jetzt mittheilen werde, mußt du geheim halten bis nach meinem Tode — es wird nur noch wenige Stunden dauern, — nein, bis ich begraben bin."

Nach diesen Worten hielt sie inne, und die im Zimmer herrschende Stille wurde nur durch den Pendelschlag der Wanduhr und das laute Schluchzen der trostlosen Tochter unterbrochen.

„Versprich mir das, mein Kind."

„O meine theuerste Mutter, ich werde alles thun, was du wünschest."

„Du mußt das Papier — es befindet sich ein Brief darin, — zu Herrn Daly, unserm Pfarrer, tragen. Aber laß nicht deinen Mann sich damit befassen."

Die alte Frau blickte ängstlich umher, als fürchte sie, die Wände selbst könnten ihr Geheimniß verrathen.

„Lätitia, hast du jemals Lord Marchmont gesehen?" hob sie von neuem an. „Ach ja, ich besinne mich, du hast ihn gesehen. Er und der junge Danvers waren meine Pfleglinge. Doch du warst damals noch zu jung, um dich ihrer zu erinnern. Der Letztere ist jetzt todt."

„Nein, Mama; ich habe gehört, er werde zurück erwartet."

„Wirklich? Das ist wunderbar. Er kehrt heim, um

seine Erbschaft in Besitz zu nehmen. O, das ist Gottes Finger! Lätitia, er ist der wahre Lord Marchmont."

Frau Vann blickte ihre Mutter erschrocken an, um sich zu überzeugen, ob sie nicht irre rede. Frau Chidcock war in diesem Augenblick völlig bei Sinnen.

„Wann zuerst die Versuchung über mich kam, die beiden Kinder zu vertauschen, weiß ich kaum mehr. Mich dünkt, eine Aeußerung von Martha brachte mich auf den Gedanken. Du erinnerst dich doch deiner Tante Martha? Sie meinte, es sei schade, daß der junge Lord so kränklich wäre, und nicht statt seiner lieber der andere Knabe. Herr Danvers, sagte sie, habe sich zu Grunde gerichtet, und würde mich vielleicht für meine Bemühungen nicht bezahlen können; Lord Marchmont dagegen sei bekanntlich im höchsten Grade freigebig und würde mich gewiß reichlich belohnen, wenn er bei der Rückkehr sein Kind frisch und gesund fände. Lord Marchmont war damals Gesandter an einem auswärtigen Hofe, und er bezahlte ein Kostgeld, als ob sein Sohn ein junger Prinz wäre. Es kam mir deshalb in den Sinn, die Umstände zu meinem Vortheil zu benutzen. Zu jener Zeit zog ich gerade aus einem mehrere Meilen von hier allein gelegenen Hause hierher nach Sporthaven. Die Leute hatten also die Kinder nie gesehen, und sonderbarer Weise verwechselte sie der Arzt miteinander, als er zum ersten Male in's Haus kam. Ich ließ ihn in dem Irrthume. Die Magd war an demselben Tage erst zu uns gezogen und wußte also nichts, als was wir ihr sagten. Die Kinder waren sich auch nicht unähnlich und hatten

gleich schöne schwarze Augen, so daß ich dachte, die Mutter selbst würde sie nicht unterscheiden können. Einige Besorgniß erregte in mir eine Brandnarbe, die der kleine Lord auf der linken Schulter trug. Als indessen die junge Mutter nach mehrjähriger Abwesenheit ihn wiedersah, äußerte sie nur Zufriedenheit über das Verschwinden der Narbe, und sagte, ohne den geringsten Verdacht zu schöpfen, der Kleine sei so kräftig geworden, daß sie ihn nicht erkannt haben würde."

„Aber Beide sind am Leben geblieben," bemerkte Frau Vann.

„Allerdings. Der kleine Ferdinand — wir nannten ihn nun Theodor — erholte sich schnell und wurde bald der stärkere von Beiden, während der angebliche Lord durch die Veränderung des Klima's, denn er war in Indien geboren, schwächlich wurde. Jedoch war es nun zu spät, und ich mußte den Betrug fortbestehen lassen."

„Und Tante Martha?" fragte Lätitia.

„Als Martha auf dem Sterbebett lag, bekam sie Gewissensbisse. Das begriff ich damals nicht; wenn man gesund und kräftig ist, sieht man die Sachen ganz anders an. Ich that alles Mögliche, um sie zu beruhigen; aber sie wollte auf nichts hören und sagte, sie würde mit diesem Betruge auf dem Gewissen im Grabe keine Ruhe finden. Endlich fiel mir ein Plan ein. Ich gab vor, mich ihrem Verlangen fügen zu wollen, und sagte, ich wünschte nur, für meine Sicherheit zu sorgen. Sie ging darauf ein. Ich schrieb also im Namen von uns Beiden eine Auseinandersetzung dessen, was geschehen war,

und wir unterzeichneten dieselbe. Dann ließ ich den Pfarrgeistlichen holen; es war damals Herr Fairfax, jetzt ist er todt. Meine Schwester erklärte, sie lege dieses Schreiben in meine Hände, und ich solle es öffnen, sobald ich es für gut befände. Das Schreiben wurde versiegelt, ihre Erklärung auf dem Umschlage genau vermerkt und von dem Geistlichen und einem Herrn, Namens Booth, welcher noch lebt, als Zeugen unterzeichnet. Gott vergebe mir! ich versprach deiner Tante, dafür zu sorgen, daß der wahre Erbe in sein Recht eingesetzt und das Schreiben den richtigen Händen übergeben werde, sobald ich mich und mein Vermögen außerhalb des Landes in Sicherheit gebracht hätte. Nie habe ich inzwischen zu diesem Zwecke das geringste gethan, und das Schreiben hat seit jener Zeit unberührt dort im Kasten gelegen. Jetzt vertraue ich es dir an, Lätitia. Handle du nicht so falsch gegen mich, wie ich gegen meine Schwester gehandelt habe. Du hast nicht dieselbe Versuchung wie ich, denn die Entdeckung kann dir keinen Schaden bringen."

Nur mit großer Anstrengung und vielen Unterbrechungen hatte Frau Chidcock ihre Erzählung beendigen können. Ein Zustand großer Erschöpfung folgte; mehrere Stunden lang lag sie sprachlos und ohne Bewegung da, und nur ihr schweres, röchelndes Athmen gab der trostlosen Tochter zu erkennen, daß die Mutter noch lebe. Die Schatten des Abends senkten sich bereits herab, als der Arzt noch ein Mal kam. Die Sterbende gewahrte seine Gegenwart nicht, und er verließ sie mit der Bemerkung, sie werde den nächsten Morgen nicht erleben.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Unangenehme Erörterungen.

Der Morgen nach Theodor's Ankunft war schön und hell. Margaret hatte einen Spaziergang am Meeresufer gemacht und kehrte gerade heim, als Theodor zum Frühstück herab kam. Er besaß eine erstaunliche Fähigkeit, gänzlich zu vergessen, wenn er Andere gekränkt hatte. Das ist freilich noch nicht so schlimm, wie der Fehler mancher Leute, welche nicht nur die Beleidigungen ahnden, die sie erlitten, sondern auch diejenigen, welche sie selbst Andern zugefügt haben; aber auch jene gedankenlose Selbstsucht ist für diejenigen, welche beleidigt worden sind, sehr peinlich. Margaret, die nicht ohne Schmerz an das lieblose Benehmen ihres Bruders vom vorhergehenden Abende dachte, wußte kaum, ob sie sich freuen oder gekränkt fühlen sollte, als er mit heiterm Gesichte in das Zimmer trat und sie mit der größten Herzlichkeit begrüßte. Sie wußte leider, wie diese Freundlichkeit ihr keine Sicherheit gewährte, daß er nicht vielleicht fünf Minuten später ihr Gefühl auf die grausamste Weise verletzte. Dennoch fand die Liebe in ihrer Brust noch immer Entschuldigungen für ihn, und sie erwiderte seinen Gruß mit derselben Wärme. Seine Gesellschaft legte ihr aber doch einen gewissen Zwang auf, der weit entfernt von jenem vertrauensvollen und offenen Verhältnisse war, dem sie mit so froher Hoffnung entgegen gesehen hatte. Jetzt

war dies natürlich auf ihrer Seite unmöglich geworden, und ihr Geist, der die Freiheit abgöttisch liebte, und dem Harcourt's Gesellschaft nie die geringste Fessel auferlegt hatte, empfand mit Unmuth den Druck dieser neuen Art von Sklaverei.

Ehe das Frühstück vorüber war, brachte der Postbote einen Brief, — ein seltenes Ereigniß in diesem Hause, da Margaret keine Freunde besaß, mit denen sie einen Briefwechsel hätte unterhalten können. Das Schreiben war an Theodor gerichtet und trug ein ausländisches Postzeichen. Er öffnete es begierig und war bald in seinen Inhalt vertieft. Margaret, welche ihr Frühstück beendigt hatte und ihren Bruder zu sehr beschäftigt sah, als daß er ihrer Gesellschaft bedurft hätte, war aufgestanden und wollte sich in das Nebenzimmer begeben, als er aufblickte und sie zurück rief.

„Margaret," sagte er, „wie verhält sich das? Wolltest du dir das Vergnügen machen, mich zu necken, als du gestern eine so außerordentliche Abneigung gegen Harcourt äußertest? Hier schreibt er mir, du wärest förmlich mit ihm verlobt."

„Er mag der Meinung sein, daß ein solches Verhältniß noch bestehe," entgegnete Margaret mit stolzer Miene, „ich aber hatte es in meinem Herzen widerrufen, ehe vierundzwanzig Stunden verflossen waren."

„Du hattest es in deinem Herzen widerrufen? Das soll wohl heißen, du habest dich anders besonnen? Schöne Worte können die Thatsachen nicht ändern, noch solchen Eigensinn entschuldigen. Ein Verlöbniß ist bindend von dem Augen-

blicke an, wo es geschlossen worden, und ist eine zu ernste Sache, um leichtsinnig zerrissen zu werden. Wenn du deinen Sinn so schnell geändert hast, so scheint mir dies dein Unrecht eher zu erschweren als zu entschuldigen."

„Du urtheilst, ohne die Umstände zu kennen," bemerkte seine Schwester. „Ein Verlöbniß kann nicht in allen Fällen binden. Kein menschliches oder göttliches Gesetz kann mich zwingen, einen Mann zu nehmen, den ich hasse und verachte."

„Wie kam es denn, daß du in weniger als vier und zwanzig Stunden, nachdem du gelobt, sein Weib zu werden, ihn hassen und verachten lerntest?"

Margaret schwieg einen Augenblick. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie jenes Versprechen in höchst unklu-ger und unverantwortlicher Weise gegeben hatte, und daß sie damals schon ein Gefühl gegen Harcourt hegte, welches dem Hasse und der Verachtung ziemlich nahe stand, oder daß sie wenigstens ahnte, es bedürfe nur einer sehr geringen Anregung, um diese Empfindungen bei ihr zu wecken.

Zu aufrichtig, um nach falschen Entschuldigungen zu suchen, sagte sie: „Ich kann allerdings die übereilte Zu-sage, zu der ich mich verleiten ließ, nicht rechtfertigen; aber, Theodor, sie wurde nur um deinetwillen gegeben. Ich versprach meine Hand jenem unglücklichen Manne, um ihn zu bewegen, mir in einem abenteuerlichen Unter-nehmen beizustehen, auf das ich mich nur aus Liebe zu dir einließ. Ich wollte den Maskenball in Schloß March-mont benutzen, um verkleidet an deiner Stelle den Zwei-kampf mit deinem Gegner zu bestehen. So hoffte ich

von dir die Gefahr abzuwenden, entweder selbst umzukommen, oder eine Handlung zu begehen, die für immer eine blutige Scheidewand zwischen dir und Laura gebildet haben würde."

„Warst du wahnsinnig?" fragte Theodor.

„Ja, ich war wahnsinnig, — wenn Liebe, der kein Opfer zu groß ist, Wahnsinn genannt zu werden verdient. Ich war wahnsinnig, weil ich das opferte, was ich nicht hingeben durfte. Die jungfräuliche Sittsamkeit, alle sanftern Empfindungen, alle Pflichten trat ich mit Füßen aus Liebe zu dir. Daher sollte ich meinen, du wärest der Letzte, von dem ich Vorwürfe zu erwarten hätte."

„Wie kannst du glauben, Margaret, daß ich ein Betragen billigen oder bewundern könnte, das nur geeignet ist, Schande über dich und Verachtung auf mich zu bringen?"

„Dir kann es keine Verachtung zuziehen, da du nichts von der Sache wußtest."

„Gut. Wie aber endete dieses sonderbare Unternehmen?"

„Meine Hand versagte im letzten Augenblicke den Dienst zu einer blutigen That. Lord Marchmont war mit dem Vorsatze gekommen, als Sühne für das dir zugefügte Unrecht sein Leben hinzugeben. Er zielte deshalb nicht; aber die Kugel prallte an einer Mauer ab und verletzte mich leicht. Ich wurde ohnmächtig — und sah, als ich zur Besinnung kam, daß zwischen meinem Gegner und Frederic ein Streit ausgebrochen war. Der Letztere hatte, in Verbindung mit einem nichtswürdigen Abenteurer, ein Boot in Bereitschaft gehalten, um mich

zu entführen, und nur dem Muthe Marchmont's verdanke ich es, daß ich nicht in ihre Hände fiel."

„Ein hübscher Auftritt, wahrhaftig!" rief Theodor aus, sich vor Aerger in die Lippe beißend.

„Es war ein Auftritt, den ich nie vergessen werde," fuhr Margaret fort, fest entschlossen, sich durch keine Bemerkung in ihren Mittheilungen stören zu lassen. „Damals erkannte ich zuerst die Bedeutung der Worte: Reue, Glaube, Demuth. Bei dieser Gelegenheit faßte Ferdinand den heldenmüthigen Entschluß, den du so gänzlich mißverstanden hast, und um dessentwillen du ihn verachten möchtest."

„Es scheint," spöttelte Theodor, „daß du deine begeisterte Vorliebe für mich mit großer Leichtigkeit auf Lord Marchmont übertragen hast."

„Undankbarer!" rief Margaret empört.

„Nicht undankbar für deine Liebe," entgegnete Theodor; „aber du mußt von mir keine Dankbarkeit erwarten für die überspannte Art und Weise, in der du sie an den Tag gelegt hast, und die mich mehr ärgert, als ich aussprechen kann. Ohne Zweifel ist diese Begebenheit der Gegenstand des Gesprächs für die ganze Umgegend, und auch mich bringen deine romantischen Albernheiten in einen eigenthümlichen Ruf."

„In dieser Beziehung kannst du ruhig sein," versicherte Margaret. „Harcourt wird sich wohl hüten, über den Vorfall zu sprechen; auf Lord Marchmont's Verschwiegenheit können wir uns verlassen, und der unverschämte Abenteurer, der als Frederic's Freund theilweise mit den

Verhältnissen bekannt gewesen sein muß, ist in's Ausland geflohen, weil er wegen Betrugs verfolgt wurde."

„Ich begreife nicht, wodurch Harcourt einen so bittern Haß von deiner Seite verdient hat," sagte Theodor.

„Daß er ein Boot in Bereitschaft hielt, um dich in Sicherheit zu bringen, und daß er sich selbst für einen passendern Beschützer erachtete, als Lord Marchmont, scheint sein ganzes Verbrechen zu sein. Ich bin eher geneigt, ihn deshalb zu tadeln, daß er dir überhaupt bei einem so albernen und unpassenden Unternehmen Beistand geleistet hat. Er hat sich dabei eben so unklug benommen, wie du selbst. Da du aber von mir Dankbarkeit erwartest, ohne Rücksicht darauf, in wie sonderbarer Weise deine Liebe sich äußerte, so kannst du, ohne inconsequent zu sein, dich über Harcourt nicht beschweren."

„Ich sage dir," erwiderte Margaret mit stolzem Unwillen, „er hatte einen Anschlag gegen meine Freiheit gemacht, und das kann ich nimmer vergeben. Und wenn er dies auch nicht gethan hätte, könnte ich niemals mein Versprechen erfüllen. Ich hege keine Achtung für ihn. Als ich ihm mein Wort gab, befand ich mich in so heftiger Aufregung, daß ich nicht fähig war, mit klarem Bewußtsein einen Entschluß zu fassen, von dem das Glück eines ganzes Lebens abhängt."

Theodor antwortete nicht; er schien über etwas nachzudenken und im Zweifel zu sein, ob jetzt die beste Zeit sei, es auszusprechen. Margaret verharrte ebenfalls in Schweigen, aber ihr Inneres kochte vor Entrüstung. Vom ersten Augenblicke an, da sie ihren

Bruder wiedergesehen, hatte sie nicht erwartet, daß er den überspannten Beweis von Liebe billigen würde, den sie ihm gegeben. Doch die kalte Herzlosigkeit, die in seinem Wesen lag, hatte sie sich nie als möglich denken können. Ueberdies maßte er sich seit seiner Rückkehr einen Ton von Ueberlegenheit an, welcher durch eine Vergleichung seiner geistigen Fähigkeiten mit denen seiner Schwester keineswegs gerechtfertigt wurde, und der ihm früher fremd gewesen war. Noch ein anderer Umstand reizte sie. Niemand konnte in hochtrabendern Ausdrücken reden als er, wenn es sich um seine eigene Liebesangelegenheit handelte; nichts war ihm zu abgeschmackt, um es zu sagen, zu thun, oder wenigstens damit zu drohen. Es erschien ihr deshalb als der höchste Grad von Ungerechtigkeit und Inconsequenz, daß er sie selbst romanhafter Albernheit zu beschuldigen wagte.

Nach einer kurzen Pause begann Theodor wieder in einem Tone, der ernst und verständig klingen sollte: „Margaret, du bist mit unserer Vermögenslage ganz unbekannt, sonst würdest du einsehen, daß wenigstens die Klugheit es erheischt, — wenn nicht die Schicklichkeit, — bei deinem Worte zu bleiben. Deine Aussichten sind keineswegs so glänzend, daß du heute die Bewerbung eines Mannes annehmen und ihm morgen den Abschied geben könntest, als wenn die ganze Welt dir zu Füßen läge."

„Meine Handlungsweise stand in keiner Beziehung zu meinen Aussichten," entgegnete Margaret.

„Das glaube ich gern; du bist leichtsinnig genug

dazu. Es ist deshalb meine Pflicht, dir die Verhältnisse in ihrem wahren Lichte zu zeigen."

„Ich weiß, wir sind arm. Aber wären wir auch noch viel ärmer, als mir bekannt ist, — wie kannst du glauben, daß dies den geringsten Einfluß auf meinen Entschluß haben würde?"

„Das ist alles recht schön," erwiderte Theodor. „Du hast keine Ahnung von dem, was das Wort: ‚Armuth' eigentlich bedeutet. Bis jetzt hast du darunter nur ein kleines Häuschen, mit einer von Rosen umzogenen Veranda verstanden; und wenn du dir vorstellst, noch ärmer zu sein, so denkst du vielleicht an ein noch kleineres Häuschen, das wo möglich durch seine malerische Lage für den beschränkten Raum entschädigt."

„Ich bin keine so arge Thörin," sagte Margaret.

„Aber ist es dir jemals in den Sinn gekommen, daß Armuth auch Verhungern bedeuten kann?"

„Ich sage dir," versetzte Margaret heftig, „ich würde lieber Zimmer scheuern oder mein Brod erbetteln, ja, geradezu verhungern, als einen Mann heirathen, den ich weder achten noch lieben kann."

„Dazu kann es kommen," war Theodor's Antwort. „Ich stecke tief in Schulden und würde, ohne den Beistand eben des Mannes, den du so unwürdig behandelst, in England nur gelandet sein, um in ein Gefängniß zu wandern. Alles, was ich besitze, gehört eigentlich ihm; wollte er seine Forderungen gegen mich geltend machen, so bliebe mir kein Pfennig. Nie habe ich ihm einen Groschen Zinsen bezahlen können. Du selbst hast unbe-

wußt von seiner Gnade gelebt; er besaß nur zu viel Zartgefühl, um es dich merken zu lassen."

Margaret war feuerroth geworden. Da sie schwieg, so glaubte Theodor seinem Zwecke näher zu kommen, und fuhr fort: „Welche Einwendungen kannst du vernünftiger Weise gegen Harcourt vorbringen? Er ist von guter Familie, sehr gebildet, angenehm im Umgange, dir innigst ergeben, und, wenn auch nicht gerade schön, doch ein Mann von ansehnlichem Aeußern."

„Lieber Theodor," begann Margaret ernst und traurig, „ich habe dir die Gründe angegeben, weshalb ich Frederic's Weib nicht werden kann. Durch persönliche Vorzüge, gleichviel in welchem Grade er sie besitzen möge, lassen sie sich nicht aufwiegen. Der Stand unserer Verhältnisse, von denen ich keine Ahnung hatte, bekümmert mich tief; aber am schmerzlichsten empfinde ich, daß er es ist, gegen den du so schwere Verpflichtungen hast. Wenn er jedoch wirklich das Zartgefühl besitzt, von dem du sprichst, so wird er vor dem Gedanken zurückschrecken, daß ich mich bei der Entscheidung über meine Hand durch eine Geldschuld solle bestimmen lassen, — es wäre denn, daß ich freiwillig und aus Dankbarkeit meinen Entschluß faßte. Und dich selbst, Theodor, was kaum der Erwähnung bedarf, halte ich für viel zu edeldenkend, als daß es dein Wille sein könnte, mich unter dem Drucke einer solchen Rücksicht handeln zu lassen."

Theodor war im Begriff zu antworten, als die Thüre sich öffnete, und Fräulein Cook erschien. Er hatte sie seit seiner Ankunft nicht gesehen. Sei es nun, daß ihr

ungelegenes Kommen ihn verdroß, oder sei es, daß er überhaupt ihre Anwesenheit im Hause nicht gern sah, seine Begrüßung war nichts weniger als herzlich. Die arme kleine Person schien durch diesen kalten Empfang verlegen zu werden; dennoch versicherte sie, wie sehr sie sich freue, daß jetzt ein Beschützer im Hause sei, — ein Gedanke, der bei ihr zur fixen Idee geworden war. Theodor achtete nicht auf ihr Geschwätz, sondern trat an das Fenster, und Margaret blieb unbeweglich sitzen, da sie ihm nicht Gelegenheit geben wollte, die Unterhaltung fortzusetzen. Ihr Bruder dachte seinerseits, es sei besser, wenn er ihr Zeit ließe, über das Gehörte nachzudenken; er nahm deshalb seinen Hut und ging in's Freie.

Nachdem Margaret ihrer Gesellschafterin einige Minuten gewidmet hatte, während deren ihr Geist, wie sich leicht denken läßt, weit vom Gegenstande der Unterhaltung entfernt war, ging sie in ihr eigenes Zimmer, um allein zu sein. Es bot sich ihr viel Stoff zu kummervollen Gedanken. Nicht bloß fühlte sie die erlittenen Kränkungen in der Einsamkeit doppelt, sondern die trüben Aussichten, die sich ihr eröffnet hatten, entwickelten sich mehr und mehr. Zwar hatte sie die Ueberzeugung ausgesprochen, Theodor werde zu edeldenkend sein, um seinen Schulden einen Einfluß auf ihre Entschließung zu bewilligen; doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß seine Geldverlegenheit ihn viel mehr zu beschäftigen schien, als irgend eine Rücksicht für ihre Wohlfahrt. Aber wie und wann hatte er diese Schulden gemacht? und wie

kam es, daß die Schwester darin verwickelt war? Sie mußte annehmen, daß ihr Vater ihnen den kleinen Rest seines Vermögens zu gleichen Theilen hinterlassen habe. Dieser Gedanke bot etwas Trost: sie wollte ihrem Bruder freiwillig alle Rechte auf den elterlichen Nachlaß abtreten, um ihn aus seiner Noth zu befreien. Wenn ihr dieses nicht schon früher eingefallen war, so lag der Grund nur darin, daß Geldangelegenheiten von jeher ihr fern gelegen hatten. Sie hatte noch nie daran gedacht, ob ihr ein eigenes Vermögen zustehe oder nicht. Die Geschwister waren seit dem Tode der Eltern immer beisammen gewesen und hatten alles gemeinschaftlich gehabt. Doch jetzt erinnerte sie sich plötzlich einiger dunkeln Andeutungen Harcourt's, daß sie von ihrem Bruder gänzlich abhängig sei; auch war die Sprache Theodor's ganz unvereinbar mit der Annahme, daß ein eigenes Vermögen, wenn auch von noch so geringem Betrage, ihr gehöre. Ueberdies hatte sie, obgleich schon vor der Abreise ihres Bruders großjährig, nie einen Pfennig in eigenem Namen erhoben, woraus sie folgern mußte, daß sie wirklich nichts besaß. Auf alle Fälle beschloß sie, bei der ersten Gelegenheit sich hierüber Klarheit zu verschaffen und ihrem Bruder zu erklären, sie sei bereit, jeden Vermögensantheil, groß oder gering, der ihr Eigenthum sei, zur Tilgung seiner Schulden abzutreten.

Da sie die widerwärtige Geldangelegenheit damit als beseitigt betrachten durfte, richteten ihre Gedanken sich auf die schmerzlichen Auftritte, die in den wenigen Stunden seit Theodor's Heimkehr zwischen den Geschwistern

stattgefunden hatten. Ihre Erwartung war bitter getäuscht, ihr Gefühl durch lieblose Worte schwer gekränkt worden. Aber traf kein Tadel sie selbst? Hatte sie sich bemüht, ihn durch Sanftmuth zu entwaffnen, — hatte sie nicht vielmehr durch unbeugsamen Stolz ihn gereizt? Wenn er für ihre blinde Vergötterung nicht die innige Dankbarkeit fühlte, die sie erwartete, wenn er dieselbe nur mit einer alltäglichen Liebe erwiderte, — war dies nicht der wohlverdiente Lohn für eine solche Abgötterei?

Betrachtete sie die Sache vernünftig und ruhig, durfte sie dann mit Recht sich beleidigt fühlen, daß er ihren unweiblichen Kampfversuch mißbilligte? Würden nicht die meisten Männer und Brüder, die auf den Ruf ihrer Schwestern etwas halten, ihre überspannte Handlung ebenso beurtheilt haben? Waren nicht überdies seine zerrütteten Verhältnisse und das unglückliche Liebesverhältniß eine genügende Entschuldigung für den gereizten Zustand, in welchem er sich befand? Mußte nicht am vorhergehenden Abende ihre scheinbare Gleichgültigkeit, zu erfahren, wie ihr Bruder mit Marchmont stand, von vornherein sein Gefühl verletzt und erkältet haben? Das Ergebniß dieser Betrachtungen war, daß Margaret mit sich selbst sehr unzufrieden wurde, nicht nur wegen ihres Betragens in den letzten Stunden, sondern wegen der Gesinnung und der Handlungsweise, die ihr ganzes Leben bisher bezeichnet hatte. „Ich glaube," sagte sie zu sich selbst, „ich habe mehr Stolz abzulegen, als Ferdinand vermuthet." Aber wie sollte sie sich davon befreien? That

sie wohl daran, auch ferner bei dem dürftigen Lichte ihrer eigenen Vernunft umherzutappen? Wie hohl und leer war die Ruhe, die ihre stolze Seele durch die neue Erkenntniß erlangt zu haben glaubte! Wie schnell war dieselbe bei der ersten Widerwärtigkeit verschwunden! Sie war dieselbe geblieben. Hatte sie recht gethan, den freundschaftlichen Umgang und die Belehrung abzulehnen, die Marchmont ihr verschaffen wollte? War dies nicht auch ein Beweis von eigensinnigem Hochmuth? Derartige Gedanken bedrängten sie so sehr, daß ihr die Enge des Hauses unerträglich wurde. Wenn ihr Geist in besonderer Spannung und ihr Gefühl aufgeregt war, trieb es sie stets in's Freie. Sie griff eiligst nach Hut und Shawl, verließ das Haus und wanderte weit längs dem einsamen Ufer des Meeres.

Vierunddreißigstes Capitel.

Begegnungen.

Theodor hatte die Richtung nach dem Bingham'schen Hause eingeschlagen. Er wagte nicht, dort einen Besuch zu machen, aber er wollte wenigstens die Mauern wiedersehen, welche seine Geliebte umschlossen. Vielleicht hoffte er auch, sie selbst zu erblicken. Als werde sein Wunsch vom Schicksale begünstigt, wagte Laura sich an jenem Morgen in's Freie. Sie hatte gut geschlafen und fühlte sich gekräftigt. Auch war ihr Ge-

müth durch ein, freilich spät abgelegtes Geständniß erleichtert, welches Frau Rumford ihr abgedrungen hatte. Da nämlich Margaret's Erklärungen selbst jeden Scheingrund für ihren Bruch mit Lord Marchmont entfernt hatten, mußte sie bekennen, daß die Furcht sie verleitet hatte, jenen Brief an Theodor zu schreiben. Sie flehte ihre Tante unter Thränen an, diesen Umstand der Familie zu verheimlichen. Die gewissenhafte alte Dame wollte sich dazu nicht verstehen; doch übernahm sie, ihr die elterliche Verzeihung zu erwirken, so wie das Versprechen, daß sie mit Rücksicht auf ihre Nervenschwäche nicht durch Vorwürfe beläftigt werden solle. Dem furchtsamen Mädchen gewährte diese Zusage großen Trost. Mit ihrer Zustimmung schrieb darauf Frau Rumford an Lord Marchmont, um ihm anzuzeigen, daß sie die Familie mit der wahren Veranlassung der Auflösung des Verhältnisses bekannt gemacht habe, und zugleich Laura's Bedauern darüber auszudrücken, daß er durch Mittheilung des anonymen Schreibens beheiligt worden, was ohne ihr Wissen geschehen sei. Frau Bingham, die sanfte und gütige Mutter, verzieh willig, was ihr in der That hoch anzurechnen war, weil Niemand das Verschwinden so schöner Aussichten schmerzlicher empfand als sie. Herr Bingham machte Schwierigkeiten; da er jedoch glücklicher Weise an diesem Tage nach London ging, um mit seinem Rechtsbeistande Rücksprache zu nehmen, so hoffte man, daß sein Zorn während der Reise sich abkühlen werde. Robert ließ sich nur mit großem Widerstreben durch die Mutter bestimmen, den Gegenstand nicht weiter zu be-

rühren und in seinem Benehmen gegen die Schwester nichts zu ändern. Er verstand sich auch dazu, seinen Besuch zu verlängern, da eine Erweiterung des Familienkreises unter so unangenehmen Verhältnissen einen gewissen Trost gewährte.

Laura begann freier zu athmen, da sie keine Vorwürfe hörte; ihre Thränen trockneten, und eine zarte Röthe kehrte auf die Wangen zurück. Gestärkt durch eine ungestörte Nachtruhe, lustwandelte sie langsam auf einem der Kieswege des Gartens, welcher von der Straße nur durch eine niedrige Hecke von Immergrün getrennt war. Theodor, der draußen herumschlich, hörte ihren Fußtritt auf dem Kiese, und sein Herz schlug lauter, die Nähe der Geliebten ahnend. Er spähte durch die belaubte Scheidewand und sah die abgöttisch Verehrte — zwar mit feinern und ausgebildetern Zügen wie im blühenden Alter von achtzehn Jahren, als er ihr Lebewohl gesagt hatte, aber nur um desto schöner, wie ihm schien. Sein Herz schlug fast hörbar, während er überlegte, wie es ihm gelingen möchte, sie zu sprechen. Er konnte auf seine Gewandtheit vertrauen und zweifelte nicht, daß er über die Hecke springen könne. Doch diese Weise, vor der Geliebten zu erscheinen, konnte, je nach der Stärke ihrer Nerven, entweder Lachen oder Schrecken erregen. Anderseits würde es zu dem leidenschaftlichen Tone, mit dem er zu sprechen beabsichtigte, nicht gepaßt haben, nur über die Hecke hin das Wort an sie zu richten. Was ihn zum Entschlusse brachte, war die Furcht, sie möchte am Ende des Weges, statt umzukehren, in einen Seiten-

pfad einbiegen, der in den offenen Theil des Gartens führte, wo er nicht unbeachtet mit ihr reden könne. Er wartete also, bis sie einige Schritte an ihm vorbei war und sprang dann so geräuschlos hinüber, daß die gedankenvolle Schöne in ihren Träumereien nicht gestört wurde. Ihr nacheilend, stürzte er vor ihr nieder, ein Bild schwärmerischer Verzweiflung.

Laura stieß einen schwachen Schrei aus, doch er ergriff kühn ihre unbedeckte Hand und drückte sie an die Lippen. Im ersten Augenblicke erkannte sie ihn nicht wegen seines verwilderten, wettergebräunten Aussehens, allein seine Stimme verrieth ihn bald.

„O verlassen Sie mich, gehen Sie!" rief das Mädchen. „Um des Himmels willen gehen Sie!"

„Nicht eher, als bis ich Worte der Vergebung von Ihren schönen Lippen gehört habe," erwiderte Theodor mit Feuer. „Verzeihen Sie, daß ich so vor Ihnen erscheine; verzweifelnde Liebe muß mir als Entschuldigung dienen!"

„Bitte, Theodor, gehen Sie, — lassen Sie meine Hand los — ja, ja, ich verzeihe Ihnen. Man wird uns sehen, — ich bin verloren!"

„Lieben Sie mich noch?" fragte er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Durch seine Heftigkeit erschreckt, doch gleichzeitig geschmeichelt, erwiderte Laura, nachdem sie einen schwachen Versuch zur Flucht gemacht, auf seine gebieterisch wiederholte Frage ein leises und zitterndes „Ja."

Theodor sprang auf, schlang den Arm um sie und drückte sie an die Brust. Im nächsten Augenblicke war

er verschwunden. Laura eilte verwirrt und zitternd nach dem Hause zurück.

Wenn ein Mädchen oder eine Frau nicht das Gefühl der weiblichen Würde besitzt, die ein solches Betragen strafend zurückweisen muß, so mag sie geneigt sein, es zu entschuldigen, und kann sich sogar dadurch geschmeichelt fühlen. War das letztere auch bei Laura der Fall, so konnte doch für den Augenblick kein anderes Gefühl in ihr aufkommen, als die Furcht, bemerkt worden zu sein. Ihre Unruhe in dieser Beziehung wurde nicht vermindert, als sie Caroline auf sich zukommen sah. Sie glaubte, die Schwester blicke sie mit einer ganz eigenthümlichen Miene an. Die Anrede war nicht geeignet, ihre Besorgniß zu zerstreuen.

„Ich meine, ich hätte eine Stimme gehört," sagte Caroline. „Wer war bei dir, Laura? Robert ist doch nach Sporthaven geritten."

„Ich habe einen einsamen Spaziergang gemacht," antwortete sie, „und fühle mich jetzt so ermüdet, daß ich in das Haus gehen will."

„Du hast wenigstens viel Farbe bekommen," meinte die muthwillige Schwester.

Laura antwortete nicht, und Caroline ließ sie ohne weitere Bemerkung ziehen.

Während Theodor jenen kühnen Streich ausführte, verfolgte seine Schwester ihren Weg längs der Küste. Sie war dem Orte nahe gekommen, wo die für sie so folgenreiche Begegnung mit Marchmont stattgefunden

hatte. Der Wunsch, den Wahlplatz noch einmal zu sehen, trieb sie voran. Sie erreichte bald die Stelle, die ihr im hellen Lichte der Frühlingssonne nicht mehr so öde, wie an jenem nebeligen Morgen erschien. Im Hintergrunde erblickte sie jetzt einen zum Parke des Schlosses gehörigen, mit Laubholz bewachsenen Hügel, über welchem sich der hohe Thurm mit der Sternwarte und der wehenden Fahne erhob, welche die Anwesenheit des Eigenthümers dieser fürstlichen Besitzung anzeigte. Margaret setzte sich auf den Kies nieder, wo sie mit Harcourt die schrecklichen Stunden des Wartens verbracht hatte. Sie legte ihren Kopf in die auf den Knieen ruhenden Hände und gab sich ganz den Erinnerungen hin, welche die Umgebung in ihr wach rief. Nicht lange mochte sie in dieser Stellung verweilt haben, als der Schall eines Fußtrittes ihr Ohr traf. Sie blickte auf und gewahrte Marchmont. Ihr ganzes Gesicht verklärte sich, als wäre ein Sonnenstrahl darauf gefallen. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „Wer hätte gedacht, daß wir uns hier noch einmal begegnen würden?“

„Dieses Mal ist es jedenfalls ohne Verabredung,“ erwiderte er lächelnd, indem er sich neben sie setzte; „und doch glaube ich, daß derselbe Beweggrund uns hierher geführt hat.“

„Es ist mir lieb,“ sagte Margaret, „daß dieselbe Anziehungskraft zu gleicher Zeit auf uns einwirkte; denn ich sehnte mich danach, Sie zu sehen, um Ihnen meinen Dank für eine neue Handlung der Großmuth auszudrücken. Sie wollten Ihren eigenen guten Ruf opfern,

um den meinigen zu schützen; aber konnten Sie glauben, daß ich das zugeben würde? Ich sehe, Sie sind erstaunt und verwundert, welcher Hausgeist mir Ihre Geheimnisse verrathen haben könne. Sie sollen es hören."

Margaret erzählte ihm alles, was zwischen ihr und der Frau Rumford verhandelt worden war, und fügte dann hinzu: „Sie müssen vergeben, wenn ich meiner alten Freundin vielleicht zu viel mitgetheilt habe; sie ist indessen die Verschwiegenheit selbst und wird gewiß nur den weisesten Gebrauch davon machen."

„Vergeben?" fragte Marchmont. „Ich bin Ihnen vielmehr Dank schuldig, Margaret, besonders da ich weiß, daß Sie der Meinung waren, ihre Mittheilungen würden ein Verhältniß wiederherstellen, welches Ihre schwesterliche Liebe nur mit Kummer betrachten kann."

„Das glaubte ich allerdings." versicherte sie.

„Aber es ist nicht so," fuhr Marchmont fort. „Alles ist zwischen mir und Laura zu Ende, und zwar aus Gründen, welche mit dem von Ihnen erläuterten Ereigniß in keiner Verbindung stehen."

„Auch das ist mir bekannt," versetzte Margaret; „ich war empört, daß Laura so niedrig denken konnte, die Schuld auf Ihnen ruhen zu lassen, nachdem sie von Ihnen mit der größten Schonung behandelt worden war. Jetzt wird sie ohne Zweifel genöthigt sein, die Wahrheit zu bekennen."

„Gleichviel," antwortete ihr Gefährte. „Soll die Wahrheit bekannt werden, so muß dies Laura selbst

überlassen bleiben. Ich kann mir denken, auf welche Weise Sie zu dieser Kenntniß gelangt sind; aber ich muß Sie bitten, keinen Gebrauch davon zu machen, wenn Sie auch glauben sollten, es sei mir nützlich."

„Ich werde Ihre Wünsche erfüllen," sagte Margaret und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: „Sie dürfen überzeugt sein, daß ich wegen Ihrer getäuschten Hoffnungen die innigste Theilnahme hege, wenngleich es mir unmöglich war, Ihre Verbindung mit Laura gut zu heißen."

„Es war ein harter Schlag für mich; aber ich verdiente nicht eine Treue, die ich selbst einem Andern abwendig gemacht hatte. Wahrscheinlich würde diese Verbindung auch nie zum Glück geführt haben. Seit einiger Zeit hatte ich mehr gefühlt als deutlich erkannt, daß Laura's Charakter einen Mangel an Beständigkeit zeige, der wenig geeignet sei, Achtung zu begründen oder jenes feste Vertrauen, welches allein der Liebe eine sichere Grundlage gibt. Sie ist ein reizendes aber unzuverlässiges Wesen, dessen Furchtsamkeit als Entschuldigung für viele Fehler dienen muß. Meine Neigung zu ihr blieb bestehen, während der Grund, auf dem sie ruhen sollte, unbemerkt gewichen war. Nie kann eine Liebe Bestand haben, der das Fundament der Achtung fehlt! Eine nur wenige Tage alte Freundschaft trägt mehr Wahrheit und mehr Werth in sich."

„Unsere Freundschaft ist älter als wenige Tage," wandte Margaret ein. „Ich betrachte sie als eine im Kin-

desalter entsprungene Zuneigung, die nach langer Trennung erneuert worden."

„Ja, meine theuere Freundin," rief Marchmont mit Wärme, „sie ist jung und doch alt! Sie besitzt die Frische der Jugend und die Gediegenheit des Alters."

„Wissen Sie auch," fuhr Margaret fort, während sie ihre Hand, die Marchmont ergriffen hatte, unwillkürlich zurückzog, „daß ich recht unglücklich gewesen bin, seit ich Sie zuletzt gesehen habe? Ich bin mit mir unzufrieden; ich mache keine Fortschritte und habe vielmehr entdeckt, daß ich einen hohen Grad von Stolz besitze."

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt?" erwiderte er lächelnd. „Doch es ist schon etwas, wenn man seine Fehler erkennt."

„Ja, insofern diese Erkenntniß zur Besserung führt. Leider aber bin ich nicht stark genug, diese Schwäche zu überwinden. Bisher bin ich alles gewesen, was ich sein wollte, alles, was mein Verstand und mein Urtheil, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, billigten."

„Ein Sieg über Ihren Stolz, auf solche Grundsätze gestützt, wäre kein Sieg zu nennen."

„Wie so? Ist uns nicht die Vernunft gegeben, um unsere Leidenschaften zu beherrschen? Was kann also vernünftiger sein, als nach der Demuth zu streben, sobald mein Verstand sich überzeugt hat, daß Demuth eine Tugend ist?"

„Wenn ich sage, daß der Sieg ohne Werth sein würde," entgegnete Marchmont, „so meine ich damit nicht, daß er überhaupt nichts Gutes habe. Es ist in gewisser

Beziehung gut, etwas aus dem Grunde zu thun, weil es vernünftig und passend ist, und nach dem zu streben, was lobenswerth und bewunderungswürdig erscheint. Aber ich spreche von ‚gut' in einer höhern Bedeutung: gut für übersinnliche Zwecke, gut, weil es uns dem höchsten Wesen, weil es uns Gott näher bringt."

Margaret hörte schweigend zu, und er fuhr fort: „Ueberdies ist die Demuth eine so durchaus christliche Tugend, daß sie mit Hülfe der bloßen Vernunft nicht erlangt werden kann. Wenn es christliche Vollkommenheit ist, wonach Sie streben wollen, so muß ich Sie bitten, nicht zu vergessen, daß Niemand diese dadurch erreichen kann, daß er sich bemüht, einen gewissen, auf Vernunft begründeten Glauben zu gewinnen, und dann irgend ein abstractes Ideal von Vollkommenheit zum Vorbilde zu nehmen. Auch wenn Sie sich von der Vernünftigkeit aller christlichen Lehren überzeugen könnten und dann aus reiner Bewunderung für dieselben jede Tugend üben wollten, — selbst dann würden Sie das Reich Gottes nicht erlangt haben."

„Ich verstehe Sie nicht," erklärte Margaret.

„Die wahre Religion," fuhr Marchmont fort, „besteht nicht in der Verehrung einer eingebildeten Vollkommenheit, sondern in der Anbetung des einigen, wahren und lebendigen Gottes; nicht in dem sehnsüchtigen Verlangen, uns diesen oder jenen Charakter, welchen wir bewundern, anzueignen, sondern in der gänzlichen Hingebung des Herzens zum Dienste der göttlichen Dreieinigkeit. Die wahre Demuth, deren natürlicher Ausdruck

Sanftmuth und Bescheidenheit ist, besteht nicht in einer vernunftgemäßen und richtigen Schätzung unseres eigenen Werthes, sondern in der gänzlichen Geringschätzung unserer Nichtigkeit vor Gottes unendlicher Größe und unaussprechlicher Vollkommenheit, so wie in der Erniedrigung unseres Herzens vor andern Geschöpfen um Gottes willen. Die Lehre des Christenthums macht, daß wir uns selbst vergessen; sie erweckt in uns eine Liebe zur Person, nicht eine bloße Bewunderung von Eigenschaften, und Liebe denkt nicht an sich selbst. Ach! sobald wir uns von der Kirche Gottes entfernen, verliert unsere Religion diesen persönlichen Charakter. Ich hatte mich von ihr durch Sünde entfernt, und war nicht mehr in der Gnade Gottes. Da ich aber nicht glauben wollte, daß ich Ihm gänzlich entfremdet war und ohne Religion lebte, so begann ich unwillkürlich einem Vernunftsysteme zu folgen, das mich, obgleich ich am katholischen Glauben festhielt und die Sprache der katholischen Kirche redete, einer Freigeisterei nahe brachte, die endlich zum Verluste alles Glaubens geführt haben würde, wenn Gott in Seiner Gnade mich nicht zur Reue erweckt hätte. Bedenken Sie wohl: der Glaube beruht nicht bloß auf menschlicher Ueberzeugung, wie fest und stark diese auch sein möge. Er ist ein göttliches Geschenk und muß demüthig an der Pforte der Kirche Gottes erfleht werden. Sie mögen noch so lange um ihre Mauern wandeln, ihre stattlichen Thürme bewundern, die großartigen Verhältnisse anstaunen, ja selbst die Steine zählen, aus denen sie erbaut ist; aber, wenn Sie hier Theil an ihren Gaben und jen-

seits an ihrer Seligkeit haben wollen, so müssen Sie, wie das kleinste Kind, an der Pforte um Aufnahme bitten."

Margaret hatte mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Als Marchmont jetzt inne hielt, sagte sie: „Ich glaube, es war unrecht von mir, die Belehrung und den freundschaftlichen Beistand abzulehnen, den Sie sich erboten haben, mir zu verschaffen."

„Diesem Versehen kann leicht abgeholfen werden. Warum nicht gleich?"

„Ich würde es gewiß nicht verschieben," erwiderte Margaret, „wenn meine Zeit ganz frei wäre; doch sie gehört nicht mir allein, und überdies muß ich gestehen, ist mein Geist eben jetzt von Umständen höchst drückender Art in Anspruch genommen."

Marchmont sah sie fragend und theilnehmend an, als wünsche er ihr Vertrauen.

„Nein," sagte sie, den Kopf schüttelnd, „ich kann es Ihnen nicht sagen. Es gibt Geheimnisse, die nicht ausschließlich unser Eigenthum sind."

Sie stand auf.

„Müssen Sie so schnell zurückkehren? Erlauben Sie mir wenigstens, Sie einen Theil des Weges zu begleiten."

Margaret willigte gern ein, und schnell entschwand ihnen die Zeit, bis Marchmont es endlich für angemessen hielt, Lebewohl zu sagen und umzukehren. Beide setzten ihren Rückweg mit erfrischtem und beruhigtem Gemüthe fort; denn im Herzen des Einen wie der

Andern befand sich eine Wunde und eine Leere, die durch ihre kaum einen Tag alte Zuneigung auf wunderbare Weise geheilt und ausgefüllt wurde.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Liebe und Reichthum.

Caroline hatte Theodor's enteilende Gestalt bemerkt, als er seine schleunige Flucht bewerkstelligte. Obgleich sie unter den drei Schwestern am wenigsten Gutmüthigkeit besaß, war sie nicht eigentlich boshaft, aber desto neugieriger. Zudem hegte sie jetzt einen gewissen Groll gegen Laura, weil diese eine Verbindung verscherzt hatte, die für sie selbst und ihre Familie so vortheilhaft gewesen sein würde. Wäre die Schwester ihr mit Vertrauen entgegen gekommen, so hätte sie wahrscheinlich nicht an Verrath gedacht. Durch ihre Zurückhaltung aber hatte Laura die Eigenliebe ihrer Schwester gekränkt und diese war deshalb nicht geneigt, eine Verschwiegenheit zu beobachten, welche nicht ein Mal erbeten worden war.

Als sie in das Haus zurückkehrte, fand sie die Mutter und Dorothea im Besuchzimmer.

„Rathet," sagte Caroline, „wen ich über die Gartenhecke habe springen sehen."

„Wie kann ich das wissen!" erwiderte Dorothea. „Hoffentlich ist Graf Rosalba nicht zurückgekommen? — Vielleicht Marchmont?"

„Das nenne ich schlecht gerathen! Dem sieht das doch nicht ähnlich. Ich bin gewiß, Mama wird's besser treffen."

„Du meinst doch nicht, Caroline, — ich hoffe nicht, — den jungen Danvers?"

„Keinen Andern! Er sieht so bärtig aus wie ein spanischer Bandit. Hätte ich nicht vermuthen können, daß er es wäre, so würde ich ihn gewiß nicht erkannt haben."

„Der entsetzliche Mensch!" — das war für Frau Bingham ein sehr starker Ausdruck — „und Laura, fürchte ich, ist im Garten."

„Das heißt, sie war im Garten; sie ist eben in's Haus zurückgekommen."

„Ich hoffe, sie wird nicht mit ihm davon laufen, wie Sophia Campbell," meinte Dorothea. „Wie würde Frau Campbell triumphiren!"

„Meine liebe Dorothea, es überläuft mich kalt bei dem bloßen Gedanken," sagte die Mutter. „Aber nein, Laura ist zu sanft, zu sittsam und zu schüchtern, um an so etwas zu denken."

„Ei, Mama," wandte Caroline ein, „ich dächte, es wären vorzugsweise die sanften und schüchternen jungen Damen, welche sich entführen lassen. Sophia Campbell wenigstens war furchtsam wie ein Hase. Solche Mädchen lassen sich zu jeder Thorheit treiben, wenn die Männer mit irgend etwas Schrecklichem drohen, zum Beispiel: sich zu erschießen, oder wahnsinnig zu werden, oder dergleichen. Von einer verwegenen, rücksichtlosen, unver-

schämten Person wie Margaret Danvers wird Niemand glauben, daß sie davon laufen könne, es sei denn in männlicher Kleidung, um sich als Soldat anwerben zu lassen, wie sie einmal im Scherz gesagt hat."

„Diese Danvers sind eine wahre Plage," seufzte Frau Bingham, völlig aus ihrem gewöhnlichen Gleichmuth gebracht, ohne daran zu denken, daß Frau Rumford's Mittheilung Margaret von jedem Verdachte gereinigt hatte. „Glaubst du, Caroline, daß Laura ihn gesehen hat?"

„Es kann gar nicht anders sein," erwiderte die Gefragte. „Was jedoch zwischen ihnen vorgegangen ist, vermag ich nicht zu sagen. Ich sah ihn über die Hecke springen, während Laura dem Hause zueilte."

„Mein Gott! was sollen wir thun?" rief die besorgte Mutter. „Er wird vielleicht gar hier Besuch machen; unverschämt genug ist er."

„Wir können uns verleugnen lassen, Mama."

Frau Bingham sann einen Augenblick nach und erwiderte dann: „Nein, liebe Caroline; es ist besser, das nicht zu thun. Es würde auffallen und ihn vielleicht noch verwegener machen. Wenn wir ihn insgesammt empfangen und ihm jede Gelegenheit nehmen, Laura unter vier Augen zu sehen, so ist keine Gefahr dabei. Wir dürfen sie nur nicht allein ausgehen lassen und müssen alle Vorsichtmaßregeln treffen, einen Briefwechsel zu verhindern."

„Ich bin gewiß, Mama," fiel Dorothea ein, „daß Laura sich nichts aus ihm macht. Sie hatte ja Ferdi-

nand so lieb, — aber so dürfen wir ihn wohl nicht mehr nennen. Wie ärgerlich das ist! Mir hatte er einen hübschen Pony versprochen, an Stelle des alten Punch, der ganz taub und dumm geworden ist. Unmöglich kann Laura ihm den schrecklichen Menschen mit dem haarigen Gesichte vorziehen!"

„Liebes Kind," versetzte die Mutter, „Niemand von uns glaubt, daß Laura wirklich Neigung zu ihm habe. Aber er ist dreist und zudringlich, und wenn wir nicht vorsichtig sind, so könnte das Gerücht den unglücklichen Bruch zwischen Laura und Marchmont mit seiner Rückkehr in Verbindung bringen." Die letzten Worte begleitete ein tiefer Seufzer.

„Sicherlich; und Laura hört so sehr auf das, was andere Leute sagen," fügte Caroline hinzu, „daß sie sich am Ende in den Kopf setzen könnte, es wäre am besten, ihn zu heirathen."

„Mein Vorschlag ist," begann Frau Bingham von neuem, während sie die Bänder der Haube löste, um sich Kühlung zu verschaffen, da die Besprechung dieser unangenehmen Angelegenheit ihr Blut in Wallung gebracht hatte, — „mein Vorschlag ist, den jungen Danvers mit aller Höflichkeit zu empfangen, wenn er Besuch machen sollte, dann aber den Vater, sobald er von London zurückkommt, zu bestimmen, den beabsichtigten Ausflug jetzt gleich zu unternehmen, statt im Herbst. Das wäre in jeder Beziehung besser; wir entgingen damit zugleich den forschenden Blicken der Nachbaren. Aber Niemand darf Robert etwas davon sagen, das merkt euch. Er ist zu-

weilen hitzig und würde wahrscheinlich verlangen, daß wir ganz mit Theodor brechen. Mein Plan ist jedenfalls sicherer; man thut am besten, alles mit Ruhe zu behandeln."

Dieser Plan wurde befolgt. Theodor wagte wirklich einen Besuch, wie Frau Bingham erwartet hatte. Er wurde von den versammelten weiblichen Mitgliedern der Familie empfangen. Frau Bingham benahm sich bewunderungswürdig; sie war sanft und höflich wie immer und unterhielt sich selbst mit ihm, so lange sein Besuch währte. Laura, mit Purpurröthe übergossen, schlug kein Auge von ihrer Stickerei auf und sprach nicht ein Wort. Caroline und Dorothea, die Theodor wegen des Unheils, das er angerichtet hatte, von Grund des Herzens haßten, zeigten sich wenig zuvorkommend gegen ihn. Nur Lady Maria Anna, welche er durch eine zweckmäßig angebrachte Belobung ihres Pudels zu gewinnen wußte, nahm in artiger Weise an der Unterhaltung Theil und bemerkte, als er fort war, er sei ein hübscher Mann.

„Es scheint so," ergänzte Frau Bingham mit einer Betonung, welche andeuten sollte, daß er mehr in die Augen fallende als wirkliche Schönheit besitze.

„Er sieht ganz verwildert aus," sagte Caroline, in der Erwartung, daß diese Bemerkung auf ihre Schwester Eindruck machen würde.

Laura, der diese Unterhaltung peinlich zu werden begann, verließ das Zimmer, und fast in demselben Augenblicke trat Robert ein.

„Mutter," sagte er, „wer war der Mensch mit dem ausländischen Aeußern, der vor wenigen Minuten von hier fort ging?"

„Der junge Danvers hat Besuch gemacht," erwiderte sie achselzuckend. „Natürlich waren wir höflich gegen ihn, und alles machte sich recht gut. Ganz vermeiden ließ sich ein Zusammentreffen nicht."

„Wie, Mutter! der unverschämte Mensch hat es gewagt? Ich hätte nicht gedacht, daß du es zugeben würdest."

„Was konnte ich thun, Robert? Es war freilich nicht angenehm —"

„Weißt du aber, was geschehen wäre, wenn ich ihn hier getroffen hätte? — Zum Hause hinaus geworfen hätte ich ihn, wie er es verdient."

„Mein lieber Robert! ich bin überzeugt, das hättest du nicht gethan."

„Allerdings hätte ich es gethan, oder wenigstens etwas Aehnliches."

„Wir Alle waren der Meinung," versicherte die Mutter, „es sei um der Leute willen am besten, uns so zu stellen, als wüßten wir von nichts. Das würde ja auch der Fall sein, wenn Laura uns nicht mitgetheilt hätte, was geschehen ist."

„Das ist eben der Weg, um ihn noch dreister zu machen. Nimmt er an, ihr wäret in völliger Unkenntniß, so muß ihm das als eine Aufmunterung von Seiten Laura's gelten, und glaubt er, wir wüßten etwas, so

bildet er sich ein, man fürchte ihn. Burschen wie er müssen derb abgewiesen werden."

„Maria Anna meint, er wäre ein hübscher Mann," äußerte Caroline.

„Um so mehr Grund, die Thüre vor ihm zu schließen. Welche Anmaßung von einem Menschen, der keinen Heller in der Tasche hat!"

„Ich wünschte, der Vater ließe sich bewegen, daß wir unsern Ausflug nach dem Norden schon jetzt anträten," sagte Frau Bingham.

„Das wäre allerdings zweckmäßig," stimmte Robert bei; „aber der Vater wird nicht darauf eingehen. So lange die Saison dauert, ist er gern ab und zu in London."

Robert's Aufregung fand in einem raschen Entschlusse ihr Ziel. Er verließ das Zimmer, suchte den Bedienten und ertheilte diesem den strengen Befehl, stets zu sagen, es sei Niemand zu Hause, so oft Herr Danvers kommen sollte.

Theodor kam an jenem Tage in so heiterer Laune nach Hause, daß Margaret keinen Gegenstand berühren mochte, der diesen Sonnenschein hätte trüben können. Sie verschob die Besprechung ihrer Vermögensverhältnisse auf eine andere Zeit. Sie war mit dem Entschlusse heim gekommen, so sanft und nachgiebig als möglich aufzutreten und heftige Aeußerungen oder Vorwürfe über seine Undankbarkeit gegen ihre schwärmerische Anhänglichkeit durchaus zu vermeiden. Es ist traurig, daß die

Menschen einander mehr wegen geselliger Eigenschaften lieben, als um der edelmüthigsten Hingebung willen, die ihre Freunde ihnen beweisen, oder deren sie fähig sind; allein so ist es oft. Margaret ging nie darauf aus, die Liebe Anderer zu gewinnen. Sie legte offen und unaufgefordert ihre Zuneigung an den Tag, und wenn darauf mit Undank erwidert wurde, so that das ihrem Herzen zwar weh, aber sie fühlte nicht die Enttäuschung, einen Zweck verfehlt zu haben, da sie keinen gehabt hatte. Ihre aufopfernde Hingebung hatte Theodor's Liebe nicht gewinnen können; um so weniger kam es ihr nun in den Sinn, jeder Neigung oder Grille des Bruders zu fröhnen, um etwa auf diesem Wege sein Herz zu fesseln.

Der erwähnte Entschluß war theils eine Folge des besänftigenden Einflusses, den Marchmont's ernstes Wesen auf ihren feuerigen Geist ausübte, und theils die Wirkung jener Liebe, die zu viel Lebenskraft in sich trägt, um unter dem ersten oder zweiten Streiche zu vergehen.

Die folgenden Tage brachten Veranlassung genug, diesen Entschluß auf die Probe zu stellen. Theodor's gute Laune hielt nicht an; nach wenigen Tagen wurde er finster und zänkisch, ohne sich über die Ursache seiner veränderten Gemüthsstimmung zu äußern. Dies dauerte einige Zeit, bis er eines Tages spät am Nachmittage in das Wohnzimmer trat und fragte, ob Fräulein Cook das Haus verlassen habe.

„Für heute, ja," erwiderte Margaret, „um eine Freundin in Sporthaven zu besuchen."

„Aber du hast ihr doch aufgekündigt, nach dem was ich neulich sagte?“

„Nein, noch nicht.“

„So! Wie kannst du glauben, ich könne sie noch länger ernähren? — selbst wenn ich nicht andere Gründe hätte, mich von dieser lästigen Person zu befreien.“

„Wir müssen allerdings jede unnöthige Ausgabe vermeiden, und ich hätte daran denken sollen. Aber ich möchte dem armen Wesen wo möglich eine Stelle verschaffen und sie nicht hülflos in die Welt hinausstoßen.“

„Du thätest besser, an dich selbst zu denken,“ entgegnete Theodor, „denn bald werden wir selbst verlassen genug sein. Ich muß dieses Haus aufgeben und die Mobilien verkaufen. Leider wird der Erlös die vier tausend Pfund, die ich Harcourt schulde, bei weitem nicht erreichen.“

„Vier tausend Pfund?“ rief Margaret.

„Ja, vier tausend Pfund. Um diese zu bezahlen, bleibt mir außerdem nichts als das geringe Einkommen aus dem Reste meines Vermögens. Es beträgt genau einhundert und fünfzig Pfund, deckt also nicht ein Mal die Zinsen der Schuld.“

„Jeden Antheil, der mir an diesem Vermögen zustehen sollte, will ich gern aufgeben,“ sagte die Schwester. „Ich werde versuchen, mein Brod selbst zu verdienen.“

„Unsinn, Margaret!“ rief Theodor. „Du weißt nicht, was du sprichst; du hast nichts, keinen Heller! Dein Brod wirst du unzweifelhaft verdienen müssen, wenn du welches essen willst. Ich werde wohl die Grundstücke

verkaufen, meine Hoffnungen auf Laura darangeben und zur See gehen müssen."

„Unbegreiflich ist es mir," erwiderte Margaret, „daß mich Niemand über die Lage unserer Verhältnisse unterrichtet hat, wenn es wirklich so ist. Ich würde dir sonst keinen Augenblick länger zur Last gefallen sein. Aber wie bist du denn in diese Schuldenlast gerathen, Theodor?"

„Du kennst so wenig von den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens, daß es wenig nutzen würde, dir das zu erklären. Bedenke nur, daß ich nichts besaß, als einhundert und fünfzig Pfund jährliches Einkommen, um eine Schwester und mich selbst auf einem anständigen Fuße zu erhalten, — so muß dir einleuchten, daß mir nichts übrig blieb, als Geld zu borgen. Wir wären sonst aus unserm Stande längst herabgesunken."

Theodor nahm sich wohl in Acht, ihr zu sagen, daß er sich schon bei Lebzeiten seiner Eltern durch Harcourt zum Hazardspiel hatte verführen lassen, und zwar in der Hoffnung, dadurch die Mittel zu einem flotten Leben zu erlangen, die ihm sein zu Grunde gerichteter Vater nicht gewähren konnte. Auf diese Weise gerieth er in Schulden, und sein Vetter hatte ihm zu deren Berichtigung vor Antritt der Seereise eine Summe vorgestreckt, die mit den rückständigen Zinsen den erwähnten Betrag ausmachte.

„Du fürchtest dich, in einen tiefern Stand hinab zu sinken?" wiederholte Margaret. „Der ehrenhafteste und beste Weg ist in einem solchen Falle gewiß der, allen

Ehrgeiz und die thörichte Sucht, den äußern Schein zu bewahren, fahren zu lassen und dem Schicksale fest in's Auge zu sehen. Wollte Gott, du hättest so viel Vertrauen zu mir gehabt, mich mit unserer Lage bekannt zu machen, ehe du diese unglückliche Schuld auflaufen ließest!"

„Bei Gott!" rief Theodor heftig, „ich bin nicht hierher gekommen, um von dir eine Vorlesung zu hören! Sei zufrieden, daß du mich ruinirt hast, und behalte deinen guten Rath für dich!"

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

„Sei zufrieden, daß du mich ruinirt hast!" wiederholte Margaret erstaunt. „Was kann er damit meinen? Was habe ich gethan, und was erwartet er von mir?"

Der Tag verstrich langsam. Theodor brachte den größern Theil desselben am Strande zu. Er wanderte umher oder saß auf einem Felsen und beobachtete das Meer durch ein kleines Fernglas, so oft am Horizont ein Segel sichtbar wurde. Margaret schien in ihrer tiefen Niedergeschlagenheit selbst ihre Lieblingserholung vergessen zu haben, welche darin bestand, in einem kleinen Boote sich selbst in die See hinaus zu rudern. Sie blieb den ganzen Nachmittag zu Hause. An Frau Rumford schrieb sie einige Zeilen und bat dieselbe, ihren Einfluß zu verwenden, um der armen Gesellschafterin eine neue Stelle zu verschaffen. Dann versuchte sie zu lesen; doch kein Buch vermochte ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Endlich überließ sie sich den traurigen Gedanken, welche sie so erfüllten, daß sie für nichts anderes Sinn hatte.

Zum Mittageſſen kam Theodor nach Hauſe. Er war zerſtreut und ſchien zuweilen zu horchen; ein Mal ſtand er vom Tiſche auf und ging in das Nebenzimmer, wo Margaret ihn das Fenſter öffnen und ſchließen hörte, kam dann aber gleich zurück. Sie fragte ihn nicht, und er ſchien nicht geneigt, ihr freiwillig ſein Benehmen zu erklären. Nach dem Eſſen, während deſſen nur wenige Worte gewechſelt wurden, ſchlug er die Beine übereinander und begann mit verdrießlicher Miene den Zahnſtocher zu handhaben. Margaret hielt daher ihre Geſellſchaft für überflüſſig und verließ das Zimmer. Der Abend war ſchön und lockte ſie in's Freie; ſie dachte durch einen Spaziergang ihre heiße Stirn zu kühlen und ſich zu erfriſchen. Als ſie zurückkehrte, war es ſchon ziemlich dunkel, ſonſt würde ein kleines Schiff, das in einiger Entfernung vor Anker lag, ihrem Blicke nicht entgangen ſein. Sie fand Theodor nicht im Wohnzimmer und vermuthete, er ſei ausgegangen, um eine Cigarre zu rauchen. Noch ein Mal machte ſie den Verſuch, zu leſen. Kaum hatte ſie angefangen, als der Schall von Stimmen im nächſten Zimmer ihre Aufmerkſamkeit erregte. Da jedoch doppelte Thüren und ein kleiner Gang ſie von demſelben trennten, erreichten die Töne nur ſehr geſchwächt ihr Ohr. Bald hörte ſie nichts mehr und dachte nicht weiter daran, da das Buch ihr Intereſſe zu wecken begann. Sie blickte daher nicht auf, als die Thüre ſich öffnete, bis ſie bemerkte, daß es nicht Theodor's Schritt war, den ſie vernahm.

Der Eintretende war Harcourt.

Eine ihr selbst unerklärliche Regung von Furcht überschlich sie bei seinem Anblick. Er erschien ihr als die Verkörperung ihres bösen Schicksals, und sie fühlte sich versucht, vor ihm zu fliehen. Indessen besaß Margaret zu viel natürliche Würde, um ihre Aufregung durch eine Bewegung zu verrathen. Harcourt näherte sich in gewohnter Weise, um sie zu begrüßen; allein sie betrachtete ihn mit unerschütterlichem Ernste, indem sie die Hände auf dem Buche gefaltet ruhen ließ. Vielleicht waren ihre Wangen etwas bleicher als gewöhnlich. Harcourt blieb einige Schritte vor ihr stehen.

„Kein Willkommen, Margaret? Was bedeutet das? Hast du vergessen, was wir einander sind und sein sollen?"

„Ich habe nichts vergessen," entgegnete sie, ohne jedoch die geringste Bewegung zu machen.

„Dann dürfte ich wohl einen bessern Empfang von der schönen Braut erwarten, deren Ring ich als Liebeszeichen am Finger trage."

„Als Liebeszeichen? — nimmermehr!" rief Margaret.

„Oder wenigstens als Pfand ihrer Treue," fuhr Harcourt fort. Obgleich er sich entschlossen zu zeigen suchte, verrieth er eine Unsicherheit, die gegen Margaret's ernste Festigkeit gewaltig abstach.

„Frederic," sagte sie, „ich will ganz offen gegen dich sein. Ich habe dich nie geliebt, das weißt du; dennoch gab ich dir — in einer unseligen Stunde, unter dem Einflusse einer heftigen Aufregung, und beseelt von dem blinden Verlangen, mein Vorhaben um jeden Preis aus-

zuführen — das Versprechen, dessen Erfüllung du jetzt beanspruchen möchtest. Ich that Unrecht, als ich es gab, — ein schweres Unrecht gegen dich und mich. Auch wenn alles verwischt werden könnte, was zwischen damals und jetzt liegt, so würde ich dieses Versprechen nicht erfüllen, — ich würde nur größeres Unheil über uns Beide bringen."

„Weißt du auch, Margaret, daß du dich vor dem Gesetze des Bruchs eines Eheversprechens schuldig machen würdest?"

„Was kümmern mich die Gesetze des Landes?" lautete ihre Antwort. „Die ewige Gerechtigkeit würde mich freisprechen. Mein Vergehen liegt darin, daß ich dir eine solche Zusage gab."

„Treuloses Wesen!" rief Harcourt. „Du wolltest mich also bloß verleiten, dein Werkzeug zu sein, um mich fortzuwerfen, sobald ich dir gedient hatte?"

„Halt!" rief Margaret, vor Zorn erröthend. „Höre mich bis zu Ende. Ich sagte, wenn alles verwischt werden könnte; doch die Vergangenheit steht zu deutlich vor unser Beider Gedächtniß. Frage dich selbst, Frederic, hast du die Erfüllung des in Uebereilung gegebenen Versprechens verdient?"

„Ich habe die Bedingungen erfüllt, unter denen es gegeben wurde."

„Und kann ein solcher Vertrag durch nichts entkräftet werden, als durch Nichterfüllung der ausdrücklich gestellten Bedingungen? Gibt es nicht stillschweigende Voraussetzungen, deren Verletzung der Erfüllung unwür-

dig macht? Du hast mein Geheimniß einem ehrlosen Abenteurer verrathen und einen Anschlag gegen meine Freiheit gemacht, indem du heimlich ein Boot in Bereitschaft hieltest, um mich dem Schutze meiner Heimath und meiner Freunde zu entziehen. Frage dein eigenes Gewissen, Frederic, ob du es verdienst, daß ich ein Versprechen halte, dessen Erfüllung du hast erzwingen wollen?"

Während sie sprach, drückte sich in Harcourt's Zügen eine Mischung von Zorn und Bosheit aus. Er bekämpfte jedoch dieses Gefühl und erwiderte: „Diese Vorsichtmaßregeln, welche ich nur aus Liebe zu dir wie aus Rücksicht für deine Sicherheit genommen habe, — und denen du dich nie gefügt haben würdest, wenn du sie gekannt hättest — willst du mir jetzt als Verbrechen anrechnen? Wenn ich eine andere Person theilweise in's Vertrauen zog, so geschah es nur, weil sich mir kein besseres Mittel zeigte, um dich vor einer Gefahr zu schützen, der du dich blindlings entgegen stürztest. Lord Marchmont's Secundant versprach anfangs, keine Kugel in dessen Pistol zu laden, ging aber im letzten Augenblicke von dieser Zusage ab."

„Und mein Pistol?" fragte Margaret, ihn scharf ansehend. „Sollte das auch nicht geladen werden?"

Harcourt, auf diese Frage nicht gefaßt, zauderte einen Augenblick, ehe er die Antwort gab: „Natürlich, in diesem Falle nicht."

Margaret beobachtete ihn eine Zeit lang schweigend und sagte dann: „Die Wahrheit ist jetzt nicht zu ergrün-

den, aber ich muß glauben, daß deine Absicht war, mein Pistol zu laden, während das meines Gegners ungeladen blieb. Du wolltest mir auf diese Weise ein Verbrechen erleichtern, welches mich gänzlich in deine Hände geliefert hätte. Wozu das Boot, wenn nur ein lächerliches Kinderspiel aufgeführt werden sollte, wie du behauptest? Aber abgesehen von allem Andern, kannst du das eine Erfüllung unseres Vertrages nennen? Bin ich dir dafür Dank schuldig, daß du mich in eine so alberne Stellung hast bringen wollen? Viel männlicher wäre es gewesen, wenn du der Versuchung widerstanden und die Ausführung meines wahnsinnigen Unternehmens verhindert hättest. Das würde dir Anspruch auf meine Dankbarkeit, wenn auch nicht auf meine Liebe gegeben haben. Allerdings habe auch ich gesündigt, indem ich dich zu einer so tadelnswerthen Handlung verleitete. Vergib mir dieses Unrecht, so bin ich bereit, alles zu vergeben und zu vergessen, gleichviel wie groß dein Vergehen gegen mich sein möge. Willigst du ein, so habe ich als deine Anverwandte wieder das herzliche Willkommen für dich, das ich dir versagen muß, so lange du mich als deine Verlobte betrachtest."

Im Begriff, ihre Hand auszustrecken, bemerkte sie eine leidenschaftliche Verzerrung in Harcourt's Zügen und hielt sie zurück.

„Alles oder nichts!" rief er. „Nimmer begebe ich mich in die Knechtschaft zurück, in der du mich so lange Jahre gehalten hast! Hassen könnte ich dich deshalb, obgleich ich dich bis zum Wahnsinn liebe. Ja, Margaret,

ich liebe dich, liebe dich aus dem tiefsten Grunde meines Herzens, wie nie ein Mann zuvor liebte. Sprich, — willst du das Versprechen, dessen Pfand dieser Ring ist, erfüllen?"

„Ich habe dir bereits geantwortet," entgegnete sie, „nie werde ich dein Weib."

„Weißt du, was dir droht?"

„Ich weiß es; aber du kennst mich zu gut, um zu glauben, daß Vermögensrücksichten mich jemals zu einer Heirath bewegen könnten."

„Weißt du, daß du Theodor mit in's Verderben bringst?"

„Es ist mir bekannt, daß er tief verschuldet ist, und daß du ihm in seinen Verlegenheiten großmüthig beigestanden hast."

„Du sprichst von Großmuth, Margaret. Ja, ich könnte großmüthig sein! Was könnte ich nicht sein, wenn du mich lieben wolltest? Es steht in deiner Wahl, mein guter oder mein böser Engel zu werden. Ja, Theodor schuldet mir eine Summe, die er nicht zahlen kann, selbst wenn er sich zum Bettler machte. Werde mein Weib, und die Schuld soll für immer vernichtet sein. In Vergleich mit meiner Liebe zu dir ist dieses Geld so werthlos für mich, wie eine Hand voll Sand von jenem Ufer."

„Aber wenn ich nicht einwillige?"

„Dann werde ich jeden Pfennig verlangen. Habe ich nicht ein Recht auf mein Eigenthum?"

„Unzweifelhaft," erwiderte Margaret kalt und stolz, indem sie vom Stuhle aufstand und langsam der Thüre zuging.

„Antworte mir, Margaret!" rief Harcourt verzweiflungsvoll.

Sie wandte sich einen Augenblick um, richtete einen Blick tiefster Verachtung auf ihn und verließ das Zimmer.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Mißlungene Stilübungen.

Frau Chidcock war todt, das Begräbniß vorüber, und die Familie Vann wohnte bereits in dem kleinen Hause am Canal. Das Document, welches die alte Frau der Sorge ihrer Tochter übergeben hatte, und auf Grund dessen Schloß Marchmont und Everstone Hall ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstattet werden sollten, befand sich indessen noch in dem Pulte des Schlafzimmers. Frau Vann scheute sich, irgend etwas in der Sache zu unternehmen. Ihr Mann war über den Inhalt des mütterlichen Testamentes so erbittert, daß sie nicht wagte, ohne sein Wissen etwas zu thun, aus Furcht, seine Heftigkeit noch mehr zu erregen. Wäre er ein rechtschaffener, zuverlässiger Mann gewesen, so hätte sie nichts Besseres thun können, als die Angelegenheit seinen Händen zu übergeben; leider aber hatte sie Grund, das Gegentheil von ihm zu denken. Ueberdies hatte die

Mutter ihr zur Pflicht gemacht, ihren Mann aus dem Spiele zu lassen, und sie hatte die nachsichtige alte Dame zu sehr geliebt, um ihren letzten Wünschen zuwider zu handeln.

Frau Chidcock hatte sich, theilweise in Folge von Marchmont's Freigebigkeit, für ihren Stand in guten Verhältnissen befunden. Sie hatte mehrere Häuser in Sporthaven eigenthümlich besessen, die sie ihrem Enkel Jack, dem Kinde eines früher verstorbenen Sohnes, hinterließ. Jedoch lastete darauf eine Leibrente zu Gunsten ihrer Tochter Lätitia. Auch der Pachthof nebst Garten und Ländereien, welchen sie der Tochter bestimmt hatte, sollte nach deren Tode, im Falle sie keine Kinder hinterließ, auf den Neffen übergehen. In einem frühern Testamente hatte sie dieses Haus nebst Zubehör ihrer Tochter und deren Manne unbedingt vermacht. Die Schilderungen, die Jack von der Rohheit seines Oheims gegeben, hatten sie jedoch veranlaßt, diese Bestimmung abzuändern. Die unvernünftige Nachsicht, die Frau Chidcock stets bewies, hatte auf diesen Knaben, den sie nach dem Tode ihres einzigen Sohnes zu sich genommen hatte, noch nachtheiligere Wirkungen gehabt, als auf ihre Tochter. Es war ihr zuletzt unmöglich, seine Unbändigkeit zu zügeln; er richtete fortwährend so viel Unheil an, daß sie sich genöthigt sah, den widerspänstigen Burschen ihrem Schwiegersohn, welcher in Sporthaven wohnte, anzuvertrauen. Natürlich kam er noch oft in's Haus der Großmutter, welche ihn nach wie vor verwöhnte.

„Ist Jack noch nicht nach Hause gekommen?" fragte

Frau Vann, die vor Angst und Unruhe krank geworden war.

„Nein," entgegnete Sara, „ich habe ihn noch nicht gesehen."

„Seit gestern Abend habe ich ihn nicht gesehen, — wo kann er nur sein? Was würde meine gute Mutter sagen, wenn sie noch lebte!"

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen," meinte Sara. „Er treibt sich wie gewöhnlich herum. Aber es ist nicht wunderbar, daß er aus dem Hause bleibt, so lange der Herr darin ist. Ich kann es selbst nicht mehr aushalten."

„Du willst mich doch nicht verlassen, Sara?"

„Ich würde Sie gewiß nicht verlassen; aber das muß ich Ihnen sagen: jeden Tag und jede Stunde so ausgescholten zu werden, wie der Herr es thut, das kann man nicht ertragen."

„Still!" rief Frau Vann, denn sie hörte den Schritt ihres Mannes auf der Treppe. „Nun, William," fragte sie, als dieser eintrat, „hast du nichts von Jack gehört?"

„Nichts. Der Bube weiß, daß er Prügel bekommt, wenn ich ihn treffe, und wartet deshalb, bis sein letzter Schilling fort ist."

„Ach, William, ich bitte dich, sei doch etwas freundlicher gegen den Knaben. Du weißt nicht, was du thust!"

„Dummes Zeug!" erwiderte Herr Vann. „Wenn deine Mutter wünschte, daß ich ihn gut behandeln sollte, so hätte sie dasselbe gegen mich thun sollen. Solch einen

jungen Landstreicher um mich zu haben, der nur den Tag erwartet, an dem er mich aus dem Hause werfen kann, das ist zu viel für meine Geduld! Ich wollte wenigstens zuerst an der Reihe sein, und warf ihn die Treppe hinab, da er ungezogen gegen mich wurde. Er wird schon nach Hause kommen, wenn sein Taschengeld verzehrt ist."

„Ich habe ihm kein Taschengeld gegeben," versicherte Frau Vann. „Es ist ja nichts übrig geblieben, nachdem alle Rechnungen bezahlt waren, als das Geld, welches du selbst in Händen hast."

„Sage das nicht. Du wirst schon die Sparpfennige deiner Mutter irgendwo im Hause gefunden haben."

„Meine gute Mutter war zu freigebig, um etwas zu erübrigen," betheuerte Frau Vann schluchzend.

Ihr Mann, der keine Thränen sehen mochte, verließ das Zimmer. Es war Sonntag und er hatte nichts zu thun; daher kam es ihm in den Sinn, Kisten und Kasten zu durchsuchen und in allen Winkeln umher zu spähen, obschon er selbst nicht an die Existenz der geheimen Schätze glaubte, wovon er gesprochen hatte. Auch das Pult im Schlafzimmer seiner Schwiegermutter fiel ihm ein. Es war jedoch verschlossen, und er mußte sich entschließen, die Hülfe seiner Frau in Anspruch zu nehmen.

„Lätitia," sagte er, „das alte Pult in der Schlafstube deiner Mutter steht noch uneröffnet da. Wir müssen doch wissen, was darin ist. Ich kann keinen Schlüssel finden, der dazu paßt."

Eine schwache Röthe stieg in Lätitia's Gesicht auf.

„Was fällt dir ein, William?“ antwortete sie scheinbar gleichgültig. „Da steckt kein Geld, so viel kann ich dir sagen, bloß Briefe und Papiere. Ich habe es schon durchsucht, aber ich weiß nicht, wohin ich den Schlüssel gelegt habe.“

Herrn Vann war das Erröthen seiner Frau nicht entgangen, und ihre scheinbare Unbefangenheit täuschte ihn nicht. Diese Beobachtung bestärkte ihn nur in dem Vorsatze, den Inhalt des Pultes zu untersuchen.

„Ich möchte gern mit eigenen Augen sehen, Lätitia,“ erwiderte er. „Wenn es dir nicht einfällt, wo der Schlüssel ist, so kann ich ja das Schloß aufbrechen.“

Die Frau erkannte, daß er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen ließ, und hielt es für besser, sich zu besinnen, wo der Schlüssel war. Die ihr von der Mutter übergebenen Papiere lagen in dem geheimen Fache und sie hoffte, daß ihr Mann die Feder nicht entdecken würde. Doch bald kam er zurück; er hielt das kostbare Document in der Hand.

„Kennst du dies, Lätitia?“ fragte er; „es scheint etwas Wichtiges zu sein.“ Er las die Aufschrift: „Zu eröffnen von Frau Chidcock, sobald sie es für gut befindet; — unterzeichnet: Martha Finch, — beglaubigt vom Pfarrer Daniel Fairfax und von Jacob Booth. Hm! Das Datum ist schon sechszehn Jahre alt.“

„Um des Himmels willen, öffne es nicht, William!“ rief Frau Vann. „Die Mutter gab es mir kurz vor ihrem Tode mit dem Auftrage, es Herrn Daly zu überliefern.“

„Und mich nichts davon wissen zu lassen, nicht wahr?“ ergänzte Herr Vann. „Ja, so hat sie es immer gemacht. Aber was ist es denn? Auf keinen Fall gebe ich es aus der Hand, ehe ich den Inhalt kenne. Es könnte ja für mich selbst von Wichtigkeit sein. Was man sechszehn Jahre lang aufbewahrt, muß etwas zu bedeuten haben.“

Er schickte sich an, das Siegel zu brechen.

„Nein, nein, William!“ schrie seine Frau. „Ich will dir alles sagen, nur berühre das Siegel nicht. Du weißt nicht, welches Unheil du anrichten kannst.“

Frau Vann theilte ihm die Geschichte des Documentes mit und fügte hinzu: „Nun habe ich dir alles gesagt. Wäre es nicht am besten, wenn du das Papier gleich zu Herrn Daly brächtest? Ich habe es nur deshalb verschoben, weil ich mich scheute, etwas ohne dein Vorwissen zu thun, obschon meine arme Mutter es mir ausdrücklich befohlen hatte.“

„Es ist wenigstens gut, daß du so klug gewesen bist zu warten,“ bemerkte Herr Vann und fuhr dann fort, so freundlich, wie seine Frau ihn seit längerer Zeit nicht gesehen hatte: „Sei ruhig, liebe Lätitia, ich will alles besorgen, — überlaß mir die Sache.“

Die arme Frau, erfreut über seine bessere Laune, wagte keine weitern Fragen, sondern suchte sich zu überreden, daß er die Anordnungen ihrer Mutter ausführen und das Document dem Pfarrer bringen werde.

Marchmont war eben von dem Landsitze der Familie Redburn zurückgekehrt und in das reizende Wohnzimmer seines Schlosses eingetreten, das vom Dufte der seltensten Blumen erfüllt war. Es war ein heißer Sommermorgen, und die Kühle des geräumigen Gemaches war ihm eine Erquickung. Ermüdet warf er sich in einen Sessel und schob gleichgültig einen Brief zur Seite, den der Bediente ihm brachte. Doch im nächsten Augenblicke warf er sich die Nachlässigkeit vor, die ihm in Bezug auf die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens eigen war, und öffnete den Brief. Die Unterschrift war: „William Vann.“ Er fühlte sich versucht, das Schreiben ungelesen wegzuwerfen; indessen wollte er doch wissen, ob es eine neue Unverschämtheit enthalte. Flüchtig begann er zu lesen; doch der Inhalt war von solcher Art, daß er gleich seine Aufmerksamkeit fesselte. Der Brief lautete folgender Maßen:

„Mylord! Es hat Ihnen gefallen, in Erwiderung auf meine frühere wohlgemeinte und ehrerbietige Mittheilung den Wunsch auszusprechen, kein ferneres Schreiben von mir zu erhalten. Ich würde gewiß diesem Verlangen nachgekommen sein, wenn nicht Umstände von der größten Bedeutung, die Sie nahe berühren, zu meiner Kenntniß gelangt wären. Meine verstorbene Schwiegermutter, Frau Chidcock, hat nämlich vor ihrem Tode ihrer Tochter, meiner Frau, ein versiegeltes Document übergeben, dessen Aufschrift von ihrer vor sechszehn Jahren verstorbenen Schwester, Martha Finch, unterzeichnet und von dem damaligen Pfarrer, so wie von einer zweiten

noch lebenden, achtbaren Person beglaubigt ist. Wie sie meiner Frau versicherte, enthält das Schriftstück den Beweis, daß sie wissentlich zwei ihrer Pflege anvertraute Kinder, nämlich Ferdinand Marchmont de Torlay und Theodor Danvers, vertauscht, den Letztern an Stelle des Erstern untergeschoben und seinen Eltern, bei ihrer Rückkehr aus Spanien, übergeben hat. Wir haben natürlich das Siegel nicht erbrochen und es ist mir also unmöglich, Ihnen Näheres mitzutheilen. Diese Umstände dürften Euer Herrlichkeit sehr unangenehm sein, und da ich keineswegs den Wunsch hege, die bestehenden Verhältnisse zu stören, so erkläre ich mich bereit, gegen eine Entschädigung von solchem Betrage, daß ich dadurch allem Mangel enthoben werde, das besagte Document, welches das einzige von Frau Chidcock über diese Angelegenheit hinterlassene Zeugniß ist, entweder zu vernichten oder Ihren Händen zu übergeben. Indem ich hoffe, Mylord, daß Sie diese Mittheilung nicht übel aufnehmen werden, verharre ich hochachtungvoll

Ihr ergebener Diener, William Vann."

„Nachschrift. Meine Frau versichert, eine am Leibe des wahren Lord Marchmont befindliche Brandnarbe müsse die Aussage ihrer Mutter bestätigen."

„O, ich habe geahnt, daß mir nicht mehr Recht auf dieses schöne Besitzthum zustehe, als auf Laura's Hand!" sagte Marchmont mit einer Ruhe, die jeden Zuschauer in Erstaunen gesetzt haben würde. So sonderbar es erscheinen mag: vom ersten Augenblicke an

zweifelte er nicht im geringsten an der Wahrheit der empfangenen Nachricht. „Mir ist, als hätte ich diesen Schlag vorher gefühlt, und er ist fast trostbringend für mich. Jetzt habe ich alles verloren, und meine Sünde ist gesühnt. Alles verloren!“ wiederholte er, — da stieg ein Gedanke in ihm auf, der alle Farbe aus seinen Wangen trieb. Marchmont drückte seine Hand gegen die Stirn, wie um eine heftige Aufregung zu bekämpfen, und murmelte aus gepreßter Brust: „Margaret ist meine Schwester!“

Bis zu diesem Augenblicke war seine Bewegung nicht größer gewesen, als wenn ein sanfter Wind die Oberfläche des Meeres kräuselt, während dessen Tiefe unberührt bleibt. Jetzt aber schien sein ganzes Innere in Gährung zu gerathen. Er schritt mehrere Minuten lang auf und ab, als bemühe er sich, den Aufruhr seiner Gefühle zu dämpfen. Allmälig gewann er die Fassung wieder. „Ich verdiene nicht,“ sagte er zu sich selbst, „daß Gott mir eine so süße Gabe läßt, da Er in Seiner Gerechtigkeit und Gnade mir alles nimmt, was ich besaß. Ja, Margaret ist meine Schwester, — ich bin ihr Bruder!“ Dann plötzlich innehaltend, rief er: „Aber wie, wenn dieses Document unecht und die ganze Sache eine Erfindung wäre?“ — fügte aber nach einer Pause hinzu: „Nein, nein, mein Herz sagt mir, es ist wahr.“

Er schellte und ließ die Haushälterin kommen. Sie war Kammermädchen bei seiner Mutter gewesen und erst später zu ihrer jetzigen Stellung erhoben worden.

„Frau Everett," fragte er, „habe ich in meiner Kindheit eine Brandwunde gehabt?"

Die Haushälterin dachte einen Augenblick nach und antwortete: „Allerdings, Mylord, — ich hatte es beinahe vergessen. Das ungeschickte Mädchen, welches wir damals hatten, ließ einen Kessel umfallen, als ich einmal mit Ihnen vor dem Feuer saß. Wir durften Ihrer Frau Mutter mehrere Tage nichts davon sagen, um sie nicht zu erschrecken. Alle fürchteten, die Narbe würde niemals verschwinden; aber die alte Frau Chidcock, welche kürzlich gestorben ist, wandte Umschläge an, wonach keine Spur zurückblieb. Ja, diese alten Hausmittel sind mehr werth, als all die Arzneien, welche die Aerzte jetzt verschreiben!"

„Ich danke, Frau Everett," sagte Marchmont, „das ist alles, was ich wissen wollte."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Frau Everett blieb erstaunt über seine plötzliche Neugierde zurück. Eilenden Schrittes verfolgte er den Weg nach Margaret's Wohnung, ohne einen einzigen Blick des Bedauerns auf das Schloß zu werfen, das er nicht mehr als sein Eigenthum ansah.

An demselben Morgen betrat Frau Bingham das Frühstückzimmer mit einem so gerötheten Gesichte, als hätte sie die Küche besorgt.

„Mutter," rief Robert, „wie siehst du aus? Hast du etwa selbst das Brod geröstet?"

„Ich bin wirklich etwas warm," sagte Frau Bingham, ihr Gesicht befühlend. „Es ist heute so schwüles Wetter."

„Die Sonne wird gegen Mittag furchtbar brennen," fuhr ihr Sohn fort. „Ich habe in Redport Geschäfte und wollte recht früh reiten. Wie du siehst, habe ich deshalb mit dem Frühstück nicht gewartet."

Seine Eile hinderte ihn, den aufgeregten Zustand seiner Mutter zu bemerken. Sie war so verwirrt, daß sie Salz statt Zucker in den Thee warf.

„Adieu, Mutter; zum Mittagessen werde ich wieder hier sein," sagte Robert, indem er ging.

Kaum war die Thüre hinter ihm geschlossen, als Frau Bingham einen Brief aus der Tasche zog. Sie war mit Caroline allein, denn Laura und Dorothea waren träge im Aufstehen und kamen selten zeitig zum Frühstück.

„Denke dir, Caroline, was mir da in die Hände gefallen ist!" begann die Mutter. „Ein wahres Glück, daß ich aus Vorsicht alle Briefe zu mir hatte bringen lassen. Ein Brief an Laura —"

„Von Theodor?" fiel Caroline ein.

„Ja. Ich kannte die Handschrift und öffnete ihn also. Es ist schon unschicklich für ihn, überhaupt an sie zu schreiben. Und so unpassende Ausdrücke! Sieh nur, wie er beginnt: „„Meine theuerste Laura! Ein wohlgemästeter Lakai trieb mich zwei Mal von Ihrer Thüre hinweg!"" — Welche Redensarten! Was will er nur damit sagen?"

„Eine Stelle aus irgend einem Buche," erwiderte

Caroline. „Es ist ein Bettler, der so spricht. Kein übeler Vergleich! Er ist ein Bettler, und zwar ein recht unverschämter. Wahrscheinlich hat Robert Befehl gegeben, ihn abzuweisen.“

„Robert hätte sich darum nicht kümmern sollen; solche Maßregeln treiben einen Menschen zur Verzweiflung. Du wirst hören, er drückt sich schon ganz verzweifelt aus. „„Soll dieser unnatürliche Stand der Dinge fortdauern? Sollen zwei Herzen““ — bedenke, Caroline: zwei Herzen, — „„welche Liebe verbunden hat, durch die Habgier und Grausamkeit der Eltern für immer getrennt werden? Hätte ich nicht die Erinnerung an jenen Einen kurzen Augenblick unaussprechlicher Wonne, wovon meine Seele seitdem gezehrt hat, so würde ich längst einen verzweifelten Entschluß gefaßt haben.““

Frau Bingham, erschreckt von dem bloßen Gedanken, blickte ihre Tochter mit wichtiger Miene an, aber diese lachte.

„Das sagt er bloß, um Laura in Angst zu jagen. Mit dem kurzen Augenblicke meint er wahrscheinlich das Gespräch im Garten, das durch mein Herbeikommen unterbrochen wurde; den steifen Besuch kann er nicht meinen.“

„„Sie werden fragen,““ las die Mutter weiter, „„welchen verzweifelten Entschluß? Ich weiß es nicht. Ich kann Ihnen nur sagen, daß das Leben mir unerträglich ist. Ich muß sterben, wenn ich Sie nicht sehen kann. Jeden Tag, jede Stunde schleiche ich um die wohlbewachte Wohnung, welche Ihr Gefängniß ist, in

– der täglich schwächer werdenden Hoffnung, Sie zu sehen. Senden Sie mir einen Hoffnungstrahl, oder —""

„Oder was?" fragte Caroline, da die Mutter schwieg.

„Oder nichts," antwortete Frau Bingham. „Er bricht hier mit einem großen Gedankenstrich ab, wie du siehst. O, es ist schrecklich!"

„Es ist sehr abgeschmackt, dächte ich," entgegnete die Tochter. „Wie fade und unsinnig solche Liebesbriefe sind! Laura würde allerdings nicht so denken; daher ist es gut, daß dieser Brief nicht in ihre Hände gelangt ist."

„Was ist jetzt zu thun, liebe Caroline? So darf es nicht fortgehen. Der Vater kommt heute zurück; aber ich scheue mich, ihm das Schreiben zu zeigen. In meinem letzten Briefe habe ich ihm den Vorschlag gemacht, dieses Haus zu vermiethen und den Winter auf dem Continente zuzubringen. Allein er antwortete mir, er wolle die Jagdzeit nicht verlieren und könne auch die versprochene Herbstreise nicht mit uns machen, weil seine Angelegenheiten schlimmer ständen, als er gedacht hätte."

„Er könnte sie schon machen, wenn er nicht durchaus drei Jagdpferde halten müßte," meinte Caroline.

„Denke dir nur," fuhr Frau Bingham fort, „wenn dieser wilde Seeräuber Tag und Nacht um das Haus schleicht und am Ende gar sich selbst oder Laura eine Kugel durch den Kopf schießt! Es ist wirklich fürchterlich!"

„Wenn du diesen Brief dem Vater zeigst, so wird er vielleicht die Nothwendigkeit einsehen, das Haus zu verlassen."

Frau Bingham schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, das Schreiben wird den Vater in Wuth bringen, und er wird sehr strenge Maßregeln ergreifen. Am liebsten möchte ich ihm gar nichts davon sagen."

„Wie wäre es," schlug Caroline vor, „wenn du Theodor's Brief mit einigen Zeilen von deiner Hand ihm selbst zurückschicktest und nachher erst dem Vater sagtest, was du gethan hast?"

„Kein übeler Plan," erwiderte die Mutter. „Ich könnte dann die unpassenden Ausdrücke übergehen und die Sache in ein milderes Licht stellen. Meine Antwort würde ich um so stärker ausmalen. — Aber, mein Gott, was ist denn das für entsetzlicher Thee?"

„Du hast vielleicht keinen Zucker, Mama?"

„Das ist es nicht, er hat einen abscheulichen Geschmack. Ich will lieber Kaffee trinken."

Während Caroline einschenkte, wurden Stimmen vor der Thüre hörbar.

„Da kommen Laura und Dorothea," sagte Frau Bingham. „Kein Wort, Caroline! Nach dem Frühstück kommst du zu mir hinauf, und dann schreiben wir den Brief."

Eine halbe Stunde später waren Mutter und Tochter mit dem Briefe beschäftigt. Der Entwurf erforderte Zeit und Ueberlegung, besonders da Frau Bingham weniger scharfe Ausdrücke gebrauchen wollte, als Caroline für gut fand. Caroline schlug vor, ganz kalt in der

dritten Person zu schreiben, doch die Mutter hielt dies für beleidigend.

„Du kannst ihn doch nicht ‚lieber Theodor' oder ‚lieber Herr Danvers' anreden. Was willst du also dafür setzen? — ‚Mein Herr'? Das ist eben so kalt, als wenn man in der dritten Person spricht. Wie kann er auch erwarten, daß du anders als kalt gegen ihn sein solltest?"

„Wie, wenn ich gar keine Anrede gebrauchte?"

„Gut, das ließe sich versuchen."

Nach mehrfachen Verbesserungen wurde nachstehende Fassung beliebt, da Frau Bingham für klug hielt, nicht zu sagen, ob Laura den Brief gelesen habe oder nicht.

„Sie werden schwerlich über die Zurücksendung eines solchen Schreibens, wie das inliegende ist, erstaunt sein. Es ist unnöthig, mich über die Gesinnungen meiner Tochter näher auszulassen; genug, daß sie keineswegs so günstig sind, wie Sie voraussetzen, und daß beim Mangel aller Ansprüche auf Ihrer Seite von der Einwilligung meines Mannes nie die Rede sein kann. Ich möchte Ihnen freundschaftlich rathen, Ihre unpassende Bewerbung einzustellen. Ein wiederholter Versuch, an meine Tochter zu schreiben oder sich ihr auf Spaziergängen zu nahen, kann mir nicht verborgen bleiben und wird zu nichts führen. Ich müßte meinen Gemahl und meinen Sohn davon in Kenntniß setzen, was natürlich unserer Bekanntschaft gänzlich ein Ende machen würde.

Dorothea Louisa Bingham."

Nachdem der Brief glücklich abgeschrieben war, wurde er Carolinens Händen anvertraut, um der Post übergeben zu werden, worauf Frau Bingham mit erleichtertem Gemüthe an die gewöhnlichen kleinen Geschäfte des Tages ging.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Edel und Unedel.

Margaret verließ ihr Zimmer nicht mehr, nachdem sie jene Unterhaltung mit Harcourt gehabt hatte. Kurz darauf hörte sie ihn das Haus verlassen, und etwa zehn Minuten später begab Theodor sich in sein Gemach. Kein Schlaf schloß Margaret's Augen, und die schleichenden Stunden der Nacht schienen kein Ende zu nehmen. Was konnte der Tag bringen? Was hatte sie zu erwarten? Endlich brach der Morgen an, heiter und unbewölkt. Sie stand auf und blickte auf die glänzende See; die ‚Bayadere' hatte sich dem Ufer mehr genähert und ihr weißes, halb aufgehißtes Segel, in anmuthigen Falten vom Maste herab hängend, warf ein Spiegelbild auf die grünliche Fläche. Margaret erinnerte sich, wie Marchmont einst über die Schönheit der Schöpfung gesprochen hatte, die Zeugniß gebe von der unsichtbaren Herrlichkeit Gottes und Seiner unendlichen Güte, die des Menschen Auge noch nie geschaut. Dieser Gedanke gab ihr Frieden; sie fühlte sich umfangen von den Armen jener Güte, die

sie zu erkennen und zu lieben strebte, und sie wußte, daß, wenn auch jedes menschliche Herz sie verlasse, Er ihrer nicht vergessen und sie nicht verstoßen werde. Beruhigt legte sie sich nochmals nieder und schlief jetzt endlich ein. Als sie erwachte, war es noch früh am Tage, und sie ging ihrer Gewohnheit gemäß aus, um den Genuß eines Spazierganges zu haben, ehe der Thau verdunstet war. Die ersten Morgenstunden haben eine Reinheit und Lieblichkeit, die der frischen Anmuth des Kindesalters ähnlich ist und mit dem Thau vergeht. Der Abend hat auch seine Reize, aber sie sind anderer Art.

Margaret wagte nicht, dem Strande zu folgen, aus Furcht, ihrem Vetter Harcourt zu begegnen, und kehrte rasch zurück.

Die gewöhnliche Frühstückstunde kam, aber Theodor erschien nicht. Erst als Margaret ihr Morgenmahl beendigt hatte, trat er durch die Gartenthüre ein. Er hatte, wie es schien, auf dem Schiffe gefrühstückt. Seine Schwester richtete keine Fragen an ihn; sie betrachtete ihn mit ernsten durchdringenden Blicken, als wolle sie seine Gedanken lesen. Er warf sich auf das Sopha und blieb mehrere Minuten schweigend liegen. Endlich richtete er sich halb auf, wandte sich zu seiner Schwester und sagte mit bitterm Ausdrucke: „So, Margaret, also dazu hat dich deine schwesterliche Liebe gebracht?“

Margaret erhob sich. Sie war äußerlich ruhig; wer aber das Glühen ihres Auges und das leichte Beben ihrer Lippen gesehen hätte, würde erkannt haben, daß eine heftige Bewegung in ihr kämpfte. Sie stellte

sich ihrem Bruder gegenüber, ihn festen Blickes betrachtend.

„Theodor," begann sie, „ich habe dich innig geliebt, so innig, daß ich mit Recht sagen kann, dich allein habe ich geliebt. Du hast dieses Gefühl auf schwere Proben gestellt, und doch gehört es jetzt noch dir. Allein seine Grundfesten sind erschüttert, und von der Antwort auf eine Frage hängt es ab, ob es vernichtet in den Abgrund sinkt. Wünschest du — kannst du wünschen, daß ich, deine Schwester, mich verkaufe, um deine zerrütteten Vermögensverhältnisse herzustellen? Sage ja, und meine Liebe ist hin. Willst du ein Gefühl von dir stoßen, desgleichen du im Leben nie wieder finden wirst?"

Sie blieb schweigend, mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehen, die dunkeln, ernsten Augen auf ihn geheftet, aus denen ihre ganze Seele zu sprühen schien. Theodor schaute erstaunt zu ihr auf, gab aber keine Antwort. Um sich dem Zauber ihrer Blicke zu entziehen, erhob er sich und trat an das Fenster.

Nach einigen Augenblicken sagte er: „Margaret, ich habe den Werth deiner schwesterlichen Liebe durch die Erfahrung kennen gelernt. Es ist deshalb Zeit, daß ich dich von allen dir dadurch auferlegten Verpflichtungen entbinde, ehe du deinen Gefühlen Gewalt anthun mußt, um denselben untreu zu werden. Ich erkläre dir also, daß ich jedem Anspruch auf deine Liebe entsage und kein Opfer von dir verlange. Aber, das merke wohl, gleichzeitig verleugne ich dich und stoße dich von mir! Du

bist nicht meine Schwester, kein Band der Verwandtschaft besteht zwischen uns, kein Tropfen meines Blutes fließt in deinen Adern. Mein Name gehört dir nicht; er wurde dir nur geliehen, eben so wie die Liebe, die du verrathen, und der Schutz, den du so wenig verdient hast. Nimm deinen eigenen Namen zurück und die Niedrigkeit deiner Geburt, gegen die mein väterliches Haus zwanzig Jahre lang dich beschirmte. Die Mutter, deren du dich erinnerst, hat mich nicht geboren, sondern nur dich; die meinige war von vornehmer Geburt, die deinige aber die Tochter eines gewöhnlichen Soldaten und einer indischen Tänzerin."

Margaret stand wie versteinert. Ihre Wange war marmorbleich, aber dennoch hatte die Geistesgegenwart sie nicht verlassen.

„Wenn du Wahrheit redest," erwiderte sie, „so sage mir alles deutlich und klar, ohne heftige und ungebührliche Ausdrücke einzumischen. Bin ich von niederer Herkunft, wie du sagst, so ist es nicht meine Schuld. Wohl denen, die ihre Geburt nicht durch ihr Leben schänden! Bist du auch nicht mein Bruder, so behandele um deiner eigenen Ehre willen mich wenigstens wie ein gebildeter Mann ein Weib behandelt."

Diese Worte, gesprochen mit dem stolzen Bewußtsein ihrer Würde, welches sie auch unter den widrigsten Umständen nie verließ, brachten Theodor zur Besinnung.

„Du hast Recht," sagte er. „Auch habe ich nicht die Absicht, dich zu beleidigen. Die Erläuterungen, welche du verlangst, sollen dir vollständig werden."

Er öffnete eine Schublade, zog einige Papiere hervor und fuhr dann fort: „Diese Schriften enthalten die Beweise für die Wahrheit, so wie die nähern Umstände dessen, was ich dir mitgetheilt habe. Mein Vater ging, wie du weißt, schon im jugendlichen Alter nach Indien. Er war der zweite Sohn, hatte als solcher nur mäßige Aussichten und war, mit Ausnahme dessen, was er erwerben mochte, gänzlich von meinem Großvater abhängig, welcher seine Kinder mit äußerster Strenge behandelte. Eine junge Dame von guter Familie, aber Waise und ohne alles Vermögen, flößte ihm Neigung ein. Sie wurden vermählt, doch mußte diese Verbindung sowohl wegen der Armuth als wegen der Religion der jungen Frau geheim gehalten werden, da sonst jede Unterstützung von Seiten meines Großvaters und jede Aussicht für die Zukunft geschwunden sein würde. Ich bin das einzige, dieser Ehe entsprossene Kind, denn meine Mutter starb kaum ein Jahr nach meiner Geburt. Hier sind die Bescheinigungen über meines Vaters Trauung, so wie über meine Taufe durch einen katholischen Geistlichen. Nach dem Tode seiner ersten Frau ging mein Vater eine noch weniger kluge und sogar unpassende Verbindung ein. Obgleich sein älterer Bruder gestorben war, durfte er nicht wagen, mich anzuerkennen, weil sein Vater noch lebte und die Macht hatte, ihn zu enterben. Deshalb wurde ich der Sorge einer jungen Frau übergeben, welche die Wittwe eines Unteroffiziers und blutarm, daher sehr froh war, diesen Auftrag übernehmen zu können. Sie besaß die Schönheit, welche du, Margaret, von ihr

ererbt hast; nur trat bei ihr der orientalische Charakter noch mehr hervor, — natürlich, denn sie war die Tochter eines englischen Soldaten und einer indischen Tänzerin, die ungeachtet ihres Gewerbes einer hohen Kaste und also der schönsten Klasse der Hindu angehörte. Als sie Wittwe ward, hatte sie eine Tochter; du bist es, Margaret. Du wurdest, als sie meine Pflege übernahm, noch auf dem Arme getragen. Du bist nahezu ein Jahr jünger als ich, obgleich man uns, wegen deiner Größe, als Kinder gewöhnlich für Zwillinge hielt. Mit dieser jungen Wittwe, Frau Trelawney, verheirathete sich mein Vater, und diese Ehe mußte natürlich ebensowohl geheim gehalten werden, wie die frühere. Hier ist der kirchliche Trauungsschein; sein Datum beweist, daß keines von uns Beiden dieser Ehe entsprossen ist. Ungefähr ein Jahr später starb der Großvater; mein Vater gelangte in den Besitz des Vermögens und vermehrte es noch durch den Gewinn, den er in letzter Zeit als Theilhaber an einem Bankgeschäfte gemacht hatte. Während der kurzen Dauer seiner glänzenden Verhältnisse führte er sein schönes Weib bei der vornehmen Welt in Calcutta ein. Es liefen zwar Gerüchte über ihre Abkunft um, allein man wußte nichts mit Gewißheit. Entweder aus großer Liebe zu ihr, oder um neugierige Fragen zu verhindern, fand er sich bewogen, dich an Kindesstatt anzunehmen, dir seinen Namen zu geben und mich zu lehren, deine Mutter als die meinige zu betrachten. Später, glaube ich, trat noch ein anderer Beweggrund hinzu, dich als seine Tochter zu erziehen. Die

Leiden und Entbehrungen, welche seine beiden unbesonnenen Heirathen ihm bereitet hatten, ließen ihn wünschen, die Gefahr einer zwischen uns entspringenden Neigung abzuwenden, indem wir uns als Geschwister betrachten mußten. Die Bank, an welcher er Antheil hatte, war inzwischen gefallen und er von neuem in eine beschränkte Lage gerathen, was sein Ende beschleunigte. Auf seinem Sterbebette setzte er mich von dem wahren Sachverhalt in Kenntniß und übergab mir die Papiere nebst einem Briefe, welcher eine genaue Auseinandersetzung aller Umstände enthielt. Hier ist eine Abschrift desselben; ich kann dir auch das Original vorlegen, wenn sie dir nicht genügt. Er empfahl dich meiner Sorge, bis du entweder eine passende Gelegenheit zur Verheirathung oder eine anständige Stellung gefunden haben würdest, um dir deinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Daß eine solche Gelegenheit sich dir jetzt dargeboten hat, wirst du nicht in Abrede stellen; eben so wenig kannst du mir den Vorwurf machen, daß ich dich gedrängt hätte, den letztern Weg einzuschlagen, obschon meine Lage mich darauf hinwies."

Mit vollkommener Ruhe, wenn auch mit tief verwundetem Gefühle hatte Margaret ihn angehört.

„Ich mache dir gar keinen Vorwurf," erwiderte sie mit gemessenem Ernste. Wollte sie ausdrücken, was ihr Herz eigentlich empfand, so würde sie gesagt haben: „Danken kann ich dir nicht. Wenn du mich als Schwester behandelt hast, so geschah es nur, weil meine Liebe dir zur Förderung deiner eigenen Zwecke dienlich war, und weil

die Kosten meiner Erhaltung durch Harcourt gedeckt wurden, dem du mich schamlos verhandeln wolltest.“ Allein sie bezwang sich und gab den ihr von Theodor behändigten Brief mit den Worten zurück: „Diese Abschrift genügt mir; ich verlange nicht, das Original zu sehen.“

Theodor legte den Brief mit den übrigen Schriften in die Schublade zurück und fuhr fort: „Was nun die Erlangung einer anständigen Stelle betrifft, so will ich dich nicht mehr drängen, als ich selbst gedrängt werde. Ich gehe heute auf eine Woche nach London und will dort Erkundigungen einziehen. Inzwischen kannst du dasselbe unter deinen Freunden hier und in der Umgegend thun.“

Margaret richtete sich zur vollen Höhe ihrer Achtung gebietenden Gestalt auf; das dunkele, orientalische Auge flammte, und tiefe Röthe bedeckte jetzt ihre Wangen.

„Bemühe dich nicht mehr um mich,“ entgegnete sie. „Du sollst nie sagen dürfen, Margaret verdanke dir das Geringste von dem Augenblick an, da es ihr bekannt wurde, daß sie von der Gnade eines Fremden gelebt hat. Kehre morgen, statt in einer Woche, in dein Haus zurück, und du wirst mich nicht mehr finden.“

Nach diesen Worten schritt sie der Thüre zu.

„Du thätest besser,“ versetzte Theodor, „nicht übereilt zu handeln und mein Anerbieten anzunehmen; ich meine es aufrichtig.“

„Mag sein,“ war ihre Antwort, „allein mein Entschluß ist gefaßt.“ Dann die Thüre öffnend, sagte sie:

„Lebe wohl für immer!“ und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

„Was will das thörichte, wilde Mädchen thun?“ murmelte Theodor ängstlich vor sich hin. „Ich habe selbst übereilt gehandelt; besser hätte ich gethan, die ganze Auseinandersetzung Harcourt zu überlassen, wie unsere Abrede war.“

Er verließ das Haus und ging dem Ufer zu, wo er seinen Vetter beim Aussteigen aus dem Boote traf.

„Sie weiß alles,“ sagte er; „aber sie ist so stolz wie je zuvor. Von ihrer Furcht vor Armuth und Entbehrung hast du nichts zu hoffen. Ich wußte es: wenn sie sich nicht von ihrer Liebe zu mir bestimmen ließ, so war von andern Beweggründen wenig zu erwarten, und am wenigsten vom Eigennutz. Ich habe jetzt alles für dich gethan, was in meiner Macht steht. Du kannst mich an den Bettelstab bringen, wenn du willst, und alle meine Aussichten für die Zukunft vernichten — aber ich vermag nicht mehr zu thun.“

„Du weißt, Theodor, es ist nicht meine Absicht, dich zu Grunde zu richten,“ erwiderte der Vetter. „Margaret ist das Ziel, nach dem ich strebe, nicht das Geld. Ueberlasse mir die Sache, weiter verlange ich nichts. Es wäre mir lieber gewesen, wenn du, wie verabredet, mich selbst die Mittheilung über ihre Herkunft hättest machen lassen.“

Theodor zögerte, als quäle ihn irgend ein peinlicher Gedanke. Endlich sagte er: „Vergiß nicht, Margaret's Einwilligung muß frei und ungezwungen sein.

Sie ist ein eigensinniges Mädchen; — aber ich habe meinem Vater versprochen, sie zu beschützen!"

„Diesen Schutz kannst du ihr nicht länger gewähren," widersprach Harcourt, „du hast nicht mehr die Macht dazu; und hättest du die Macht, so kann ich dich derselben augenblicklich berauben, das weißt du. Also überlasse mir die Sache, wie du gestern versprochen hast. Margaret steht in der Welt allein; sie muß, gleichviel ob von Dankbarkeit bewogen oder durch die Nothwendigkeit gezwungen, den einzigen Schutz annehmen, der sich ihr darbietet."

„So lebe wohl!" sagte Theodor nicht ohne inneres Widerstreben. „Ich werde den Eilwagen verfehlen, wenn ich länger zögere."

Die beiden Vettern trennten sich; Harcourt kehrte auf seine Yacht zurück, und Theodor holte die an der Hausthüre zurückgelassene Reisetasche und ging den Fahrweg entlang, um den Eilwagen zu erwarten. Seine Stirn war finster, als wenn er wegen der bisher gespielten Rolle unzufrieden mit sich wäre. Derartige Regungen waren jedoch nie tief oder dauernd bei ihm, und die Fahrt in frischer Luft, auf dem Verdeck der Kutsche, würde bei dem schönen Morgen und mit Hülfe der nie fehlenden Cigarre den unwillkommenen Gast bald verjagt haben. Nachdem er eine Strecke gegangen war, setzte er sich auf die Reisetasche und begann ein Liedchen zu pfeifen, um seine Gedanken von unangenehmen Erinnerungen und Vorahnungen abzuziehen. Bald darauf bemerkte er

daß Jemand den Weg entlang ihm entgegen kam. Anfangs achtete er nicht darauf, allmälig aber erkannte er Lord Marchmont. Diese Begegnung war ihm höchst überraschend und unwillkommen. Er stand deshalb auf, nahm den Reisesack und blickte, während er weiter ging, auf die See hinaus, als ob dort irgend ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesselte; so gedachte er an seinem ehemaligen Freunde vorüber zu kommen, anscheinend ohne ihn zu bemerken. Marchmont aber hatte, sobald er Theodor's ansichtig wurde, seine Schritte beschleunigt und kam geraden Weges auf ihn zu.

„Was willst du von mir?" fragte Theodor ärgerlich und fast grob.

„Dir etwas mittheilen, was dich sehr nahe angeht," lautete Marchmont's Antwort. „Ich war auf dem Wege, dich zu besuchen."

„Wir haben nichts mit einander zu thun," entgegnete Ersterer; „das Geschehene bleibt geschehen, und keine Erläuterungen können die Sache anders machen, als sie ist. Ich höre den Wagen kommen, und da ich in Geschäften nach London reisen muß, so habe ich keine Zeit."

„Doch könnte vielleicht das, was ich dir mitzutheilen habe, deine Reise unnöthig machen oder dich bestimmen, sie zu verschieben," versetzte Marchmont, ruhig lächelnd.

Theodor bemerkte ein gewisses Etwas in seinem Wesen, das ihn stutzig machte. Fragend blickte er Marchmont an, der einen Brief aus dem Busen zog

und ihm denselben mit den Worten übergab: „Lies diesen Brief, den ich eben erhalten habe.“

Theodor las und wurde bei jedem Worte aufmerksamer; tiefe Röthe überzog sein Gesicht, und die Hand, mit der er das Papier hielt, zitterte. Der Postwagen hatte sie jetzt erreicht, und der Kutscher, der den Reisesack auf der Erde liegen sah, hielt an. Marchmont gab ihm ein Zeichen, weiter zu fahren; sein Gefährte hatte nichts davon bemerkt.

„Sonderbar!“ rief Theodor, als er zu Ende gelesen hatte. „Hältst du denn diese Angaben für wahr?“

„Warum nicht?“

„Der Mensch scheint von dir bei einer frühern Gelegenheit hart angelassen worden zu sein und dir deshalb Groll nachzutragen.“

„Wohl möglich,“ erwiderte Marchmont; „allein er würde eine so auffallende Behauptung nicht wagen, wenn er keinen Grund dafür hätte. Seine niedere Sinnesart läßt ihn Andere nach sich selbst beurtheilen und er hofft daher, aus seiner Mitwissenschaft Gewinn zu ziehen. Aber unmöglich kann er erwarten, daß sein Kunstgriff gelingen sollte, wenn er keine Beweise hat.“

„Das ist wahr,“ bemerkte Theodor.

„Ueberdies — hast du die Nachschrift gelesen? Ich ließ meine Haushälterin kommen, welche Kammerjungfer bei meiner Mutter gewesen ist, das heißt bei der, die ich dafür hielt und als solche immer lieben werde. Diese alte treue Person bestätigte die Angabe, indem sie sagte, die Brandnarbe habe sich auf der Schulter be-

funden, sei aber von Frau Chidcock durch irgend ein Mittel beseitigt worden."

Theodor wurde betroffen.

„Es ist seltsam," sagte er; „ich habe allerdings eine Narbe auf der linken Schulter und konnte mich nie erinnern, welchem Zufall ich sie verdankte." Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Aber wenn das wahr sein sollte, so wäre es schrecklich für dich, Ferdinand."

„Keineswegs," entgegnete Marchmont ruhig; „meine Reichthümer sind mir schon seit längerer Zeit zur Last gewesen. Ich fühlte, daß ich sie nicht verdiente."

„Dann verdiene ich sie eben so wenig," erklärte sein Gefährte mit dem Ausdrucke unwillkürlicher Aufrichtigkeit.

„Auf jeden Fall gehören sie dir von Rechtswegen. Es scheint beinahe, als wäre ich geboren, um dich zu berauben."

„Du hast doch ein edeles Herz!" rief Theodor, ihm in einer plötzlichen Aufwallung seine Hand entgegenstreckend. „Auch ich habe unrecht gegen dich gehandelt."

Die Jugendfreunde schüttelten sich versöhnt die Hand.

„Ich würde vorschlagen," hob Ferdinand wieder an, „daß wir sogleich zu Herrn Booth gehen; er war einer der Zeugen und ist zugleich Magistratsperson. In seiner Begleitung könnten wir uns sodann nach dem Hause jenes Menschen begeben."

„Warte einen Augenblick," sagte Theodor, „ich

will nur zurücklaufen und meine Reisetasche über den Gartenzaun werfen."

In wenigen Minuten war er wieder da, und Beide verfolgten die Straße nach Sporthaven. Unterwegs richtete Marchmont an seinen Begleiter verschiedene Fragen über dessen angebliche Eltern, die er jetzt für die seinigen halten mußte. Mit großer Freude hörte er, daß die Mutter eine Katholikin gewesen, und er selbst von einem katholischen Geistlichen getauft worden sei. Theodor wunderte sich, daß Marchmont einen solchen Werth auf diesen Umstand legte; er vermochte sich die tröstliche Eigenschaft desselben nicht zu erklären, doch enthielt er sich jeder Bemerkung.

Die Wohnung des Herrn Booth lag etwas diesseits der Stadt, und sie erreichten dieselbe bald. Der alte Herr erinnerte sich vollkommen, bei der Versiegelung eines Briefes, wie der ihm beschriebene, als Zeuge unterzeichnet zu haben. Er begleitete die beiden Herren sogleich nach dem Hause der Frau Chidcock. Sara öffnete furchtsam die Thüre und verneinte die Frage, ob Herr Vann zu Hause sei.

„Wann wird er zurück erwartet?"

„Ich weiß nicht, — gar nicht; sie haben ihn abgeholt."

„In's Gefängniß gebracht, meinst du?" fragte Theodor.

„Ja, mein Herr."

„Weißt du, wessen er angeklagt ist?"

„Ich habe etwas gehört von einem Pferde, das er

vergiftet haben soll. Auf dem Wettrennen ist es gestürzt und der Jockei ist um's Leben gekommen."

„Lord de Stanner's Pferd?" fragte Marchmont.

„Ja, ich glaube, so hieß der Herr, dem es gehörte."

„Frau Vann ist hoffentlich zu Hause?"

„Ja, aber sie wird wohl keinen Besuch annehmen; sie hat seitdem unaufhörlich geweint."

„Es thut uns sehr leid, sie in einem solchem Augenblicke belästigen zu müssen," sagte Marchmont; „unser Geschäft ist jedoch zu wichtig, als daß wir es verschieben könnten."

Sara sagte, sie wolle gehen und frägen; allein die drei Herren hielten es für besser, ihr auf dem Fuße zu folgen.

Frau Vann saß weinend auf dem Sopha in jenem kleinen Zimmer, welches ihre Mutter so lange Jahre in Behaglichkeit bewohnt, und in dem sie so oft ihre Freunde bewirthet hatte. Marchmont redete sie freundlich an und versicherte ihr, sie habe keine Ursache, über den Besuch zu erschrecken; sie seien nur gekommen, um ein Papier in Empfang zu nehmen, welches ihr von der verstorbenen Frau Chidcock übergeben worden und muthmaßlich so wichtigen Inhalts sei, daß es näher geprüft werden müsse. Frau Vann wurde roth und stotterte hervor, ihr Mann habe es ihr abgenommen.

„Das will nichts heißen," fuhr Theodor ungeduldig auf. „Sie wissen recht wohl, wo es ist, und wenn Sie es nicht sagen wollen, so müssen wir suchen."

Marchmont gab ihm durch einen Blick zu verstehen,

daß er sich mäßigen müsse, und Theodor schwieg, über seine Heftigkeit erröthend.

„Sie können mir glauben," schluchzte Frau Vann; „es fällt mir nicht ein, das Papier zu verhehlen. Meine gute Mutter übergab es mir und sagte, ich solle es nach ihrem Begräbnisse dem Herrn Daly, unserm Geistlichen, überliefern."

„So können Sie uns wenigstens suchen helfen," sagte Marchmont.

Frau Vann nahm ihre Schlüssel zur Hand, bemerkte aber, das Schriftstück werde sich wahrscheinlich nicht finden, da ihr Mann es versteckt habe. Ueberdies, fügte sie hinzu, sei es auch möglich, daß die Polizeibeamten bei Durchsuchung seiner Papiere das Päckchen gefunden und mitgenommen hätten.

Man suchte jedoch, und Frau Vann schien bereitwillig Beistand zu leisten. Das Document wurde endlich an einem Orte entdeckt, wo es am allerwenigsten zu vermuthen gewesen wäre, nämlich hinter einer Reihe alter, staubiger Bücher, worunter einige Schriften über Thierarzneikunde, alte Kalender und einige Bände mit abgerissenem Rücken. Aus welchem Grunde der thierärztliche Gehülfe einen so unsichern Ort zur Verbergung des kostbaren Gegenstandes gewählt hatte, war schwer zu errathen, wenn nicht deshalb, daß die Unsicherheit des Platzes jeden Verdacht ablenken sollte. Frau Vann schien froh zu sein, daß man es gefunden hatte. Marchmont fragte sie, ob ihr der Inhalt der Urkunde bekannt sei, und sie gestand, daß die Mutter ihr denselben

auf dem Sterbebett mitgetheilt habe und erläuterte zugleich die Beweggründe, welche sie zu dieser Handlungsweise vermocht hatten.

„Und alles das können Sie beschwören?" fragte Theodor.

„Ja, wenn es nöthig ist," versicherte die Frau weinend. „Aber der Wunsch meiner Mutter war, daß das Papier Herrn Daly übergeben würde."

„Dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen," beruhigte sie Marchmont. „Die Herren haben wahrscheinlich nichts dagegen, daß das Document in Gegenwart des Geistlichen eröffnet werde."

Herr Booth war der Meinung, daß dies jedenfalls das Beste sei, was man thun könne, und schlug außerdem vor, den einzigen Advocaten des Städtchens zuzuziehen. Theodor mußte nothgedrungen sich fügen, obgleich der dadurch entstehende Verzug seine Geduld auf eine schwere Probe stellte. Tausend Zweifel bewegten seine Brust; es konnten sich Formfehler in der Erklärung finden, oder Frau Chidcock konnte, als sie das Papier ihrer Tochter übergab, in der Aufregung des Fiebers alle ihre Angaben erfunden haben. Die Angst, daß der Becher des Glückes ihm wieder von den Lippen gerissen werden könnte, war so peinigend für ihn, daß er nur mit der größten Mühe die äußere Ruhe zu behaupten vermochte. Ferdinand schien bei weitem der Glücklichere von Beiden zu sein und war es wirklich. Theodor's Spannung fand jedoch bald ein Ende. Die Urkunde wurde von Herrn Daly, mit Beobachtung aller Förmlichkeiten, geöffnet und vorgelesen. Sie enthielt

genau die Umstände, welche Frau Chidcock angegeben hatte; auch die Narbe war darin erwähnt. Ferdinand legte darauf den am Morgen erhaltenen Brief vor und theilte die Aussagen seiner Haushälterin mit.

Als diese Erörterungen beendigt waren, trat eine Pause ein; Theodor sowohl wie die Herren Daly und Booth konnten sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren; nur der Advocat bewahrte seine berufmäßige Kaltblütigkeit. Es ist eine eigenthümliche Lage, zugleich vor dem abgetretenen Monarchen und seinem Nachfolger zu stehen, und sie kann nicht leicht vorkommen, da die Ohren des Erstern gewöhnlich für immer im Tode geschlossen sind, wenn die Thronbesteigung des Letztern durch Kanonen und Glocken verkündet wird. Ferdinand brach das Schweigen, indem er seinem Freunde herzlich die Hand schüttelte und ihm zur Wiedereinsetzung in seine Rechte Glück wünschte. Begeistert drückten die Anwesenden ebenfalls dem nunmehrigen und dem bisherigen Lord Marchmont die Hand. Als diese Gefühlsäußerungen vorüber waren, bemerkte der Advocat, welcher inzwischen das Schriftstück einer nochmaligen Prüfung unterworfen hatte, es werde nöthig sein, einige gesetzliche Förmlichkeiten zu beobachten, namentlich die Frauen Baun und Everett eidlich vernehmen zu lassen.

„Ich vermuthete das," versetzte Ferdinand, den wir so zu nennen fortfahren werden; „allein das Ganze ist sehr einfach und eigentlich schon erledigt. Da vollständige Uebereinstimmung zwischen uns herrscht, so können keine Schwierigkeiten entstehen."

Dann sich an Theodor wendend, fügte er hinzu: „Ich lasse dich jetzt in guten Händen. Ein Versprechen, welches ich nicht gern vernachlässigen möchte, bindet mich, heute so früh als möglich bei Sir Thomas Redburn zu erscheinen; doch um drei Uhr werde ich dich auf dem Schlosse erwarten. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ich von diesem Augenblicke an aufhöre, es zu bewohnen."

Theodor wollte Einwendungen machen, allein Ferdinand nahm seine Hand und unterbrach ihn, indem er fortfuhr: „Ich weiß alles, was du sagen willst; aber es ist mein eigener Wunsch. Heute Abend kehre ich zu der Familie Redburn zurück, wo ich einer freundschaftlichen Aufnahme gewiß bin."

Nach diesen Worten verbeugte er sich gegen die Anwesenden und verließ das Haus. Theodor folgte ihm und holte ihn ein.

„Ferdinand," sagte er, „ich kann nicht dulden, daß du alles, was dein eigen war und worauf du ein Recht zu haben glaubtest, so aufgibst, um in gänzliche Armuth zu versinken. Du mußt mir erlauben, dafür zu sorgen, daß dir in Zukunft eine gewisse Einnahme bleibt, die dich gegen Mangel schützt. Thue dies zu meiner Beruhigung, wenn nicht aus Rücksicht für dich selbst."

Theodor's Worte waren ehrlich gemeint, denn auch er hatte zuweilen gute und selbst edelmüthige Regungen, die hauptsächlich dann erwachten, wenn er sich vom Glück begünstigt sah.

„Nein," antwortete Ferdinand, „ich danke für die freundliche Gesinnung, aus der dein Anerbieten entspringt,

aber ich kann nicht einen Schilling für mich selbst annehmen. Damit du übrigens nicht meine Weigerung für Stolz hältst, will ich diejenigen Bücher und andern Gegenstände abholen lassen, welche persönliche Geschenke sind."

„Sie gehören dir von Rechts wegen," antwortete Theodor, „und ich wünschte nur, du ließest dich bestimmen, mehr zu nehmen." Nach diesen Worten kehrte er zu den Uebrigen zurück.

„Margaret hat es verdient und mag für sich selbst die Vortheile aus seiner Hand empfangen, die ich aus vielfachen Gründen um keinen Preis genießen möchte. Sein erster Gedanke wird ohne Zweifel der sein, für das edelmüthige Mädchen Sorge zu tragen." So sagte Ferdinand zu sich selbst. Margaret's Name war nicht erwähnt worden, und in Wirklichkeit hatte Theodor keinen Augenblick an sie gedacht. Hingerissen von der Freude über seinen Glückswechsel, deren Ausbruch bisher nur durch Ferdinand's Gegenwart zurückgehalten worden, hatte er die Unglückliche vergessen, die er seinen selbstsüchtigen Absichten hatte opfern wollen; er erinnerte sich sogar nicht der Gefahr, in der er sie zurückgelassen hatte, wie er wissen mußte. Solcher Leichtsinn charakterisirte sein ganzes Wesen. Dagegen war die Sorge um Margaret aus Ferdinand's Geist während des ganzen Morgens keinen Augenblick gewichen, und nur Zartgefühl hatte ihn abgehalten, ihrer zu erwähnen. Er konnte nicht von Margaret als von einer ihm bisher gleichgültigen Person reden, und die Freundschaft, die

aus ihrem feindlichen Zusammentreffen sich entwickelt hatte, war seiner Meinung nach etwas zu Heiliges und Zartes, als daß er in Theodor's Gegenwart davon sprechen durfte.

Achtunddreißigstes Capitel.

Beunruhigende Neuigkeiten.

Herr Bingham kam um Mittag von London zurück und brachte schlimme Nachrichten mit. Er hatte den Stand seiner Angelegenheiten sehr beunruhigend gefunden, bedeutend schlimmer, als er bei Absendung seines letzten Briefes geahnt hatte. Seine Redseligkeit sogar litt unter der tiefen Niedergeschlagenheit, die ihn beherrschte und ihm selbst den Gedanken eingab, seine Jagdpferde zu verkaufen. An die Hülfe der Tante Rumford, die seit Jahren die Stütze der Familie in den durch leichtsinnige Verschwendung entstandenen Schwierigkeiten gewesen, war nicht mehr zu denken. Die Summen, die sie vorgestreckt, so wie die, welche sie Herrn Bingham zur sichern Unterbringung anvertraut, waren mit in den Strudel versunken, der fast den ganzen Besitz der Familie verschlungen hatte. Herr Bingham hatte seit einiger Zeit, um den Verlust des Kapitals zu verheimlichen, die angeblichen Zinsen an die alte Dame entrichtet. Da ihm jetzt auch dazu die Mittel fehlten, so kam zu den übrigen Unannehmlichkeiten noch die traurige Nothwen-

digkeit, der Tante zu gestehen, daß sie um ihr Geld betrogen sei.

Herr Bingham besprach mit seiner Frau diese mißlichen Umstände, als der Bediente meldete, im untern Zimmer sei ein Fremder, der Herrn Bingham zu sprechen wünsche; er überreichte eine Karte mit dem Namen: Lord de Stanner.

„Das ist ein früher Besuch," bemerkte Frau Bingham, „und doch ist er nur entfernt mit uns bekannt."

„O, ich kenne ihn gut genug," meinte ihr Gemahl; „aber Morgenbesuche sind doch sonst seine Gewohnheit nicht. Er will vielleicht mein neues Jagdpferd kaufen, was mir schon recht wäre."

Er konnte nicht unterlassen, seiner Frau die guten Eigenschaften des Thieres noch ein Mal auseinanderzusetzen, ehe er zu seinem Freunde hinunter ging.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte Lord de Stanner, „daß ich so früh störe. Mein Besuch galt eigentlich Ihrem Herrn Sohne; da er jedoch nicht zu Hause ist, möchte ich mit Ihnen einige Worte allein sprechen."

„Ich stehe zu Diensten," erwiderte Herr Bingham. „Indessen wäre es besser, wenn wir in mein Zimmer gingen, da die Damen uns hier überraschen könnten."

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten," bemerkte der Gast, indem er dem Vorschlage Folge leistete.

Nachdem Beide in Herrn Bingham's Zimmer Platz genommen hatten, dauerte es einige Augenblicke, ehe Lord de Stanner mit seinem Anliegen herausrückte. Er hustete

mehrmals und spielte verlegen mit dem goldenen Knopfe seines Stockes, während Herr Bingham ihn erwartungsvoll betrachtete. Endlich begann er: „Es haben sich unangenehme Dinge ereignet, deren Ende sich noch nicht absehen läßt. Sie erinnern sich des unerklärlichen Unfalls, welcher auf dem Wettrennen zu Sporthaven einem mir gehörigen, sehr werthvollen — ich möchte fast sagen, unschätzbaren Pferde begegnete."

„Der Esmeralda — allerdings. Ueberall wurde davon gesprochen; man sagte, der Jockey sei betrunken gewesen. Er starb, wenn ich nicht irre, in Folge des Sturzes."

„Leider," antwortete Lord de Stanner. „Wäre er am Leben geblieben, so würde er Aufklärungen über dieses unglückliche Ereigniß gegeben haben. Das Pferd mußte erschossen werden, da es nicht geheilt werden konnte."

„Jammer und Schade! Ein ganz ähnlicher Unfall traf im vorigen Jahre mein bestes Jagdpferd; es —"

Der Lord unterbrach ihn: „Bald nachher verließ einer meiner Reitknechte den Dienst, scheinbar ohne allen Grund. Verbessern konnte er sich nicht leicht, denn ich zahle meinen Stallleuten einen so hohen Lohn, als irgend Jemand in England. Da solche Menschen oft ihr eigenes Interesse aus nichtssagenden Gründen opfern, so wunderte ich mich nicht sehr; dieser Umstand trägt jedoch dazu bei, eine Anzeige als glaubwürdig erscheinen zu lassen, welche mir vor wenigen Stunden durch einen Knaben gemacht wurde. Derselbe tritt als Ankläger

gegen seinen Oheim auf, der ihn mißhandelt hat. Letzterer heißt Vann und ist Gehülfe des Thierarztes Timbs in Sporthaven, welcher ihm durchaus kein gutes Zeugniß gibt. Dieser Mensch soll, wie der Knabe behauptet, ein gewisses Mittel an einen Herrn verkauft, und dieser meinen Stallknecht durch Bestechung vermocht haben, dem Pferde kurz vor dem Wettlauf davon einzugeben, um das Thier zu betäuben und seine Schnelligkeit zu vermindern. Die Wirkung des Mittels muß jedoch unrichtig berechnet worden sein, wie sich durch die Folgen ergab."

Herr Bingham begann verlegen zu werden. Er wußte, daß Robert durch seine Wetten auf das Pferd Pascha bedeutende Summen gewonnen hatte, und wenn er auch nicht glaubte, daß Lord de Stanner seinen Sohn in Verdacht haben könne, mit Vorwissen jener Betrügerei gewettet zu haben, so überfiel ihn doch eine gewisse Bangigkeit, die ihn ungewöhnlich schweigsam machte.

Der Lord fuhr fort: „Vann ist verhaftet und stellt natürlich jede Mitwissenschaft in Abrede; doch räumt er ein, zwei Tage vor dem Wettrennen ein Arzneimittel von ähnlicher Wirkung an den Grafen Rosalba verkauft zu haben."

„Sie wissen doch, daß dieser Mensch ein Betrüger war?" fiel Herr Bingham ein. „Das ist also sehr glaublich. Sein eigentlicher Name soll Soppet sein."

„Darüber ist kein Zweifel; es hat sich herausgestellt, daß Vann einen Halbbruder Namens Soppet hatte, der seit vielen Jahren ausgewandert war, als Vann sich in

dieser Gegend niederließ. Der Knabe hat dies aus dem Munde seiner Tante gehört. Wahrscheinlich ist dies der entflohene Schwindler, was sich durch Erkundigung in dem Geburtsorte Vann's leicht feststellen läßt. Es kommt nun darauf an, zu ermitteln, ob der sogenannte Graf Rosalba vor dem Wettrennen über den wahrscheinlichen Ausgang desselben sich geäußert hat oder selbst an einer Wette betheiligt gewesen ist. Ich weiß, daß Sie mit ihm bekannt waren, und Gelegenheit hatten, ihn zu beobachten; Sie werden gewiß keinen Anstand nehmen, mir mitzutheilen, was Sie etwa in dieser Beziehung wissen."

„Verzeihen Sie," entgegnete Herr Bingham erröthend, „wir waren keineswegs nahe mit ihm bekannt. Wäre er nicht mit so ausgezeichneten Empfehlungen versehen gewesen, so hätte ich ihn von vornherein für einen gemeinen Menschen gehalten."

„Ohne Zweifel," antwortete Lord de Stanner mit einem etwas verächtlichen Lächeln. „Jeder wunderte sich, daß Lord Marchmont einen Menschen begünstigen konnte, dessen bloße Erscheinung seine niedrige Herkunft verrieth. Es scheint übrigens, daß man mich falsch berichtet hat; denn man sagte mir, er habe die Liebe und beinahe auch die Hand einer jungen Dame gewonnen, die bei Ihnen zum Besuch war."

„Der weibliche Theil meiner Familie mag vielleicht mehr von ihm wissen," erwiderte Herr Bingham, „allein mein Sohn hat ihn eben so wenig wie ich selbst jemals zu seinen Freunden gezählt."

„Nichtsdestoweniger scheint er sich selbst dazu ge-

zählt zu haben. Als ich den Knaben befragte, wie oft er den angeblichen Grafen gesehen habe, sagte er, ein Mal in Gesellschaft seines Oheims, mit dem er sehr vertraulich verkehrt habe, und ein anderes Mal in der Bude seiner Tante, zu der er gekommen sei, um einen Hund zurückzufordern. Ich meine, der Bursche sagte, es sei ein sehr schöner Pudel gewesen; dabei aber erinnerte er sich bestimmt, daß der Fremde gesagt habe, der Hund gehöre seiner Freundin, der Lady Maria Anna Bingham. Der Hund wurde deshalb auch ohne Belohnung zurückgegeben."

„Ich weiß gewiß," entgegnete Herr Bingham, der allmälig sehr gereizt wurde, „daß meine Schwiegertochter diese Freundschaft nicht anerkennt. Was die Rückgabe ohne Belohnung betrifft, so entsinne ich mich deutlich, daß sie fünf Pfund bezahlte. Mein Sohn Tom, der sich in der Lehranstalt des Herrn Abinger befindet, könnte dies bestätigen, wenn er hier wäre. Robert wird ohne Zweifel bereit sein, jede Frage zu beantworten, aber ich glaube nicht, daß er in dieser Sache Auskunft geben kann."

Noch während Herr Bingham sprach, standen Beide auf und nahmen sehr förmlich von einander Abschied. Lord de Stanner begab sich nach Hause, in der Absicht, sogleich nach dem nur wenige Meilen entfernten Pfarrhause des Herrn Abinger zu reiten. Herr Bingham blieb in nicht sehr guter Laune zurück; er vermuthete nicht mit Unrecht, daß der Lord seinen Sohn im Verdacht habe, durch einen geheimen Wink bei der Wette

geleitet worden zu sein. So verletzend dies für ihn war, so durfte er doch von dieser Vermuthung sich nichts merken lassen. Er verließ das Haus, um allen Fragen zu entgehen, die seine Frau über den Besuch Lord de Stanner's etwa an ihn richten könnte.

Die gute Dame war indessen um diese Zeit mit einem andern Gegenstande so sehr beschäftigt, daß sie jenen Besuch völlig vergessen hatte. Ein Handwerker von Sporthaven, welcher in Fairfield arbeitete, hatte ihr nämlich die Nachricht gebracht, es sei entdeckt worden, daß Lord Marchmont sein Vermögen sowohl wie seinen Titel mit Unrecht besitze, und daß Theodor Danvers der wahre Erbe sei. Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das Haus und verursachte keine geringe Aufregung, wenn man ihr auch nicht unbedingten Glauben zu schenken wagte. Laura zerfloß in Thränen, und Frau Bingham befand sich in der größten Bestürzung.

„Liebe Caroline," sagte letztere, ihre Tochter auf die Seite rufend, „dieses sonderbare Gerücht ist zwar kaum glaublich, aber schicke auf keinen Fall den Brief ab, bis wir Näheres wissen. Wäre Theodor der wahre Lord Marchmont, so würde dies die Sache ändern."

„Versteht sich," lachte Caroline. „Was für ein Spaß, wenn es sich wirklich so verhielte! Laura hätte von neuem Aussicht, Lady Marchmont zu werden."

Sie suchte in der Tasche ihres Kleides nach dem Briefe, fand ihn jedoch nicht. „Wohin mag ich ihn denn gelegt haben?" rief sie ängstlich aus.

„Du hast ihn doch nicht irgendwo liegen lassen?“ fragte die Mutter.

„Absichtlich nicht, Mama, aber ich vermisse auch mein Taschentuch,“ erwiderte die Tochter, welche die Gewohnheit hatte, ihre Sachen zu verlegen. „Vielleicht habe ich den Brief zugleich herausgezogen, ohne es zu bemerken. Wo war ich doch zuletzt? — ich glaube, in Tante Rumford's Zimmer.“

Sie eilte dahin und begegnete der alten Dame, welche in Begleitung ihres Kammermädchens herabkam. Sich hastig an ihr vorbei drückend, stürzte sie in das Zimmer, und in der That — das vermißte Taschentuch lag auf dem Tische. Erfreut hob sie es auf, in der Hoffnung, den Brief darunter zu finden, aber leider war er nicht da. Einige Augenblicke blieb sie erstarrt vor Schrecken stehen; dann durchsuchte sie ihr eigenes Zimmer, aber auch dort fand er sich nicht. Sie wollte zu ihrer Mutter zurückeilen, als das Kammermädchen der Tante wieder herauf kam. Begierig fragte sie, ob Lucy nicht einen Brief von ihrer Hand in Frau Rumford's Zimmer habe liegen sehen.

„Einen offenen Brief, Fräulein?“

„Nein, er war versiegelt.“

„Frau Rumford gab mir einen Brief an Fräulein Danvers; das ist der einzige, den ich gesehen habe. Sie legte ihn gestern Abend auf den Tisch, und ich habe ihn vor einer Viertelstunde Ihrem Mädchen zum Austragen gegeben.“

„Haben Sie nicht vielleicht aus Versehen meinen Brief mitgegeben?“ fragte Caroline und lief, ohne die Antwort abzuwarten, nach dem Zimmer der Tante zurück.

Das Kammermädchen folgte. Nach einigem Suchen entdeckten sie unter einer kleinen wollenen Decke, die der Katze zum Lager diente, den Brief, den Frau Rumford als Erwiderung auf Margaret's Bitte in Betreff ihrer Gesellschafterin geschrieben hatte.

„O Lucy!“ rief Caroline, „Sie haben meinen Brief fortgeschickt!“

„Ach Gott, wie konnte ich mich so irren!“

„Wo ist die Harvey?“

„Sie muß seit fünf Minuten fort sein, wenn sie nicht aufgehalten worden ist; ich will sogleich nachsehen.“

Caroline wartete nicht auf die Antwort; sie holte ihren Hut und eilte, nachdem sie in Erfahrung gebracht, daß ihr Kammermädchen wirklich weg war, schleunigen Schrittes davon, um dasselbe wo möglich einzuholen. Als sie das Haus verließ, hielt ein Wagen an der Thüre; doch sie hielt sich nicht auf, um zu fragen, wer gekommen sei.

Inzwischen wartete Frau Bingham im Eßzimmer nicht ohne große Unruhe auf Carolinens Rückkehr; da meldete der Bediente, daß Frau Daly sich im Gesellschaftsaale befinde.

„Frau Daly? O mein Gott!“ rief sie in einem Tone, der so viel sagen wollte, als: „Wie lästig in diesem Augenblicke!“

Sie mußte sich indessen der vom Anstande gebotenen

Nothwendigkeit fügen und begrüßte die Dame mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit.

„Ich fürchte, Frau Bingham, mein Besuch kommt Ihnen etwas früh."

„O keineswegs, meine liebe Frau Daly; es ist außerordentlich freundlich von Ihnen, daß Sie zu einer Stunde kommen, wo wir sicher zu Hause sind. — John, melde den jungen Damen, daß Frau Daly hier sei."

Nach einigen Fragen, die Frau Bingham zerstreut beantwortete, und den üblichen Gegenfragen, rückte ihre Freundin mit dem eigentlichen Zwecke des Besuches hervor.

„Sie haben wohl die große Neuigkeit des Tages noch nicht gehört, Frau Bingham?"

„Eine Neuigkeit?" fragte Frau Bingham, welche leicht errieth, wovon die Rede sein sollte, aber vorzog, sich unwissend zu stellen.

„O, über Lord Marchmont. Es ist eine ganz romantische Geschichte!"

„Wir haben ein ziemlich unglaubliches Gerücht gehört —"

„Also haben Sie es schon gehört?" rief Frau Daly, getäuscht in ihrer Erwartung, die erste Ueberbringerin der Nachricht zu sein. „Es ist alles wahr; ich kann es versichern, denn die ganze Sache wurde in unserm Hause verhandelt. Mein Mann sagt, es sei ein ergreifender Auftritt gewesen. Lord Marchmont, das heißt der bisherige Lord Marchmont — man weiß kaum, wie man ihn jetzt nennen soll — benahm sich so schön. Und es

mußte doch eine schwere Prüfung für ihn sein! Und der wirkliche Lord Marchmont, — was für ein liebenswürdiger, einnehmender Mann das ist! So offen und so lebhaft! Er ist noch in unserm Hause; mein Mann hat ihn zum Essen eingeladen."

„O Dorothea," sagte die Mutter, als letztere eintrat, „es ist alles wahr, was wir diesen Morgen über Lord Marchmont und Herrn Danvers gehört haben; Frau Daly weiß es als gewiß."

„Ist es möglich? O, bitte, erzählen Sie alles," rief Dorothea, während sie sich niedersetzte und ihren Stuhl dicht heranzog, „ich bin unbeschreiblich gespannt. Denke nur, Mama, Lord Marchmont und Margaret Danvers sind jetzt Geschwister, — wie spaßhaft das ist!"

Frau Daly war durchaus nicht abgeneigt, die Geschichte mit allen Umständen zu erzählen, und als sie endlich dem Ende nahe kam, erschien Caroline, sehr erhitzt und verstimmt. Fragend blickte die Mutter sie an; doch mußte sie sich gedulden, da Dorothea mit der großen Neuigkeit herausplatzte und dadurch Frau Daly veranlaßte, alles noch ein Mal zu erzählen. Nachdem die gute Frau endlich unter vielen Entschuldigungen wegen des langen Aufenthaltes Abschied genommen hatte, fragte Frau Bingham: „Nun, Caroline?"

„Leider ist der Brief weg, Mama. Die alberne Lucy hat ihn der Harvey zur Besorgung gegeben, weil sie glaubte, es sei ein Brief von Tante Rumford an Margaret. Es ist wirklich zu ärgerlich!"

„O, was gäbe ich nicht darum," rief Frau Bing-

ham, „wenn der Brief nicht abgegangen wäre! Hätte ich ihn doch nicht geschrieben! Wäre ich meiner Meinung gefolgt, so würde es auch nicht geschehen sein. Strenge Maßregeln sind doch nie gut; man hat sie stets zu bereuen.“

„Wovon sprecht ihr denn?“ fragte Dorothea.

„Ach, Mama hat an Theodor geschrieben,“ sagte Caroline, „und ihm zu verstehen gegeben, wir wünschten keinen weitern Verkehr mit ihm zu haben. Nun ist der Brief aus Versehen fortgeschickt worden, ehe ich ihn zurückhalten konnte.“

„Auf deinen Rath, Caroline, ist er geschrieben und durch deine Nachlässigkeit fortgetragen worden,“ sagte die Mutter.

„O wie schrecklich!“ rief Dorothea. „Nun ist Laura's Glück zum zweiten Male verscherzt!“

Lord de Stanner ritt noch an demselben Tage nach dem Pfarrhause des Herrn Abinger. Er führte sich ein unter dem Vorwande, einen jungen Neffen zu besuchen, welcher mit zu der kleinen Anzahl von Schülern gehörte, deren Erziehung der Geistliche leitete. Er verlangte dann auch Tom Bingham zu sehen, der über diese Aufmerksamkeit erstaunt war, sich aber geschmeichelt fühlte. Seine Zufriedenheit nahm zu, als der Lord ihn einlud, nach Eröffnung der Jagd mit seinem jungen Freunde nach Lumsley-Park, der Besitzung des Lords zu kommen.

„Gehst du gern auf die Jagd, mein Junge?“

„Gewiß, wenn ich kann.“

„Nun, wir müssen ein Mal sehen, ob wir dich auf ein Pferd setzen können, damit du eine Fuchsjagd mitmachst. Erinnerst du dich meines Rennpferdes Esmeralda, das vor mehrern Wochen das Unglück hatte?“

„O, recht gut; ist es hergestellt?“

„Nein, ich mußte es erschießen lassen. Denke dir, vor einigen Tagen wurde ein Mann verhaftet, der im Verdachte steht, mit Hülfe meines Reitknechts dem Thiere ein Mittel eingegeben zu haben, um es zu betäuben. Sein Neffe, ein nichtsnutziger kleiner Bube, hat gegen ihn ausgesagt; es ist derselbe, der damals euern Pudel gestohlen hat.“

„Ein rothhaariger Schlingel mit Sommersprossen im Gesicht, nicht wahr? Wie haben Sie das ausfindig gemacht?“

„Er hat es selbst gestanden. Sein Oheim scheint mit dem sogenannten Grafen Rosalba unter einer Decke gespielt zu haben und sogar mit ihm verwandt zu sein.“

„Wie sonderbar! Ja, dann kann ich mir erklären —“

„Was?“

„O!“ erwiderte Tom, der, wie alle Schulknaben, solche Ausrufungen bei jeder Gelegenheit anbrachte, — „o! daß er die Sache so leicht in Ordnung bringen konnte.“

„Er brachte den Hund zurück, nicht wahr?“

„Ja. Frederic Harcourt und ich, wir suchten nach dem Jungen, denn unser Verdacht war gleich auf ihn gefallen. Eben hatten wir ihn erwischt, da kam der

lange Graf zu uns heran und sagte Harcourt einige Worte in's Ohr."

„Hast du etwas davon gehört?"

„Nein; Harcourt äußerte nur, der Graf würde die Sache am besten in Ordnung bringen können. Er ließ den Knaben deshalb mit ihm gehen, und gleich darauf brachte der Graf den Hund zurück."

„Und was sagte er?"

„Das weiß ich nicht mehr. Er und Harcourt gingen zusammen fort, und ich nahm den kostbaren Pudel unter meine Obhut."

„Nun, ich muß jetzt fort," schloß der Lord. „Also auf Wiedersehen, Tom; vergiß nicht, nach Lumsley zu kommen."

„Dein Onkel ist ein prächtiger Kerl," sagte Tom zu seinem Schulfreunde, als Lord de Stanner fortritt.

Noch ehe dieser seinen Wohnsitz erreicht hatte, waren seine Entschlüsse zur Reife gediehen. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß Harcourt bei der Sache betheiligt sei, und daß Robert von ihm, nicht von dem Grafen, den Wink empfangen habe, der seine Wetten gesichert hatte. Die Größe der Summen, die der junge Bingham auf's Spiel gesetzt, hatte gleich von Anfang sein Erstaunen erregt, und der Verlust seiner Wette war um so schmerzlicher für ihn gewesen, als seine Verhältnisse zur Zeit nicht besser waren, als die des Herrn Bingham, und die Gläubiger ihn hart drängten. Doch ließ sich, so lange der Betrüger Soppet nicht ergriffen war, schwerlich irgend ein Beweis gegen Harcourt und

noch viel weniger gegen Robert beibringen. Er hielt daher für gut, den letztern einzuschüchtern. Durch die Unterredung mit Herrn Bingham, dem Vater, hatte er schon den Grund dazu gelegt. Jetzt besuchte er seinen Rechtsbeistand, Herrn Pringle, berieth sich mit ihm und entwarf dann das folgende Schreiben an Robert:

„Werther Herr!

Ihr Herr Vater wird Sie von der unangenehmen Sache in Betreff meines Renners Esmeralda in Kenntniß gesetzt haben. Mit Gewißheit läßt sich annehmen, daß der sogenannte Graf Rosalba ein Halbbruder jenes Schurken ist, der den Trank braute, um mein Pferd zu vergiften. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auch Herr Harcourt mit den verdächtigen Umtrieben jenes Abenteurers bekannt war, — eine Vermuthung, welche durch die zwischen ihnen bestandene Vertraulichkeit an Glaubwürdigkeit gewinnt. Ueberzeugende Beweise werden bei der gerichtlichen Untersuchung vorgebracht werden. Ich halte es für meine Pflicht, Sie zu benachrichtigen, daß zu meinem größten Bedauern auch in Betreff Ihrer Wette sich nachtheilige Gerüchte verbreitet haben, und zwar in Folge des Umstandes, daß Herr Harcourt ein Freund Ihrer Familie war und am Tage des Wettrennens mehrmals in Ihrer Gesellschaft gesehen wurde. Sie werden wissen, was Sie als Mann von Ehre zu thun haben, wenn Sie, damals unbekannt mit dem Charakter jener Leute, sich durch den Rath eines derselben leiten ließen, und ich bin überzeugt, daß Sie gern sofort das thun

werden, was am geeignetsten ist, alle nachtheiligen Gerüchte zu widerlegen.

Ich bin, mein Herr, Ihr ergebenster

de Stanner."

Herr Pringle übernahm es, mit diesem Briefe in der Hand die Sache zu vermitteln und Robert zu verstehen zu geben, nach dem Urtheile wohlmeinender Freunde sei der ehrenhafteste und zugleich klügste Weg, den Betrag der Wette herauszugeben.

Neununddreißigstes Capitel.

Ueberraschungen.

Nachdem Ferdinand das Haus des Predigers verlassen hatte, begab er sich eiligen Schrittes nach dem Schlosse. Dort versammelte er sämmtliche Diener und verkündigte ihnen, daß er kein Recht mehr auf seinen bisherigen Namen, seine Besitzungen und ihre Dienstleistungen habe.

„Was mir in diesem Augenblicke leid thut," sagte er, „ist nicht der Verlust der Besitzungen, auf die ich nie ein Recht hatte, sondern daß ich, so lange sie mir zu Gebote standen, nicht in größerm Maaße zu euerm Wohle davon Gebrauch machte. Auch bedauere ich, euch nichts hinterlassen zu können, als die Versicherung meiner Dankbarkeit für die Treue, mit der ihr mir gedient habt. Ich hoffe, daß ihr in dem wahren

Erben einen freundlichen und gütigen Herrn finden und meiner zuweilen in euerm Gebete eingedenk sein werdet."

Das Erstaunen der Dienerschaft gab sich in verschiedener Weise kund. Manche weinten, Andere schienen ganz betäubt zu sein; allein bei Allen herrschte aufrichtiges Bedauern. Ferdinand war nämlich, wenn er sich auch vorwerfen mußte, nicht genug für ihr geistiges Wohl gethan zu haben, doch sehr nachsichtig und über die Maßen freigebig gegen seine Leute gewesen. Ohne sich aufzuhalten, trat er hierauf den Weg nach Sir Thomas Redburn's Hause zu Fuß an; denn er hielt sich nicht mehr für berechtigt, eins der zahlreichen Pferde zu benutzen, die noch vor wenigen Stunden sein Eigenthum gewesen waren. Er wollte von diesem Augenblicke an das Leben eines armen Mannes beginnen; doch hatte er keine klare Vorstellung davon, wie arm er wirklich war. Er mußte sehr eilen, um das Haus seines Freundes zu erreichen; denn der Bischof spendete an jenem Tage in der Hauskapelle die h. Firmung, und Ferdinand, der bisher vernachlässigt hatte, dieses Sacrament zu empfangen, wollte diese Gelegenheit benutzen. Ehe er die Entdeckung in Betreff seiner Herkunft machte, hatte er sich dazu vorbereitet. Der Wechsel in seinen Glücksumständen verminderte in keiner Weise den Eifer und die Inbrunst, mit der er sich nach diesem Heilsmittel sehnte. Jeder andere Gedanke wich aus seinem Herzen, als er dem Schlosse den Rücken wandte, welches nicht das Eigenthum seiner Vorfahren gewesen war; er wollte ja einen neuen Eindruck dessen in seine Seele aufnehmen,

was allein wahren Adel und wahren Reichthum verleiht. Als er anlangte, begab er sich sogleich in die Kapelle, um seine Gedanken nicht durch weltliche Dinge zu zerstreuen. Erst nach Beendigung der heiligen Handlung theilte er der ihm befreundeten Familie die Veränderung mit, welche seit diesem Morgen in seinen Verhältnissen eingetreten war.

„Beklagen Sie den Verlust nicht um meinetwillen," fügte er hinzu, „denn ich beklage ihn selbst nicht. Das Einzige, wovon ich mich nicht gern trennen wollte, habe ich behalten — meinen Namen Ferdinand. Hierdurch wird Ihnen klar werden, was Sie sonst überraschen müßte, warum ich denselben bei der h. Firmung scheinbar zum zweiten Male annahm."

Es läßt sich leicht denken, daß dieser Wechsel der Verhältnisse bei seinen schlichten und aufrichtigen Freunden nur ein um so wärmeres Gefühl für ihn erweckte. Ferdinand sprach mit ihnen auch von Margaret, von ihren großen Geistesgaben, ihrem edelmüthigen Herzen und besonders von ihrem sehnsüchtigen Verlangen nach Unterricht in der Religion. Herzlich stimmten sie in das begeisterte Interesse ein, welches er für die unerwartet gefundene Schwester an den Tag legte, und bestanden darauf, daß sie sowohl wie er selbst das Redburn'sche Haus einstweilen als Heimath ansehen sollte.

Seinem Versprechen gemäß begab sich Ferdinand hierauf nach dem Schlosse, um Theodor dort zu treffen. Ferdinand fand den neuen Besitzer wenig im Stande, alles das zu verstehen, was er ihm mittheilte, in der Ab-

ficht, ihm ein klares Bild seiner Vermögensangelegenheiten zu geben. Einestheils von Freude berauscht und kaum seinen Augen und Ohren trauend, anderntheils gedrückt durch seine eigenthümliche Stellung zu Ferdinand, war er froh, als die kurze Zusammenkunft vorüber war und er allein durch die weiten Gemächer wandern und sich dem Uebermaß seines Entzückens hingeben konnte. Ferdinand durchsuchte seine Papiere, packte die Bücher und andern Gegenstände, welche er mitzunehmen beabsichtigte, ein, um sie später abholen zu lassen, und eilte dann nach Dovedale zurück. In der Voraussetzung, Theodor habe Margaret von den Ereignissen des Tages bereits in Kenntniß gesetzt, mochte auch er es nicht länger verschieben, sich ihr als Bruder anzukündigen. Er schrieb deshalb einige Zeilen und übergab den Brief einem der Redburn'schen Diener zur Besorgung.

Als Margaret nach den Eröffnungen, die Theodor ihr so rücksichtlos gemacht hatte, ihr eigenes Zimmer erreichte, wo kein menschliches Auge sie beobachten konnte, da überwältigte das überreizte Gefühl ihre Selbstbeherrschung. Thränen, die sonst selten ihr Auge netzten, stürzten stromweise über ihre Wangen herab. Sie warf sich auf die Knie, nicht sowohl um zu beten, als um sich desto rückhaltloser dem Schmerze hinzugeben. Nachdem diese Aufregung einige Zeit gedauert hatte, stand sie auf, trocknete die Augen, strich das Haar zurück und nahm ihre gewöhnliche ruhige Haltung wieder an. Jetzt vergoß sie keine Thräne mehr. Gleich einem Gewitter-

regen, der eben so plötzlich aufhört, wie er begonnen hat, war ihr wilder Schmerz zum Stillstand gekommen.

Bald darauf hörte sie den Eilwagen vorüber fahren und schloß, daß Theodor sie verlassen habe. Auch sie hatte sich von ihm losgesagt; die letzte Thräne war dem Andenken an die Liebe geflossen, die bisher ihr ganzes Dasein erfüllt hatte. Jetzt begann sie zu überlegen, welche Wendung ihr Leben fernerhin nehmen müsse. Sie war fest entschlossen, keinen Tag länger in Theodor's Hause zu verweilen. Doch wohin sollte sie gehen? Sie hatte weder Freunde noch Geld, um sich ein vorläufiges Unterkommen zu verschaffen. Aber sie besaß noch einen werthvollen Gegenstand — den Rubin. Er war ein Erbstück ihrer Mutter, ein großer und sehr schöner Stein, der wahrscheinlich einst auf der Stirn der reizenden Tänzerin gestrahlt hatte. Sie wollte ihn verpfänden und dann in Sporthaven eine Wohnung miethen, bis sich ihr andere Mittel zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes darböten. Diesem Entschlusse gemäß zog sie den Stein hervor, wickelte ihn ein, nahm Hut und Shawl und schickte sich an, ihren einsamen Weg anzutreten. Da fiel ihr Fräulein Cook ein. Was sollte aus ihr werden? Das arme Wesen kannte Niemand in der Gegend und war noch hülfloser als sie selbst. Margaret mußte sie also mit sich nehmen und von dem Erlöse des Rubins so lange erhalten, bis sich eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten oder kränklichen Dame für sie finden ließ. Sie hielt jedoch für rathsam, ihr so wenig wie möglich über den eigentlichen Stand der Dinge mitzutheilen. Die

geistigen Fähigkeiten der armen Person waren so schwach, daß es stets gefährlich war, ihr viel anzuvertrauen, da dies sie leicht zu irgend einer Thorheit verleitete. Margaret traf sie im Wohnzimmer und sagte ihr nur, Theodor sei nach London gegangen, und die Verhältnisse machten es nothwendig, das Haus baldigst zu verlassen.

„Es wäre gut," fügte sie hinzu, „wenn Sie Ihre Sachen bereit machten. Hanna kann Ihnen packen helfen. Ich werde bald zurück sein."

Mit diesem Versprechen entfernte sich Margaret und schlug den Weg nach Sporthaven ein, ohne zu ahnen, daß sie in Theodor's und Ferdinand's Fußstapfen trete.

Fräulein Cook blieb eine Zeit lang verwundert stehen und begann dann zu weinen. Sie hing, wie eine Katze, an der gewohnten Oertlichkeit und konnte den Gedanken einer Wohnungsänderung nicht ertragen. Auch war das Packen eine viel zu unangenehme Arbeit, um so rasch daran zu gehen. Gedankenlos trat sie in ihr Zimmer, blickte rund umher, öffnete den Kleiderschrank, stöberte darin herum und nahm endlich Hut und Shawl heraus. Sie wollte ihren Kummer im Freien zu vergessen suchen. Träumend ging sie bis zum Strande und nahm auf einem Felsen Platz, auf dem sie schon manche Stunde verdämmert hatte.

Fräulein Cook war in ihrer Jugend durch einen plötzlichen Unglücksfall verarmt, und dieser harte Stoß hatte ihren Geist, der auch in glücklichen Zeiten nicht zu den starken zu rechnen gewesen, in einem gewissen Grade erschüttert. Eine sonderbare Folge dieser Geistesstörung

war, daß sie sich einbildete, um keinen Tag älter geworden zu sein. Aus diesem Wahne entsprang ihre Putzsucht, ihre kindische Eitelkeit und ein lächerliches Wohlgefallen an den geringsten Aufmerksamkeiten — eine Schwäche, mit der Harcourt und der falsche Graf ihr boshaftes Spiel getrieben hatten. Die Idee, daß Rosalba in sie verliebt sei, war selbst durch die Nachricht, daß er eine junge Dame entführt habe und als Betrüger entlarvt sei, nicht zerstört worden; noch immer lebte in ihrem Herzen die Erinnerung an jene schönen Tage, in denen sie der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu sein glaubte. Diese Gedanken trugen dazu bei, ihr den Aufenthalt in dem kleinen Landhause werth zu machen, und vermehrten ihren Kummer, daß sie den lieblichen Ort verlassen sollte. Von neuem begann sie zu weinen, wurde jedoch bald durch kräftige Fußtritte auf dem Kiese gestört. Sie wandte sich um, und ein schwacher Schrei entfloh ihren Lippen. Ein Mann von etwas unheimlichem Aeußern kam auf sie zu.

„Meine schöne Schäferin kennt mich nicht mehr?“ lautete die Anrede.

Die wohlbekannte Stimme war die ihres ungetreuen Ritters. Es war aber in der That schwer, ihn wiederzuerkennen. Er hatte den ganzen üppigen und zierlich gepflegten Haarwuchs abrasirt, und dadurch waren grobe und gemeine Züge hervorgetreten.

„Graf Rosalba! Wer hätte das gedacht? Aber gehen Sie, Ungetreuer! Sie sind mit einer andern jungen Dame davon gelaufen.“

„Mit einer andern jungen Dame — welch' vielbedeutendes Wort!" erwiderte der vermeinte Anbeter lächelnd. „Doch ich bin überzeugt, meine Schäferin glaubt das nicht. Es ist, wie alles Andere, was Sie über mich gehört haben mögen, nur eine abscheuliche Verleumdung, die man erfunden hat, um mir Ihre Achtung zu rauben. Aber Sie saßen so bekümmert da, — hat meine liebenswürdige Freundin Ursache zu trauern?"

„Wir müssen das Haus verlassen," antwortete Fräulein Cook, „und ich weiß nicht, wohin wir ziehen. Sie werden mich nie wiedersehen."

„Welche schreckliche Neuigkeit! Aber es muß ja nicht sein, wenn Sie nicht wollen. Ich kann Ihnen sagen, wohin Sie gehen: — mit jenem Schiffe nach Amerika."

„O nein, das will ich nicht, — das kann ich nicht!" kreischte Fräulein Cook. „Ich habe eine entsetzliche Furcht vor der See; ich verlasse England nicht."

„Es ist schon alles abgemacht. Fräulein Danvers läßt sich von Herrn Harcourt entführen und will Sie als Ehrenwächterin bis zur Verheirathung mitnehmen, da diese erst in Amerika stattfinden kann."

„Lieber will ich sterben!"

„Der junge Danvers ist zu Grunde gerichtet und hat mir das Haus verkauft. Ich beabsichtige, mich hier niederzulassen."

„Ist es möglich? Wie wunderbar!"

„Was wird nun meine schöne Schäferin vorziehen:

Hand und Herz von mir annehmen, oder Vaterland und Freunde für immer verlassen?"

Das arme kleine Frauenzimmer war so verlegen und verwirrt, daß ihre Antwort unverständlich blieb. Der feurige Liebhaber schien sie jedoch zu verstehen und fuhr fort: „Gut, dann müssen wir unsere Verabredungen im Geheimen treffen, denn Fräulein Danvers ist fest entschlossen, Sie mitzunehmen. Sie mag mich überhaupt nicht leiden. Haben Sie nie bemerkt, wie sehr sie sich stets über meine Aufmerksamkeit für Sie ärgerte?"

„Ich weiß nicht, — es wäre wohl möglich," äußerte Fräulein Cook schüchtern.

„Sie ist ein sonderbares Wesen; Sie müssen vor ihr auf der Hut sein. Also vor allem kein Wort, daß Sie mich gesehen haben; denn sie hat von dem Verkaufe noch nichts gehört. Harcourt ist mein Freund; aber er hat nicht gewagt, ihr zu sagen, daß ich hier bin. Wenn nun Fräulein Danvers das Haus vor Abend verlassen will, so müssen Sie das verhindern, indem Sie vorgeben, unwohl zu sein. Um halb zehn Uhr kommen Sie an die Gartenpforte, wo ich Sie erwarten und Ihnen sagen werde, was weiter zu thun ist. Verstehen Sie mich?"

„O, ich zittere am ganzen Leibe; ja, ich habe Sie verstanden."

„Ueberdies müssen Sie die Magd zu entfernen suchen. Sie können etwa sagen, Fräulein Danvers hätte ihr erlaubt, den Tag über zum Vergnügen auszugehen, unter der Bedingung, daß sie um halb elf Uhr wieder zu

Hause sei. Sie wird schon so lange als möglich ausbleiben, wie alle Dienstmägde, wenn sie einen freien Tag haben. Werden Sie aber alles dies behalten können?"

„Gewiß; nur bin ich so verwirrt, daß ich den Plan nicht recht verstehe."

„Das thut nichts; später wird Ihnen alles klar werden. Merken Sie sich wohl: wenn Sie meinen Anweisungen nicht buchstäblich Folge leisten, so wird man Sie nach Amerika entführen, ehe Sie es ahnen."

Fräulein Cook schauderte vor dem Gedanken und versprach, auf's pünktlichste zu folgen. Der „Graf" wiederholte seine Aufträge und hieß sie sogleich in das Haus zurückkehren, um Hanna fortzuschicken, worauf er sich eiligst fortbegab, um seinem Beschützer Bericht zu erstatten. Er hatte übernommen, Harcourt auf jede Gefahr hin Beistand zu leisten, und zwar als Preis für seine letzte Hoffnung auf Rettung. Harcourt hatte ihn nämlich in einem französischen Seehafen an Bord genommen, als er von der Polizei auf Grund der durch Herrn Bingham gelieferten Personalbeschreibung verfolgt wurde.

Etwa eine Stunde später kam Margaret zurück und fand Fräulein Cook in scheinbar sehr angegriffenem Zustande auf dem Sopha liegen.

„Meine liebe Freundin," sagte sie freundlich, „es thut mir leid, daß Sie so unwohl sind, besonders da wir noch heute fort müssen. Dieses Haus gehört uns nicht mehr; wir dürfen nicht länger hier bleiben. Ich

habe in Sporthaven eine Wohnung gemiethet, die Sie mit mir theilen sollen, bis für Ihre Zukunft gesorgt ist."

„O nein, nein! ich will mich nicht vertreiben lassen, um in die weite Welt zu gehen," rief die kleine Dame. Dann besann sie sich jedoch und fügte in ruhigerm Tone hinzu: „Heute bin ich zu krank, um das Haus zu verlassen."

„Sie sollen auf keinen Fall in die weite Welt gehen," versetzte Margaret tröstend. „Ich behalte Sie bei mir bis —"

„Das ist es gerade," fiel ihr Fräulein Cook in die Rede, „aber — — wir werden sehen."

Margaret, an die Thorheiten des armen Geschöpfes gewöhnt, beachtete ihre unzusammenhängenden Aeußerungen nicht. Ihre Aufmerksamkeit war durch den Klang der Hausglocke erregt worden, die zweimal kräftig gezogen wurde.

„Wo ist nur Hanna, daß sie nicht die Thüre öffnet?" fragte sie verwundert.

Die Einlaß suchende Person schien nicht länger auf eine Erlaubniß warten zu wollen, denn Margaret hörte sie die Thüre öffnen und ging hinaus.

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein," sagte die Kammerfrau Harvey, „ich mußte eintreten, da Niemand auf das Schellen hörte. Ich bringe einen Brief von Frau Rumford."

„Ich danke," erwiderte Margaret und setzte, indem ihr Auge die Adresse überflog, hinzu: „Der Brief ist ja für Herrn Danvers."

„Mein Gott! dann muß ich Euch wohl mißverstanden haben.“

Margaret antwortete, es habe nichts zu sagen, und legte das Schreiben auf den im Vorsaal stehenden Tisch. Nachdem die Ueberbringerin sich entfernt hatte, suchte sie nach Hanna, um zu hören, ob Fräulein Cook's Sachen gepackt seien; allein das Mädchen war nirgend zu finden. Sie wußte, daß es nutzlos sei, die Gesellschafterin mit Fragen zu quälen, und entschloß sich daher, selbst mit dem Einpacken zu beginnen, in der Hoffnung, daß Hanna bald erscheinen werde. Sie hatte die kleine Arbeit rasch beendigt und ging in das Wohnzimmer hinab.

Fräulein Cook lag noch immer auf dem Sopha, allein da ihre Krankheit nur erdichtet war, so sehnte sie sich nach dem zweiten Frühstück.

„Ich möchte wohl etwas essen,“ sagte sie bescheiden, „ist das Frühstück vielleicht auf dem Tische?“

„Hanna ist nicht zu Hause,“ erwiderte Margaret, „und hat keine Vorbereitungen zum Frühstück getroffen. Ich kann mir nicht erklären, wo sie ist. In Sporthaven habe ich jedoch das Mittagessen zeitig bestellt; essen Sie ein paar Zwiebacke, so wird's bis dahin ausreichen.“ Indem sie dies sagte, legte sie einiges Backwerk auf den Tisch, das sie in Sporthaven gekauft hatte, um keinen Bissen mehr auf Theodor's Kosten zu genießen.

„O gewiß,“ versetzte die Leidende, „ich habe ohnehin wenig Appetit. Aber ich bin nicht im Stande, nach Sporthaven zu gehen. Wir müssen auch jedenfalls warten, bis Hanna zurück ist.“

Sie verzehrte einige Zwiebacke, während Margaret unruhig aus dem Fenster blickte, in der Hoffnung, das Mädchen kommen zu sehen. Sie sah ein, daß sie vor dessen Rückkehr das Haus nicht verlassen konnte; auch war keine Vorkehrung getroffen, um die Sachen fortschaffen zu lassen. Stunde um Stunde verfloß; der Nachmittag neigte sich zum Abend, aber die Magd erschien nicht.

„Ich muß selbst nach Sporthaven zurückgehen, um einen Wagen zu bestellen," sagte Margaret endlich. „Auf das Mädchen kann ich nicht länger warten; es hat wirklich den Anschein, als wäre sie gänzlich davon gelaufen."

Fräulein Cook machte Einwendungen, doch Margaret achtete nicht darauf und ging. Als sie die Hausthüre öffnete, näherte sich ein Mann mit einem Briefe.

„Ist der Brief für mich?" fragte sie.

„Für Fräulein Danvers," lautete die Antwort des Bedienten, indem er das Schreiben überreichte.

Margaret kehrte in's Haus zurück, um zu lesen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie las: „Meine liebe Schwester!" — Wer in aller Welt konnte sie so vertraulich anreden? Sie blickte nach der Unterschrift und fand den Namen „Ferdinand." Sie mußte weiter lesen, um das Räthsel zu lösen; mit klopfendem Herzen flog sie über folgende Zeilen:

„Meine liebe Schwester!

„Seit mehrern Stunden mußt Du alles wissen, sonst würde ich nicht wagen, Dir zu schreiben; denn ich kann mir die Aufregung denken, in welche eine so unerwartete

Nachricht Dich versetzt haben muß. Auch fühle ich mit Dir den Schmerz Deines liebenden Herzens —"

Die Sache wurde immer räthselhafter. Wie konnte Marchmont das Geheimniß kennen, welches sie erst vor wenigen Stunden von Theodor erfahren hatte? Sie las weiter:

„— denn Theodor's Gewinn an irdischem Gut kostet Dich einen Bruder, der Dir unbeschreiblich theuer war." — Was kann er meinen? — „Aber seine Liebe und Dankbarkeit werden Dir bleiben, wenn auch das Band des Blutes nicht mehr besteht. Brauche ich Dir zu versichern, theuerste Margaret, daß Du in mir finden wirst, was freilich in diesem Augenblicke noch nicht von Werth für Dich sein kann, — einen Bruder, der Dir ebensowohl durch ein gleichgestimmtes Gemüth als durch das Blut verwandt ist? Was mich betrifft, so habe ich nichts verloren, was in meinen Augen Werth hat. Die Sühne ist jetzt vollendet; ich habe den innern Frieden und eine Schwester erlangt. Wie sonderbar, daß ich Theodor während meines ganzen Lebens berauben mußte — ein Mal wissentlich und treuloser Weise, im Uebrigen unbewußt und schuldlos! Möge er im Besitze seines rechtmäßigen Namens und seiner Reichthümer glücklich sein! Auch mir war bisher ein kostbarer Schatz entzogen — die Liebe einer Schwester. Daß es nicht zu spät sei, ihn dauernd zu gewinnen, hofft und wünscht

Dein zärtlich liebender Bruder Ferdinand."

„Ich wohne bei Sir Thomas Redburn, von dessen Familie ich bei dieser Gelegenheit Beweise der wärmsten

Freundschaft empfangen habe. Sie sehnen sich, Deine Bekanntschaft zu machen, und bitten Dich, vorläufig ihr Haus als das Deinige anzusehen. Mein Wunsch ist, Dich selbst hier einzuführen; ich werde deshalb morgen früh anfragen lassen, um welche Zeit ich Dich abholen darf."

Während Margaret las, stieg eine Ahnung der Wahrheit in ihr auf, obgleich der Zusammenhang ihr unerklärlich blieb. Welche Empfindungen bemächtigten sich ihrer, als das erste Erstaunen vorüber war? — Ueber Theodor's Gewinn konnte sie sich nicht freuen; ein Mensch, der in der Schule des Unglücks nichts zu lernen wußte, wird durch äußeres Glück nicht gebessert. Ebensowenig vermochte sie Ferdinand zu beklagen. Sein Schatz und sein Herz waren an einem andern Orte, der Macht des Zufalls nicht ausgesetzt, das wußte sie. Aber er war nicht ihr Bruder. Würde er sie deshalb weniger lieben? Wie schnell diese Frage vor ihren Geist trat! Sie las den liebevollen Brief wieder und wieder. Hatte das Gefühl der Verwandtschaft ihm diese zärtlichen Ausdrücke eingegeben, oder — entflossen sie einem liebenden Herzen?

„Ach, das sind thörichte Gedanken!" murmelte sie endlich unzufrieden vor sich hin. „Was kümmert es mich? Soll ich in der Welt umhergehen und um ein wenig Liebe betteln? Wo ist meine frühere Unabhängigkeit?"

Die überraschende Nachricht brachte sie zu dem Entschlusse, die nächste Nacht noch im Hause zu bleiben. Wenn sie zu stolz war, von Theodor Gastfreundschaft

zu empfangen, trug sie doch kein Bedenken, von Ferdinand ein Obdach anzunehmen. Diese Aenderung der Verhältnisse besserte zugleich Fräulein Cook's Aussichten auf ein Mittagessen. Margaret erinnerte sich ihrer und begann Küche und Keller zu durchsuchen, um eine nothdürftige Mahlzeit herzustellen; denn die arme Kranke hatte ungeachtet ihres angeblichen Mangels an Appetit den ganzen Zwiebackvorrath verzehrt.

„Ich will die Nacht noch hier bleiben," sagte Margaret, indem sie etwas kaltes Fleisch auftrug. „Wir müssen uns selbst bedienen, da Hanna ausbleibt."

Diese Mittheilung ließ Fräulein Cook plötzlich aufleben; sie setzte sich an den Tisch, ließ sich's wohl schmecken und zog sich dann in ihr Zimmer zurück.

Vierzigstes Capitel.

Neue Gefahr.

Es war Abend geworden. Die ‚Bayadere' hatte sich aus der Nähe des Ufers entfernt; wenigstens war sie in der kleinen Bucht nicht mehr sichtbar. Margaret dachte nicht, daß Harcourt wagen würde, sie nochmals mit seinem Besuche zu belästigen; dennoch fühlte sie sich durch das Verschwinden des Schiffes beruhigt. Jetzt konnte sie ihr Lieblingsplätzchen besuchen: einen Kieshügel nahe am Ufer, den die zurücktretende Fluth bloßlegte und auf dem sie, unter dem Schatten der Felsen des

Gestades, ihren Gedanken nachzuhängen pflegte. Manchen Abend hatte sie dort zugebracht und die sinkende Sonne beobachtet, welche in jedem Augenblicke eine andere Beleuchtung hervorbrachte und neue Schönheiten in der Landschaft entwickelte. Ein kühler Wind hatte sich erhoben und kräuselte die Oberfläche der Bucht; am Himmel jagten leichte Wolken. Margaret fühlte ihre glühende Stirn sanft umfächelt; sie schloß die Augen und gab sich ganz dem beruhigenden Einflusse der Abendstunde hin. Geistig und körperlich ermüdet, sank sie bald in Schlummer, sonst hätte ihr Ohr den gleichmäßigen Ruderschlag eines näher kommenden Bootes vernehmen müssen. Es landete nicht weit von dem Orte, wo Margaret schlummerte; sie konnte aber von den Aussteigenden nicht gesehen werden. Zwei Männer blieben im Boote zurück, während zwei andere sich auf einem Umwege der Hinterseite des Hauses näherten.

Seit dem Glockenschlage neun befand sich Fräulein Cook in einer gewaltigen Aufregung; schon zehn Minuten vor der bestimmten Zeit stand sie auf ihrem Posten an der Gartenpforte. Sie brauchte nicht lange zu harren.

„Ich bin es," sagte der falsche Graf mit leiser Stimme, während er kaum hörbar heranschlich. „Wo ist Fräulein Danvers?"

„Ich weiß es nicht," versetzte die kleine Dame. „Ich habe sie seit mehrern Stunden nicht gesehen, aber sie kann nicht weit vom Hause sein. Den ganzen Tag habe

ich in der schrecklichsten Angst geschwebt; sie wollte nach Sporthaven gehen und mich durchaus mitnehmen."

„So ist sie wohl dorthin gegangen?"

„Auf keinen Fall. Wahrscheinlich sitzt sie unter den Felsen am Ufer, wo sie so manchen Abend zubringt."

„Einerlei; Sie müssen jetzt thun was ich Ihnen sage. Sie gehen in Ihr Zimmer, verhalten sich dort ruhig und geben keinen Laut von sich, was Sie auch hören oder sehen mögen. Der Sicherheit halber muß ich Sie einschließen."

„O nein, ich lasse mich nicht einschließen; ich würde vor Angst ersticken."

„Wenn nun aber Fräulein Danvers Sie zwingen will, mit ihr zu gehen? Sie wird das jedenfalls thun. Harcourt hat mir zwar gestattet, meine Angelegenheiten — das heißt, die unserigen — selbst in Ordnung zu bringen, aber er wird ihr nichts abschlagen, verlassen Sie sich darauf."

Fräulein Cook gab, eingeschüchtert durch diesen Gedanken, der Nothwendigkeit nach und ließ sich in ihrem eigenen Zimmer einschließen. Ihr vorgeblicher Anbeter antwortete kaum auf die oft wiederholte Bitte, sie so schnell als möglich zu befreien; er steckte den Schlüssel der Thüre ein und begab sich zu seinem Genossen.

Margaret schlief so fest, daß das Rollen der steigenden Fluth sie nicht störte, obschon die Wellen bis auf geringe Entfernung von ihren Füßen sich wälzten. Auch hörte sie den schärfern Ton nicht, den der Kiel des Bootes hervorrief, indem er sich in den Sand des

Ufers einbohrte. Doch das Geflüster zweier Stimmen weckte sie, als die Sprechenden dicht neben ihr waren. Sie öffnete die Augen und sah einen Mann an ihrer Seite, während ein Anderer einige Schritte zurück stehen blieb. Sie sprang auf; doch der Mann, den sie in der Dunkelheit nicht sogleich erkannte, bemächtigte sich ihrer beiden Hände.

„Was fürchtest du, Margaret? Kennst du mich nicht?“ sagte Harcourt.

„Nur zu wohl,“ entgegnete das Mädchen. „Laß meine Hände los.“

Der befehlende Ton, dem zu gehorchen er so lange gewohnt gewesen, äußerte auch jetzt seine Wirkung auf Harcourt. Er ließ ihre Hände frei, und sie würde geflohen sein, wenn sie nicht auf beiden Seiten in geringer Entfernung eine dunkele Gestalt bemerkt hätte. Der Felsen lag hinter ihr, und Harcourt stand ihr gegenüber.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie mit stolzem Tone.

„Es bedeutet, daß ich gekommen bin, um die Erfüllung deines Versprechens zu verlangen,“ erwiderte Harcourt, den Ring emporhaltend. „Ich werde nie dem Rechte entsagen, das du mir gegeben hast. Du mußt mit mir gehen, das Boot wartet. Dieses Mal entkommst du mir nicht; wir sind unser vier und jeder Widerstand ist vergeblich.“

Auf ein gegebenes Zeichen trat einer der Männer näher, und Margaret erkannte bei dem letzten Schimmer der Dämmerung schaudernd sein Gesicht. Die Größe

der Gefahr leuchtete ihr ein; sie war überzeugt, daß gegen eine solche Zahl jede Anstrengung vergeblich sein würde. Einen Augenblick stand sie schweigend; dann stieß sie einen so lauten, durchdringenden Schrei aus, daß die Felsen widerhallten.

„Werfen Sie ihr dieses Taschentuch über das Gesicht," sagte Harcourt's Gefährte; „sie muß zum Schweigen gezwungen werden, oder sie wird uns verrathen."

„Margaret," begann Harcourt von neuem, „Niemand kann dich hören. Deine Magd ist fortgeschickt, deine Gesellschafterin getäuscht und eingeschlossen. Wenn dein Geschrei selbst ein menschliches Ohr erreichte, würdest du an Bord der ‚Bayadere' sein, bevor Hülfe nahen könnte. Ich möchte gern schonend gegen dich verfahren und keine Gewalt gebrauchen."

„Wage es, mich zu berühren, und du wirst zu deinem Schaden erfahren, welchen Widerstand ich zu leisten vermag," entgegnete Margaret unverzagt.

„Möglich," antwortete Harcourt, „aber es würde dir nichts helfen. Ich will dich mit der Achtung behandeln, die ich stets vor dir hegte; kein Finger soll dich berühren, und jeder deiner Wünsche soll mir Gesetz sein, wenn du ruhig in das Boot steigst. Fährst du aber fort zu schreien, so nöthigst du mich, das vorgeschlagene Mittel anzuwenden."

Die drei Männer traten jetzt dicht an sie heran und ein Vierter kam aus dem Boote herbei.

„Ist keiner unter euch Mann genug, um einem mißhandelten und hülflosen Frauenzimmer Beistand zu

leisten?" rief Margaret, sich im Kreise umschauend. „Schande über euch!"

Doch sie erkannte keinen; es waren Leute, die der Entführer zu diesem Unternehmen besonders ausgewählt hatte; und von dem elenden Abenteurer, der von Harcourt durchaus abhängig war, konnte sie nur Schlimmes erwarten.

„Bei Jupiter, Harcourt," rief der ehemalige Graf, der sich jetzt Fraser nennen ließ, „wie können Sie länger auf diese Weise unterhandeln?" Er machte Miene, sie zu fassen und nach dem Boote zu tragen, als Harcourt ihn zurückhielt.

„Margaret, ich gebe dir noch einen Augenblick Bedenkzeit. Willst du uns gutwillig in das Boot folgen oder nicht?"

„Wenn du diesen Menschen von mir fern halten willst," erwiderte sie, „so werde ich von selbst das Boot besteigen."

Heftig stieß Harcourt seinen Mitschuldigen bei Seite, als wenn er in diesem Augenblicke denselben Widerwillen, wie Margaret, gegen ihn empfände. Die Jungfrau ging auf den Kahn zu und stieg mit eben der ruhigen Würde ein, mit der sie so oft zu andern Zeiten darin Platz genommen hatte. Harcourt beobachtete sie ängstlich, während ihr scharfes Auge nach allen Richtungen flog, als hoffe sie noch auf Beistand.

„Deine Freiheit wird unangetastet bleiben, so lange du dich ruhig verhältst," sagte er; „beim ersten Ver-

suche zu schreien, werfe ich dir aber das Tuch über den Kopf."

Margaret schien nicht auf seine Worte zu achten. Fraser sprang zuletzt in das Boot und gab zum Abschiede dem kleinen Perdy noch einen Fußtritt. Das arme Thier war auf das Geschrei seiner Herrin bellend herbeigelaufen und wollte ihr in das Boot folgen.

„Wozu das?" tadelte ihn Harcourt, indem sie abstießen. „Es wäre besser gewesen, den Hund mitzunehmen, als ihn heulend am Ufer zurück zu lassen."

Kein Wort wurde weiter gesprochen, während das Boot eilig die Wellen durchschnitt. Als es das weit in's Meer ragende Vorgebirge umfuhr, von dem die kleine Bucht auf der einen Seite geschützt wurde, sah Margaret die ‚Bayadere' in geringer Entfernung.

„Der Wind hat sich gedreht und ist günstig," frohlockte Fraser, „wir können sogleich den Anker lichten."

Harcourt antwortete durch ein beistimmendes Nicken. Der Kahn fuhr an die Yacht heran, und Margaret bestieg sie mit solcher Ruhe, daß es den Anschein hatte, als habe sie jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben.

„Du versprachst mir," sagte sie zu Harcourt gewendet, „daß meine Wünsche Gesetz sein sollten, wenn ich ohne Weigerung in das Boot stiege. Erfülle jetzt, was du gelobtest. Mein Wunsch ist, von deiner Gegenwart und dem Anblick jenes Menschen eine halbe Stunde lang befreit zu sein."

Dieser fast im Tone eines Befehls ausgesprochenen

Bitte leistete Harcourt augenblicklich Folge, da es ihm darum zu thun war, sie möglichst zu beruhigen. Er schickte seinen Genossen in die Kajüte und folgte ihm, nachdem er seinen Leuten einige Anweisungen ertheilt hatte. Margaret ließ sich auf ein zusammengerolltes Tau nieder und beobachtete die Matrosen mehrere Minuten lang. Sie waren mit den Vorbereitungen zum Lichten des Ankers vollauf beschäftigt und kümmerten sich nicht um sie. Der Mond war nicht sichtbar, denn der Himmel hatte sich mit einem dichten Wolkenschleier überzogen, und mit jeder Minute nahm die Finsterniß zu. Jetzt begann der Anker sich zu heben, und die Schiffleute verwendeten kein Auge von ihrer Arbeit. Vorsichtig stand Margaret auf und schaute zum Himmel empor; dann blickte sie noch ein Mal nach allen Richtungen, um den günstigen Augenblick zu erspähen, schwang sich über das Geländer und ließ sich leise an den Händen in's Wasser hinabgleiten. Das Fahrzeug drehte sich gerade, und in einigen Augenblicken lag ein weiter Raum zwischen ihm und dem kühnen Mädchen.

Margaret war eine geschickte Schwimmerin, was Harcourt nicht wußte; sonst würde er, da ihr verwegener Muth ihm hinlänglich bekannt war, sie keinen Augenblick unbeobachtet gelassen haben. Sie mußte um das ganze Vorgebirge schwimmen, weil der zunächst gelegene Theil des Ufers felsig war und fast senkrecht in das Wasser abfiel. Die Entfernung war bedeutend, und es erschien kaum denkbar, daß sie das Ufer erreichen sollte; denn die See wurde unruhig durch die abendliche Brise,

die vom Lande her sich erhob. Ihre Kleider, obgleich wegen der heißen Sommerzeit von leichtem Stoffe, tränkten sich mit Wasser und begannen ihre Bewegungen zu hemmen. Doch mehr als den Tod fürchtete sie, von neuem in Harcourt's Gewalt zu fallen, und sie bot deshalb alle Kräfte auf. Sie durfte hoffen, daß man sie in der zunehmenden Dunkelheit nicht erkennen werde, selbst wenn ihr Verschwinden vom Schiffe bemerkt worden war. Aber ihre Arme ermatteten schon, — da entdeckte sie, auf der Spitze einer Welle schwebend, in geringer Entfernung ein Boot. Vielleicht war ihr Geschrei gehört worden. Es befand sich ein Mann darin, der mit aller Macht der Yacht nachzurudern schien. Im nächsten Augenblicke sank Margaret mit der Welle und verlor ihn aus dem Gesicht. Als sie wieder in die Höhe kam, war das Boot bedeutend näher gekommen; doch mußte sie fürchten, daß der Schiffer, ohne sie zu bemerken, vorüberfahren könne. Sobald die nächste Welle sie emporhob, streckte sie daher einen Arm in die Höhe und rief ihm zu, ohne jedoch die ganze Kraft ihrer Stimme anzuwenden, damit nicht die Aufmerksamkeit der Schiffsleute erregt werde. Wieder sank sie und wieder hob sie sich auf dem Rücken einer Welle — jetzt war das Boot vorüber. Sie glaubte es als das ihrige zu erkennen und einen kleinen Hund im Vordertheile stehen zu sehen. Jetzt oder nie! Wenn sie jetzt nicht gesehen oder gehört wurde, so war es zu spät. Sie rief lauter und streckte von neuem ihren Arm empor. Der Mann im Boote sah sie nicht, aber der Hund hatte den Ruf gehört, und als die nächste Welle

kam, hörte sie ihn heftig bellen. Es waren Perdy's wohlbekannte Laute; er hatte seine Herrin erkannt. Der Mann blickte nach der Richtung, die ihm der bellende Hund andeutete, und gewahrte endlich die Schwimmende. Einige kräftige Ruderschläge brachten ihn näher, und eine neue Welle trug sie bis dicht an das Boot. Er hatte das Ruder fallen lassen und streckte ihr die Hände entgegen. Im nächsten Augenblicke lag sie in Ferdinand's Armen, der jubelnd ausrief: „Meine theuere, theuere Schwester!"

„Gott sei Dank, und Sie mein Befreier!"

Sie sagte nicht „du" und „Bruder." Um alles in der Welt hätte sie aber in jenem Augenblicke nicht sagen können: „Ich bin nicht Ihre Schwester." Der kleine Hund sprang freudig an ihr empor und schien auch seinen wohlverdienten Antheil an ihrer Zärtlichkeit in Anspruch zu nehmen.

„Ja, Perdy, auch dir bin ich Dank schuldig," sagte sie, ihn streichelnd. Dann rang sie das Seewasser aus ihren Kleidern und nahm am Steuerruder Platz, während Ferdinand das Ruder ergriff; denn die Gefahr war nicht vorüber, und keine Zeit zu verlieren.

„Sie lassen das Boot herab," raunte er ihr zu, „wir sind entdeckt."

Margaret maß mit dem Auge die Entfernung, welche zwischen ihrem Boote und der Bucht lag. Die ‚Bayadere' befand sich jetzt zwar entfernter vom Ufer, aber dem Eingange der Bucht gegenüber. Das Boot der Yacht hatte daher nur einen wenig größern Weg zurückzulegen

als ihr eigenes; dazu gab ihm die größere Zahl der Ruderer ein entschiedenes Uebergewicht.

„Wir werden eingeholt," sagte Margaret, „wenn wir diese Richtung verfolgen. Wir müssen uns unter den Schatten der Klippen zu bringen suchen, denn der Mond kommt hervor. Vielleicht werden sie uns aus den Augen verlieren, und wir können dann unbemerkt umkehren."

Ferdinand folgte ihrem Rathe, obwohl er wußte, daß in der vorgeschlagenen Richtung auf mehrere Meilen kein Landungsplatz zu finden war. Das Boot der ‚Bayadere' wurde, vom Monde beleuchtet, deutlich sichtbar. Eine Zeit lang fuhr es dem Eingange der Bucht zu, aber plötzlich änderte es seinen Lauf.

„Sie sind uns auf der Spur," rief Margaret; „wir müssen in die Tritonshöhle flüchten. In diesen Engpaß werden sie uns schwerlich folgen, selbst wenn sie uns dort vermuthen sollten. Bei dem Winde und der steigenden Fluth ist es nicht möglich, die Höhle vor der Ebbe zu verlassen, und der Gefahr eines so langen Aufenthaltes werden sie sich nicht aussetzen."

Schweigend ruderte Marchmont weiter. Die Küste nahm jenseit der Bucht einen ganz andern Charakter an; sie war von einem Felsengürtel umgeben, dessen Wände senkrecht in den Ocean hinabstiegen. An verschiedenen Stellen hatte das Meer tiefe Höhlen eingewühlt, von denen die sogenannte Tritonshöhle die größte und schönste war. Wegen des gefahrvollen Einganges wurde sie jedoch von den Liebhabern malerischer Punkte nur selten besucht. Mehrere einzelne Felsstücke, welche

zahllosen Seevögeln als Wohnung dienten, standen gleichsam Wache vor der Höhle. An ihnen brachen sich die Wellen und stürzten mit wilder Bewegung in die dunkeln Gründe. Margaret hatte diesen schauerlichen Ort unter den verschiedensten Winden besucht, so lange nur ein Boot es wagen durfte; sie kannte genau alle Schwierigkeiten und vermochte daher das leichte Fahrzeug glücklich hindurch zu steuern. Ohne Unfall passirten sie den Eingang der Höhle.

„Jetzt hat das Boot die Richtung; noch einen kräftigen Ruderschlag, und dann halten Sie ein," flüsterte Margaret, und das Boot schoß in die tiefe Nacht des engen Felsengewölbes.

„Gewöhnlicher Muth reicht kaum aus, um diese unterirdischen Gewässer zu befahren," fuhr sie fort. „Ich habe dieselben nie ohne Schaudern besucht, und dennoch hat der Reiz des erhabenen Anblicks mich immer wieder hierher gezogen. Nie aber hat mich eine so eisige Furcht ergriffen wie heute. Vielleicht entspringt sie aus dem Bewußtsein, daß ich nicht bloß mein eigenes Leben, sondern auch das eines Andern auf das Spiel setze. Vielleicht —"

Sie stockte, als könne sie über die wahre Ursache ihrer Empfindung nicht klar werden.

„Die Finsterniß," erwiderte Ferdinand, „ist der Inbegriff alles Schrecklichen, das Bild der Verbannung von Gottes leuchtendem Angesichte. Wenn sie in Begleitung wirklicher Gefahren zu uns herantritt, so macht sie das festeste Herz erbeben."

„Die Dunkelheit herrscht in diesen Höhlen ewig," antwortete sie, „denn selbst der Strahl der Mittagsonne verliert sich in den langen Windungen; höchstens dringt ein schwacher, bläulicher Schein bis in die große Halle, in die wir jetzt einfahren, — wenn ich nach dem Schall der Wellen und unserer Stimmen richtig urtheile. Aber vielleicht kann ich uns Licht verschaffen."

Sie suchte in einem Verschlage, der im Hintertheil des Bootes angebracht war.

„Hier sind einige Streichhölzchen, und auch eine Kienfackel muß sich finden," fuhr sie fort. „Wenn nur die Feuchtigkeit den Zündstoff nicht verdorben hat."

Das Gesuchte fand sich, und bald erleuchtete ein heller Glanz die Tritonshöhle. In feuerigen Funken blitzte das Licht von den krystallartigen Tropfsteinbildungen zurück, die gleich phantastischen Kronleuchtern von der Decke herabhingen, und ein lang gestreckter Widerschein glitzerte auf dem Wasser vor ihnen. Margaret befestigte die Fackel an der Seite des Bootes. Beide schwiegen. Der Eindruck der Gefahr ließ sie gegenseitig alle Fragen vergessen, zu denen die Umstände im Uebrigen genug Veranlassung boten. Wie die Fluth stieg, drang das Wasser in immer größern Wogen in die Höhle und brachte das Boot mit jeder Minute dem Felsengewölbe näher, während das dumpfe Brüllen der Brandung vom äußern Eingange unheilverkündend sich zu nähern schien.

„Steigt das Wasser wohl bis an die Decke der Höhle?" fragte Ferdinand.

„Ja," erwiderte Margaret mit großer Ruhe, obgleich

sie innerlich erbebte, „ich habe gehört, daß es bei besonders hoher Fluth vorkommt. Auch außer diesem seltenen Falle ist Gefahr vorhanden."

„Ich weiß es; wir sind in großer Gefahr," versetzte Ferdinand. „Die Augenblicke sind kostbar, liebe Margaret. Wir wollen sie unserm Gott weihen, dessen Angesicht wir vielleicht bald schauen."

„Die Furcht, jenen Menschen in die Hände zu fallen, hat mich so eingenommen, daß ich bis zu diesem Augenblicke nicht daran gedacht habe, was es heißt, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen! Und auch Sie, Ferdinand, — o, daß ich Ihnen Gefahr und Tod bereiten muß!"

„Denke nicht an mich," entgegnete er. „Lebend oder sterbend bin ich in Gottes Hand, und mein höchster Wunsch ist, daß Sein heiliger Wille geschehe. Gut ist es zu leben, auf daß wir uns bemühen, Seiner würdiger zu werden und Ihn mehr und mehr zu lieben; aber besser ist es zu sterben, wenn wir mit Ihm versöhnt sterben, da wir der Gefahr entgehen, zu sündigen und Ihn zu verlieren — o schrecklicher Gedanke — für ewig! Das Leben an und für sich hat keinen Werth. Ich habe den ganzen Umfang der Glückseligkeit kennen gelernt, die es unter den günstigsten Umständen zu gewähren vermag, und habe sie unbefriedigend gefunden. Es gibt keine Glückseligkeit als bei Gott, und wenn Er mich jetzt zu Sich nehmen will, so geschehe Sein heiliger Wille; ich werde ruhig und zufrieden in dieses Wellengrab hinabsteigen. Aber, Margaret, einen sehnsüchtigen Wunsch

habe ich noch — den, dich im Schooße Seiner Vergebung geborgen zu sehen. O, meine Schwester, du bist durch die Taufe in Seine heilige Kirche aufgenommen worden, aber das reinigende Wasser der Reue hat noch nicht deine Seele berührt. Stürze dich mit inbrünstigem Verlangen hinein. Der Herr ist gnadenreich; er wird dich aufnehmen und dir vergeben. Komm, Margaret, laß uns gemeinschaftlich zu unserm gekreuzigten Heilande aufblicken und ihm das geringe Opfer unseres werthlosen Daseins mit willigem Herzen bringen."

Er zog sie näher an sich, bis ihr Kopf an seiner Schulter ruhte.

Margaret hatte Grund zu zweifeln, ob sie jemals die Taufe empfangen habe; sie war jedoch zu wenig unterrichtet, als daß sie den Werth dieses Sacramentes gehörig hätte würdigen können, und die Wahrheit erstarb deshalb auf ihren Lippen. Wenn sie sterben sollte, so dachte sie, sei es süß, in den Armen jener Bruderliebe die Augen zu schließen, die so lange das Idol ihres Herzens gewesen war.

„Ferdinand," sagte sie, „ich weiß nicht, weshalb ich jetzt vor dem Tode bebe, mit dem ich so oft gespielt habe. Vielleicht deshalb, weil ich jetzt glaube, daß es einen Gott gibt, der Rechenschaft von mir verlangen wird? Und welche Rechenschaft kann ich geben? — Keine andere, als daß ich viele Jahre lang nicht an Ihn geglaubt, Ihn vielmehr verachtet habe, und daß ich, als die Erkenntniß endlich in mir erwachte, statt in Demuth vor

Ihm niederzufallen, gegen die Wahrheit stritt und volle Befriedigung für die anmaßenden Forderungen meines stolzen Verstandes verlangte! So habe ich den Tag der Gnade verabsäumt, dessen Ende jetzt naht."

„Solche Gedanken mögen dir Demuth einflößen, aber sie dürfen dich nicht entmuthigen. Die schwerste Sünde gegen Gott ist der Zweifel an Seiner verzeihenden Liebe. Du darfst sagen: ich habe verdient, verstoßen zu werden, aber nie: Er hat mich verstoßen. Bedenke, daß von Ewigkeit her der Gedanke an dich, ewig wie Er selbst, Ihm gegenwärtig war; daß Er deiner gedachte als eines Wesens, welches für Ihn und Seine Liebe erschaffen war und von Ihm so innig geliebt wurde, daß Er in Seinem ewigen Rathe beschloß, für dich zu sterben. Dein Dasein also ist ein lebendiges Zeugniß Seiner Liebe. Halte dich nicht für ein unabhängiges Geschöpf, dessen Gott vielleicht Sich erbarmt oder auch nicht, nach Maßgabe der Verdienste, die es sich erwerben mag. Nein, unser Heil entspringt allein aus Seiner liebevollen Barmherzigkeit, nicht daraus, daß wir würdig wären, geliebt zu werden. „„Salvum me fecit, quoniam voluit me."" Nicht weil ich hülflos war, nicht weil ich elend war, nicht weil ich des Mitleids würdig war, rettete Er mich, sondern „„weil Er mich wollte."" Gott, der höchsten Vollkommenheit, hat es gefallen — wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf — ein Verlangen zu haben. Er verlangte nach mir, auf daß ich eine ewige Glückseligkeit mit Ihm genießen sollte. Ist das nicht ein Gedanke, Margaret, der ein Herz von Stein erweichen

könnte? Ist es nicht ein Gedanke, auf den wir uns stützen dürfen, wie auf einen Felsen der Rettung?"

Margaret's Herz war in der That erweicht, denn Thränen strömten aus ihren Augen und fielen auf Ferdinand's Schulter, an der ihr Kopf lehnte.

„Beten Sie für mich," sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände in die seinigen, hob sie wie zum Gebet empor und sprach: „Margaret, laß uns die Mutter der Gnaden, den Meeresstern, gemeinschaftlich anrufen."

„Haben wir nicht einen Vater im Himmel?" fragte sie; „wozu bedürfen wir einer Mutter?"

„Glaubst du," erwiderte er, „daß der Erde ausschließlich die Süßigkeit der Mutterliebe beschieden sei? O Margaret, zweifele nicht mehr in der Unwissenheit eines stolzen Herzens und scheue dich nicht, zu glauben und zu beten, wie Heilige und Marthyrer geglaubt und gebetet haben."

In diesem Augenblicke hörten sie den donnernden Schall einer mächtigen Welle, die sich am Thore der Felsenhalle brach, und gleich darauf strömten die zerrissenen Theile derselben mit Schaum bedeckt herein. Das Boot drehte sich im Kreise und wurde fast bis an die Decke emporgeschleudert; die Fackel stürzte über Bord, und dichte Finsterniß umgab sie.

Ferdinand hielt noch immer Margaret's Hände.

„O süßeste Mutter," betete er, „unser Licht ist erloschen, und wir treiben auf stürmischer See. Laß uns jetzt mit dem Auge des Glaubens dich schauen, du milder

Stern des Meeres, und führe uns in den Hafen des Friedens, in den liebenden Schooß unseres Vaters.“

Margaret's Thränen waren die einzige Antwort, welche Ferdinand erhielt; aber die letzte Frage, der letzte Zweifel ihrer stolzen Vernunft war ausgesprochen, und in tiefer Demuth flehte sie jetzt um Glauben und wahre Reue.

Einundvierzigstes Capitel.

Befreiung.

An jenem Abende war Theodor viele Stunden lang der Mittelpunkt eines heitern geselligen Kreises. Er fand willige Zuhörer für die Erzählung seiner Erlebnisse, um die sich früher Niemand gekümmert hatte. Seine Rettung aus dem Schiffbruch und seine unerwartete Rückkehr hatten unter den Bewohnern seiner heimathlichen Gegend bisher nur geringe Theilnahme erregt; doch jetzt war Jeder begierig, die nähern Umstände zu erfahren, und jedes unbedeutende Abenteuer wurde mit einem Interesse vernommen, das ihm äußerst schmeichelhaft war, obgleich er den Grund desselben wohl durchblickte. Berauscht vom Glücke, erzählte er weiter und weiter, bis endlich Einer der Anwesenden zufällig die ‚Bayadere' erwähnte. Da sprang er plötzlich auf, brachte gegen den Wirth eilig eine Entschuldigung vor und stürzte aus dem Hause. Während des ganzen Tages hatte er nicht an

Margaret gedacht, bis die Erwähnung der Yacht ihn schrecklich in seinen rosigen Träumen störte. Zwar hatte er an Harcourt's Entführungsplan keinen Theil; aber er wußte, daß sein ehemaliger Vetter den festen Entschluß hegte, Margaret zu seinem Weibe zu machen, und daß der grundsatzlose Mensch zu allem fähig war. Theodor hatte bei der Unterredung am Morgen dem gegenüber bloß den Wunsch geäußert, daß ihrem Willen keine Gewalt angethan werde. Durch niedrige Rücksicht für sein eigenes Interesse hatte er sich abhalten lassen, außer dieser schwächlichen Erklärung irgend eine Maßregel zu ihrem Schutze zu ergreifen, und seitdem er sich im Besitze von Reichthümern befand, die ihn die Summe von viertausend Pfund als äußerst geringfügig betrachten ließen, hatte er herzlos ihre Gefahr vergessen! Mit bitterer Reue dachte er jetzt an die Undankbarkeit, mit der er die treue Anhänglichkeit seiner Jugendgefährtin belohnt hatte. Aber er mußte alles wieder gut machen; zunächst wollte er die Schuld an Harcourt bezahlen und dann Margaret in Sicherheit bringen und für ihren Unterhalt sorgen. Wenn es nur noch Zeit war, diese etwas spät gefaßten, aber — wie immer bei ihm — desto ungestümern Entschlüsse auszuführen! Er ging nicht, sondern rannte, und als er die erste Stelle des Strandes erreicht hatte, von wo aus man die Bucht übersehen konnte, strengte er seine Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen; aber die Yacht war nirgend zu entdecken. Seine Unruhe stieg; er eilte weiter, stieß die Gartenthüre auf und stürzte nach dem Hause. Die Glasthüre,

die aus dem Garten in's Wohnzimmer führte, war offen. Er rief laut Margaret's Namen, aber er erhielt keine Antwort. Er horchte, in der Hoffnung, den Schall ihrer Fußtritte in der Entfernung zu hören; zwar hatte es schon zehn Uhr geschlagen, doch er kannte ihre Gewohnheit, fast zu allen Stunden umher zu wandern. Endlich vernahm er einen leisen Klageton aus einem der obern Zimmer, und gleich darauf öffnete sich ein Fenster.

„Margaret! — wo ist Margaret?" rief er außer sich vor Angst. „Wer ist dort?"

„Ach, sind Sie es, Herr Danvers?" erwiderte die arme Gefangene. „Ich bitte Sie um Gottes willen, befreien Sie mich; ich bin eingeschlossen."

„Wo ist Margaret?" wiederholte er.

„Fort, fort," versetzte Fräulein Cook; „aber bitte, lassen Sie mich doch heraus!"

„Fort?" schrie Theodor außer sich. — „Wohin? Das dumme Frauenzimmer wird mich noch wahnsinnig machen!"

„Ach, ich kann Ihnen nicht eher etwas sagen, bis Sie mich herauslassen," erklärte die erschreckte Gesellschafterin. Klug genug handelte sie dabei, denn Theodor würde sich schwerlich weiter um ihre traurige Lage gekümmert haben, nachdem er die Wahrheit erfahren. So war er gezwungen, ihr zu Hülfe zu eilen, und that es auf die kürzeste Weise, indem er die Thüre mit dem Fuße einstieß.

Fräulein Cook sprang heraus und eilte hinunter,

während Theodor sie mit so zahlreichen Fragen bestürmte, daß der geringe Verstand der armen Dame vollends in Verwirrung gerieth. Sie warf sich auf einen Stuhl und schöpfte heftig Athem.

„O Herr Danvers," begann sie endlich, „ich kann Ihnen nur wenig mittheilen. Nur eins weiß ich mit Gewißheit: daß Fräulein Margaret mit Herrn Harcourt entflohen ist. Aber ich habe einen so fürchterlichen Schrei gehört, daß ich am ganzen Leibe bebe."

„Weib, das ist unmöglich! Sie haßt ihn von ganzer Seele. Man muß sie mit Gewalt fortgeschleppt haben."

„Ach, ich bin das Opfer eines Betruges!" jammerte Fräulein Cook. „Er ist weg und wird niemals zurückkehren."

„Wollen Sie mich wahnsinnig machen?" schrie Theodor. „Sagen Sie mir alles, was Sie wissen. Wo ist Hanna?"

„Hanna war den ganzen Tag abwesend," schluchzte Fräulein Cook; „das gehörte mit zum Plane. Er sagte mir —"

„Wer sagte Ihnen?"

„Der Graf Rosalba, — der falsche Mensch, der mich zum zweiten Male betrogen hat!"

„Wie? Rosalba, der Betrüger? Ist er hier gewesen? Dieser Fraser wagt es —"

„Er sagte mir," fiel ihm die Arme in die Rede, deren Ideen von einem Punkte zum andern übersprangen, „Sie wären zu Grunde gerichtet, und er habe dieses Haus gekauft."

„Sind Sie verrückt?“

„Und Fräulein Margaret wolle mit Herrn Harcourt nach Amerika gehen, sagte er, und sie hätte gesagt, ich müßte mit ihr gehen. Aber ich wollte nicht nach Amerika gehen, und er sagte —“

„Still!“ unterbrach sie Theodor, den das ewige „er sagte“ und „sie sagte“ und „ich sagte“ fast zur Verzweiflung brachte; „ich will nicht wissen, was er gesagt hat, sondern was Sie gesehen haben.“

„Vor mehr als einer halben Stunde fuhr ein Boot durch die Bucht,“ erzählte sie nun, „und ich glaube gewiß, obgleich ich nicht ganz deutlich sehen konnte, daß Fräulein Danvers darin war, und Herr Harcourt und er — der falsche Mann, der so heilig versprochen hatte, zurückzukommen! Und vorher hatte ich den Schrei gehört, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Und Perdy hat wüthend gebellt, — das war nachher.“

Theodor wußte genug. Wie ein Wahnsinniger stürzte er nach dem Ufer, wo er Margaret's Boot zu finden hoffte; doch es war nicht da. Er hätte sich vor Verzweiflung die Haare ausreißen mögen! Allein es blieb nichts übrig, als nach Sporthaven zu eilen und dort ein Boot zur Verfolgung der ‚Bayadere‘ zu miethen. Da die Yacht jedoch ein Schnellsegler war, blieb wenig Hoffnung, sie einzuholen.

Trostlos weinte Fräulein Cook noch eine Zeit lang. Bald aber wurde bei ihr die Furcht vorherrschend, denn sie befand sich allein im Hause und die Nacht brach an. Wenn Hanna gar nicht zurückkehrte? Sie scheute sich,

in deren Zimmer zu gehen, ohne recht zu wissen, weshalb; denn Furcht wie Hoffnung hatten selten einen festen Grund bei der armen Person, und die Angst, welche sie während ihrer Gefangenschaft erduldet, hatte einen so starken Eindruck zurückgelassen, daß sie bei dem Gedanken, in das obere Stockwerk zu gehen, das Gefühl hatte, als müsse sie in ein Gefängniß zurückkehren. Die ganze Nacht allein in dem öden Wohnzimmer zuzubringen, erschien ihrer Einbildungskraft fast eben so schrecklich. Selbst Perdy blieb auf unerklärliche Weise verschwunden.

Sie entschloß sich also, ungeachtet der späten Stunde das Haus zu verlassen. Es fiel ihr ein, daß Margaret in Sporthaven eine Wohnung gemiethet hatte; leider wußte sie aber nicht, in welchem Hause sich dieselbe befand, und wenn sie es gewußt hätte, würde sie nicht gewagt haben, einen so weiten Weg zu machen. Das Beste schien ihr, die Gastfreundschaft der Familie Bingham in Anspruch zu nehmen. Die Entfernung bis Fairfield war nicht groß, und sie hoffte, Muth genug zu sammeln, um bis dahin zu gelangen. Furchtsam schlich sie endlich in ihr Schlafzimmer, dessen Thüre sie weit offen ließ, nahm eilig Shawl und Hut, verließ das Haus und setzte sich in eine Art kurzen Trab, ohne rechts oder links zu blicken, bis sie Fairfield erreichte. Wenige Minuten später kam die Magd, welche einen recht angenehmen Tag verlebt hatte, ahnunglos nach Hause. Sie war über die Zeit ausgeblieben, denn es schlug elf; aber dessenungeachtet fand sie, wie gehofft, die Hausthüre offen, trat leise ein, schloß und verriegelte das Haus und

ging zu Bett. Nach wenigen Minuten lag sie in festem Schlafe — von den Bewohnern des Hauses die einzige Person, welche von den schrecklichen Begebenheiten des Tages unberührt geblieben war.

In der Bingham'schen Familie herrschte an jenem Abende eine trübe Stimmung. Der Vater hatte sich nach dem Essen in sein Arbeitzimmer zurückgezogen, um seine Rechnungen durchzugehen, obgleich er — wenn der Satz richtig ist, daß zwei von zwei abgezogen nichts übrig läßt, und vier von zwei eine Minusgröße herausstellt — seine Verhältnisse durch eine nochmalige Prüfung schwerlich verbessern konnte. Die Mutter brütete trübsinnig über das unglückliche Versehen mit dem Briefe und die Nothwendigkeit, am nächsten Morgen Frau Rumford von dem eigentlichen Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen; von Zeit zu Zeit richtete sie jedoch einige Worte an ihre Schwiegertochter, die halb schlummernd auf dem Sopha saß und ihren laut schnarchenden Pudel streichelte. Frau Rumford schlief fest in ihrem Stuhle. Laura machte in ihrer Stickerei ein Versehen über das andere und war genöthigt, die Arbeit wieder aufzutrennen. Caroline und Dorothea langweilten sich dergestalt, daß sie endlich zum Damenspiel ihre Zuflucht nahmen. Am meisten von Allen war Robert verstimmt; er sprach kein Wort, und auf seiner Stirn lag eine finstere Wolke. Die übele Laune, welche der Besuch Lord de Stanner's hervorgerufen, war durch eine Unterredung mit dessen Advocaten, Herrn Pringle, bedeutend erhöht worden. Die Sendung

des Letztern war übrigens ohne Erfolg geblieben. Robert hatte erklärt, er könne ohne genügenden Grund keinem Verdachte gegen einen achtbaren Mann Raum geben, und die grundlosen Vermuthungen Lord de Stanner's und seiner Freunde würden ihn nicht bestimmen, irgend eine Aeußerung oder gar Schritte zu thun, welche gegen Harcourt benutzt werden könnten.

Es schlug elf, und Frau Bingham schellte, um Tante Rumford durch das Kammermädchen zu Bett bringen zu lassen; da meldete der Bediente Fräulein Cook. Alle blickten sich verwundert an. Die arme kleine Dame begann mit wiederholten Bitten um Verzeihung wegen ihres späten Besuches und führte als Grund an, daß sie sich gefürchtet habe, nach dem, was geschehen sei, allein im Hause zu bleiben.

„Was ist denn geschehen?" fragten mehrere Stimmen zugleich.

„O, Sie wissen das nicht? Freilich, ich vergaß — Sie können noch nichts wissen. Herr Harcourt hat Fräulein Danvers entführt. Graf Rosalba half ihm und schloß mich ein. O mein Gott, ich werde es nie vergessen!"

„Was sagt sie? Margaret ist entführt?" schrie Frau Rumford; aber Niemand gab sich die Mühe, der alten Tante etwas zu erklären, da Alle zu sehr gespannt waren, den Hergang zu erfahren.

Robert war aufgesprungen, als Rosalba's Name genannt wurde; mit finsterer Stirn und bleichem Gesichte hörte er zu. Niemand beachtete ihn, da die allgemeine

Aufmerksamkeit auf Fräulein Cook gerichtet war. Während man diese mit Fragen bestürmte, verließ er unbemerkt das Zimmer, rief dem Bedienten und befahl ihm, seinen Koffer zu packen, da er früh am nächsten Morgen nach London abreisen müsse.

Inzwischen hatten die Uebrigen so viel aus Fräulein Cook heraus gebracht, als diese mitzutheilen hatte. Ueber die nähern Umstände des Einschließens schwieg sie; denn sie schämte sich, die falschen Hoffnungen einzugestehen, in die Rosalba sie eingewiegt hatte. Sie erfuhr dagegen die wahre Lebensgeschichte des sogenannten Grafen so wie den Glückswechsel Theodor's, und diese beiden wunderbaren Geschichten brachten das Gehirn des armen Wesens in eine solche Verwirrung, daß sie herzlich froh war, als Laura ihr vorschlug, im Schlafe die ihr so nöthige Erholung zu suchen.

Zweiundvierzigstes Capitel.

Versöhnung.

Stunden vergingen und die Ebbe trat ein. Auch der Wind hatte sich gelegt, und die Dämmerung eines heitern Morgens drang in die Tiefen der Tritonshöhle. Für Margaret und Ferdinand war der sanfte bläuliche Schein, der wie aus weiter Ferne sie grüßte, ein erfreulicher Anblick; er brachte Botschaft von der Welt und rief sie zu neuem Leben.

Die letzten Stunden, welche sie in der Höhle zugebracht hatten, waren indessen minder angstvoll gewesen. Sobald die Fluth zu sinken begann, konnten sie ohne Furcht dem Zeitpunkte entgegensehen, da die Ebbe ihnen gestatten würde, ihren unheimlichen Zufluchtsort zu verlassen. Ferdinand erzählte nun, wie er zufällig im Redburn'schen Hause erfahren, daß die ‚Bayadere' in der Bucht von Fairfield vor Anker liege, und wie bei dieser Nachricht eine unwiderstehliche Angst ihn befallen habe. Er selbst hatte das Schiff nicht bemerkt, theils, wie er glaubte, weil sein Geist zu sehr mit andern Dingen beschäftigt war, und theils, weil die am Wege stehenden Bäume die freie Aussicht hinderten. Die Befürchtung war in ihm aufgestiegen, Margaret möchte sich am Abend allein zu Hause befinden und den Belästigungen Harcourt's, wenn nicht wirklichen Gefahren ausgesetzt sein; er eilte daher, sich persönlich von ihrer Sicherheit zu überzeugen. Bei seiner Annäherung hörte er das Bellen eines Hundes und als er dem Ufer zuging, entdeckte er das Boot, welches die Spitze des Vorgebirges umfuhr; allein die Dunkelheit ließ ihn nicht erkennen, wie viele Personen sich darin befanden. Das Hündchen hörte nicht auf, nach dem Meere hinaus zu heulen, und sprang zwischendurch an Ferdinand empor, als wollte es ihn um Beistand anflehen. Dieser ging in das Haus zurück und fand es leer, was seine Befürchtungen verstärkte. Das Hündchen, das ihm gefolgt war, schien fortwährend bemüht, ihn an das Ufer zurückzuziehen. Er fand am Strande Margaret's Kahn, sein treuer Begleiter sprang

ihm nach, und er ruderte der Richtung zu, in der das Boot verschwunden war. Bald entdeckte er die Yacht, auf die er sofort zusteuerte; ohne Perdy's Bellen würde er aber an Margaret vorübergefahren sein.

Vorsichtig kam das Boot aus dem dunkeln Schlunde hervor; die Geretteten waren bleich und von Seewasser durchnäßt, und der kleine schwarzbraune Hund sah wie ein durch's Wasser gezogener Fuchs aus. Das Boot wand sich durch die Felsen, welche den Eingang der Höhle umstanden, und als die offene See sich endlich dem Blicke darbot, schauten Beide voll Besorgniß umher, bis Margaret ausrief: „Gott sei Dank, die ‚Bayadere' ist fort!"

„Wie viel habe ich Ihnen zu verdanken, Ferdinand!" fuhr Margaret fort, während der Kahn leicht über die jetzt so ruhige Wasserfläche dahinglitt. „Zweimal bewahrten Sie mich vor dem entsetzlichsten Schicksale; Sie retteten mich vom Tode, — aber Sie erwiesen mir noch eine viel größere Wohlthat! Ja, ich bin entschlossen, meiner Vernunft nie wieder ein ungebührliches Uebergewicht zu lassen. Ich bin jetzt mehr als überzeugt, denn ich habe die Früchte des Glaubens gesehen: Reue, Demuth, willige Verzichtleistung auf alles, was dem menschlichen Herzen theuer ist, völlige Ergebung in Gottes Willen. Sie haben mir gezeigt, daß der Glaube auch in der Todesstunde den Menschen mit einem Muthe beseelen kann, der über den natürlichen Heroismus weit erhaben ist. Ihr Glaube soll hinfort mein Glaube sein!

Nie mehr will ich vernünfteln, sondern niedersinken und anbeten."

Ferdinand's Entzücken konnten Worte nicht beschreiben; jetzt war Margaret in doppelter Beziehung seine Schwester. Das Boot erreichte das Ufer, und erst als Beide sich dem Hause näherten, richtete Ferdinand einige herzliche Worte an seine Gefährtin. Doch Margaret hörte dieselben nicht; Trauer lagerte auf ihrer Stirn. Die Zeit war gekommen: die Erklärung mußte stattfinden und die süße Täuschung verschwinden. Sie betraten das kleine Wohnzimmer, das die ganze Nacht hindurch offen gestanden hatte.

„Meine liebe, liebe Schwester!" wiederholte Ferdinand, zärtlich ihre Hände ergreifend.

Margaret zog sie hastig zurück. „Nein, Ferdinand," erwiderte sie, „ich bin nicht Ihre Schwester. Verzeihen Sie, daß ich so lange Sie in diesem Irrthume gelassen habe. Ich hatte nicht den Muth, das Band, welches mir einen Anspruch auf Ihre Liebe gab, in einer Stunde zu lösen, in der wir gemeinschaftlich vom Tode bedroht waren."

Ohne eine Silbe zu äußern, hörte er sie an. Die Ueberraschung schien ihn der Sprache beraubt zu haben.

Sie öffnete ein auf dem Tische stehendes Pult.

„Lesen Sie dieses," sagte sie, ihm ein Schreiben überreichend. „Es wird alles erklären. Erst gestern früh habe ich selbst den Inhalt erfahren."

Ferdinand las und wandte sich zu ihr mit den Worten: „Glauben Sie wirklich, Margaret, daß nur das

verwandtschaftliche Band Ihnen ein Anrecht auf meine Liebe gäbe? O nein, gerade weil ich Sie liebte, innig liebte, hatte die Verwandtschaft den höchsten Werth in meinen Augen. Wußten Sie das nicht?"

Margaret blickte auf den Boden und antwortete nicht; eine eigenthümliche Verlegenheit hatte sich ihrer bemächtigt. Ferdinand schwieg einen Augenblick und nahm dann ihre Hand, indem er fortfuhr: „Margaret, nie können Sie mir weniger als eine Schwester sein; — wollen Sie mir nicht mehr sein? Nein, wenden Sie sich nicht ab, — stoßen Sie mich nicht von sich!"

Margaret hatte sich nur abgewendet, um ihr tiefes Erröthen zu verbergen. „Ferdinand," erwiderte sie, „glauben Sie mir, ich bin nicht undankbar, aber in diesem Augenblicke ist es mir unmöglich zu reden."

„Ich will für jetzt schweigen," antwortete er. „Sie bedürfen der Ruhe und müssen vor allen Dingen die nassen Kleider ablegen."

Froh, sich dieses Umstandes, den sie beinahe vergessen hatte, als eines Vorwandes bedienen zu können, verließ sie das Zimmer. Nachdem sie die Kleider gewechselt hatte, legte sie sich nieder und schlief ungeachtet der vorangegangenen heftigen Aufregung sanft ein. Gestärkt erwachte sie. Ueberrascht, zu sehen, wie spät es schon war, ging sie hinab und fand ihre Magd mit dem Anrichten des Frühstücks beschäftigt. Hanna dankte für den ihr gestern bewilligten Feiertag.

„Du hast mir nicht zu danken, Hanna; es muß ein Irrthum gewesen sein."

„Das thut mir leid; Fräulein Cook sagte mir gestern, ich sei den Tag über hier nicht nöthig und könne ausgehen."

„Wie sonderbar!" meinte Margaret, bei der jetzt die Vermuthung aufstieg, ihre alberne Gesellschafterin müsse von den Verfolgern gewonnen worden sein. „Schon gut, es war nicht deine Schuld," fügte sie hinzu, um weitere Erörterungen zu vermeiden.

Jetzt trat Ferdinand vom Garten herein, zum größten Erstaunen Hanna's, die ihn mit aufgerissenen Augen anstarrte. In seinem Benehmen gegen Margaret zeigte sich keine Veränderung; es herrschte darin noch immer der zarte, brüderliche und vertrauliche Ton, den er seit ihrem Zusammentreffen auf dem Damme von Sporthaven angenommen, und den die vermuthete Verwandtschaft für den Augenblick zu rechtfertigen schien, jedoch nicht veranlaßt hatte. Margaret fühlte, daß er nur ungern diese Stellung aufgeben würde, und auch für sie selbst war es schmerzlich, ihn darum bitten zu müssen; allein sie hielt es für nothwendig und also für Pflicht.

Das Frühstück ging vorüber, ohne daß der Gegenstand berührt wurde. Ferdinand theilte ihr die nähern Umstände des von Frau Chidcock verübten Betruges und die Art der Entdeckung mit. Er erwähnte auch seiner Aussöhnung mit Theodor, was Margaret mit wahrem Vergnügen hörte. Sie schilderte ihm dagegen die Verfolgungen von Seiten Harcourt's. Obgleich sie Theodor's Verhalten nur leicht berührte, fühlte sich Ferdinand empört über die Rolle, die derselbe gespielt, und über

den unverantwortlichen Leichtsinn, mit dem er das Mädchen einer solchen Gefahr überlassen hatte. Margaret sagte zwar zu seiner Entschuldigung alles, was die Wahrheit erlaubte, aber sie dachte eigentlich selbst so nachtheilig von seinem Betragen, daß es ihr schwer wurde, ihn zu vertheidigen.

Die Magd trug das Frühstück ab, noch immer verwundert über Ferdinand's Anwesenheit. Als sie das Zimmer verlassen hatte, begann Margaret: „Ich habe über das reiflich nachgedacht, Ferdinand, was Sie mir diesen Morgen gesagt haben, und muß jetzt wiederholen': halten Sie mich nicht für undankbar, aber — wir müssen uns trennen. Diese Entscheidung ist von der Nothwendigkeit geboten. Sie sind zu edel, um die Verhältnisse gehörig zu berücksichtigen. An Ueberfluß gewöhnt, haben Sie keine Vorstellung davon, was Armuth ist. Zudem wissen Sie nicht ein Mal, wie arm Sie sind. Ihr Einkommen besteht in einhundertundfünfzig Pfund aus dem Ertrage einiger Grundstücke, deren Werth die Summe von viertausend Pfund nicht erreicht; nebst dem hier befindlichen Mobilar machen diese Ihr ganzes Vermögen aus. Es wäre eine schlechte Dankbarkeit für die mir erzeigten Wohlthaten, wenn ich zugäbe, daß Sie sich die Last meiner Erhaltung aufbürdeten. Nein, es kann und darf nicht sein!"

„Wenn Sie auch meiner Armuth den Trost Ihrer Liebe versagen wollen," entgegnete er, „glauben Sie, Margaret, daß mich das verhindern würde, alles mit Ihnen zu theilen, was ich besitze?"

„Aber, wenn ich nichts annehmen will?“ sagte Margaret lächelnd. „Nein, ich will meinen Unterhalt selbst verdienen und nicht Ihre Armuth noch vergrößern. Einige Talente, die ich glücklicher Weise nicht vernachlässigt habe, werden mir gute Dienste leisten.“

Ferdinand schwieg einen Augenblick und fragte dann: „Lieben Sie mich?“

„Wozu diese Frage?“ erwiderte Margaret etwas unwillig. „Würde ich, wenn es nicht der Fall wäre, diesen Grund nicht sogleich angeführt haben? Ich fürchte,“ setzte sie lachend hinzu, „Sie finden mich sehr wenig zuvorkommend.“

„Keineswegs,“ versetzte Ferdinand; „Sie haben mir alles gesagt, was ich zu wissen wünschte. Da Sie mich aber wirklich lieben, und die Vorsehung unsere Schicksale auf so wunderbare Weise zusammengeworfen hat, warum sollen wir unsere Armuth dadurch noch trauriger machen, daß wir ihr den Sonnenschein entziehen, der die Hütte des Bauern so glücklich, ja, oft viel glücklicher macht, als den Palast des Edelmannes? Ueberdies habe ich zwar ein Leben der Muße, aber kein träges Leben geführt; auch ich besitze das eine und andere Talent, dessen Anwendung mir jetzt Nutzen bringen soll.“

„Ich dächte, wir ließen den Gegenstand für jetzt fallen,“ antwortete Margaret, denn sie hatte nicht den Muth, ihre Weigerung länger zu vertheidigen.

„Sei es so,“ sagte Ferdinand. „Die Vorsehung wird ohne Zweifel die Frage für uns entscheiden.“

Noch während er sprach, fuhr ein Wagen vor, und

gleich darauf wurde die Hausglocke gezogen. Ferdinand ging hinaus und brachte die Nachricht, daß Herr und Frau Redburn ihren Wagen geschickt hätten, um sie beide nach Dovedale abzuholen. Der Bediente überbrachte ein Schreiben von Lady Redburn an Margaret, welches in den herzlichsten Ausdrücken eine Wiederholung der durch Ferdinand an sie ergangenen Einladung enthielt.

„Aber sie weiß nicht," bemerkte Margaret, ihm das Briefchen reichend, „daß ich nicht Ihre Schwester bin."

„Warten Sie ab," erwiderte er, „ob dieser Umstand ihre Freundschaft für Sie vermindern wird."

„Gut; in wenigen Minuten werde ich bereit sein. Aber ich müßte wohl zuvor die arme Hanna beruhigen und ihr erklären, wie es kommt, daß Sie hier sind, und daß ich mit Ihnen fort fahre."

Sie rief das Mädchen herbei und setzte ihr, während dieselbe einige Kleidungsstücke für sie einpackte, die Verhältnisse zwischen Theodor und Ferdinand auseinander, ohne jedoch ihrer eigenen Abstammung zu erwähnen. Auch versuchte sie von ihr zu erfahren, was aus Fräulein Cook geworden sei; Hanna vermochte ihr jedoch keine Auskunft zu geben. Nachdem Margaret Hut und Shawl genommen hatte, kehrte sie zu Ferdinand zurück. Sie war im Begriff, sich mit ihm in den Wagen zu begeben, als die Thüre des Zimmers heftig aufgerissen wurde, und Theodor, bleich und verstört, Haar und Kleidungsstücke in wilder Unordnung, in das Zimmer stürzte.

„Gott sei Dank, du bist außer Gefahr!" rief er und

warf sich auf einen Stuhl, das Gesicht mit den Händen bedeckend. „Ich bin ein schlechter, undankbarer Mensch, Margaret; ich ließ dich der Verfolgung jenes Nichtswürdigen ausgesetzt! Seine schändlichen Absichten kannte ich freilich nicht, — ich kann es dir auf's heiligste versichern! Aber ich dachte an mein eigenes Interesse, ich kümmerte mich nicht um dein Wohl. Den ganzen Tag vergaß ich dich, bis endlich mit der Erinnerung die bitterste Reue erwachte. Ich eilte hierher — du warst verschwunden! Fräulein Cook fand ich in ihrem Zimmer eingeschlossen und erfuhr genug, um die schreckliche Wahrheit zu errathen. Ich stürzte an das Ufer in der Hoffnung, dort dein Boot zu finden; doch es war fort. Nichts blieb mir übrig, als nach Sporthaven zu eilen und dort ein Boot zur Verfolgung der Yacht zu miethen; eben jetzt komme ich von meiner fruchtlosen Unternehmung zurück. O, Margaret, ich wage nicht, dich um Verzeihung zu bitten, — denn ich bin ein Elender; aber die Leiden dieser schrecklichen Stunden haben dich an mir gerächt!"

„Sprich nicht von Rache," erwiderte Margaret und schlang den Arm um seinen Hals, völlig vergessend, daß er nicht mehr ihr Bruder war. „Ich vergebe dir von ganzem Herzen."

„Meine theuere Margaret — darf ich dich noch so nennen? — du bist zu großmüthig. Aber durch welches Wunder sehe ich dich gerettet?"

„Hier steht mein Befreier," sagte sie, auf Ferdinand deutend; „er rettete mich mit Gefahr seines Lebens."

„Ich verdiente den Trost nicht, selbst dein Retter zu sein," antwortete Theodor. „Und du, Ferdinand, kannst du mir vergeben?"

„Die Erinnerung, daß ich selbst der Verzeihung so sehr bedarf, wird mich stets abhalten, gegen Andere streng zu sein. Laß uns gegenseitig unsere Sünden vergeben und vergessen, so wie wir hoffen, daß Gott, gegen dessen heilige Gebote wir fehlten, uns vergeben werde."

„Margaret," sagte Theodor, „du mußt mir erlauben, mein Vergehen gegen dich dadurch einiger Maßen gut zu machen, daß ich für deine Zukunft sorge. Zu meiner Beruhigung gestatte dies."

„Nein, Theodor," entgegnete sie. „Dir zu vergeben, ist mir nicht schwer, aber etwas von dir anzunehmen, würde mich zu viel kosten. Du mußt mich genug kennen, um das zu wissen."

„Leider ja," murmelte Theodor, finster vor sich niederblickend; „du kannst mir verzeihen und mich zugleich verachten."

„Nein," tröstete Ferdinand, „Margaret meint es nicht böse."

„Wir wollen nicht in Bitterkeit von einander scheiden, Theodor," fuhr Margaret fort. „Ich weiß, daß dein Anerbieten gut und edelmüthig gemeint ist; fern sei es daher von mir, durch meine Weigerung dir Verachtung bezeigen zu wollen. Sie entspringt lediglich aus meiner Liebe zur Unabhängigkeit und dem Gefühle der Selbstachtung."

Sie reichte ihm die Hand, die er ergriff und küßte,

und fügte dann hinzu: „Lebe wohl, Theodor, und sei glücklich! Suche aber dein Glück nicht in den Reichthümern; sie werden dich nicht lange befriedigen. Mögest du ein Herz finden, das dich eben so aufopfernd liebt, wie ich es gethan; und wenn du ein solches findest, so schätze es nicht gering, stoße es nicht von dir! — Komm', Ferdinand," schloß sie dann, „wir dürfen den Wagen nicht länger warten lassen."

Theodor begleitete sie bis zur Thüre. Margaret winkte ihm noch mit der Hand einen letzten Gruß zu.

„Ja," sagte er zu sich selbst, „ich habe Ferdinand's Reichthümer, und er hat Margaret's Liebe." Er sah einige Zeit dem enteilenden Wagen nach und es war ihm, als müsse er Ferdinand um den Tausch beneiden.

Dreiundvierzigstes Capitel.

Testamente und Heirathen.

Mehrere Wochen waren verflossen. Ferdinand und Margaret befanden sich noch immer in Dovedale, wo ihnen die Familie Redburn eine so freundliche Aufnahme bereitete, als wären sie Kinder des Hauses. Margaret empfing Unterricht in der Religion und bewies dabei eine Gelehrigkeit und Fügsamkeit, die gegen ihr früheres Wesen sehr abstach. Die Lebensweise einer wahrhaft christlichen Familie, die sie täglich zu beobachten Gelegenheit hatte, verfehlte ihre Wirkung nicht und vollendete

bei ihr, was Ferdinand's Beispiel begonnen hatte. Sie erkannte jetzt deutlich das Unchristliche ihrer frühern Leidenschaftlichkeit und der Grundsätze, denen sie bisher gefolgt war. Sie sehnte sich, ein neues Leben zu beginnen, und bereitete sich inbrünstig zur Aufnahme in die Kirche vor. Angenehm und schnell flossen die Tage dahin. Ferdinand wollte ihr Streben nicht durch eine Wiederholung seines Heirathsantrages stören. Er hatte seine Freunde in's Vertrauen gezogen und Sir Thomas Redburn bestimmt, durch seinen Einfluß eine seiner hohen wissenschaftlichen Bildung und seinen Talenten angemessene Stellung für ihn zu ermitteln. Er wollte den Erfolg dieser Bemühungen abwarten und erst dann wieder mit Margaret über den Gegenstand sprechen.

Eines Morgens empfing Margaret einen Brief von Frau Rumford; es war der zweite seit dem großen Umschwung der Verhältnisse. Der erste Brief hatte einen Glückwunsch zu ihrer Rettung und Mittheilungen über das enthalten, was Fräulein Cook zu erzählen im Stande gewesen war, so wie die Anzeige, daß sich einige Aussicht zu einer Stelle für die unglückliche Dame gezeigt habe. Das neue Schreiben enthielt die wenigen Worte:

„Meine liebe Margaret!

Kommen Sie, Ihre alte Freundin zu besuchen. Ich befinde mich nicht recht wohl. Bringen Sie aber jedenfalls meinen guten kleinen Perdy mit. Ihre Sie herzlich liebende

Elisa Rumford."

Zu Margaret's großer Verwunderung war der Brief aus Sporthaven und nicht aus Fairfield datirt. Sie rief den Hund herbei und machte sich auf den Weg, ohne Jemand etwas zu sagen. Die Entfernung betrug nicht viel über eine Stunde Weges, war also für sie ein angenehmer Spaziergang. Als sie mit glühenden Wangen und von Zufriedenheit strahlenden Augen das Zimmer der alten Dame betrat, heiterte sich das Gesicht derselben merklich auf. Sie reichte Margaret die Hand und versicherte, daß seit langer Zeit nichts einen so wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht habe, wie ihr Anblick.

„Schauen Sie mich an, Kind!" sagte sie und sah ihr forschend in's Gesicht. „Sie sehen jetzt ganz anders aus. Ihre Augen haben nicht mehr den traurigen, schwermüthigen Blick, wie früher. Sie sind glücklich, nicht wahr?"

„Ja, meine liebe Frau Rumford; ich bin sehr glücklich."

„Perdy, mein kleiner Freund, komm' hierher! Habe ich nicht immer gesagt, du seiest ein gutes Thier?"

„Ich verdanke ihm wirklich viel," sagte Margaret, das Hündchen streichelnd. „Aber Sie sind nicht wohl, Frau Rumford; bitte, sagen Sie mir, was Ihnen fehlt."

„Pah! Kind, ich habe Sie nicht kommen lassen, um von mir zu sprechen. Ich wollte nur wissen — — Sie werden sich verheirathen, wie ich gehört habe?"

„Das ist mehr, als ich weiß," erwiderte Margaret lächelnd. „Ferdinand würde Ihnen vielleicht etwas An-

deres sagen; allein das ist nur ein Wahn, von dem er sich nicht losmachen kann."

„Hm! — — Ich hatte so einen Plan, — aber nur unter der Bedingung, daß Sie ihn heiratheten. Wenn Sie das nicht wollen, nun, so wollen Sie nicht."

„Das eben ist's, daß ich nicht will."

„Nun, hören Sie immerhin. Mein Plan war — aber Sie müssen mich nicht unterbrechen. In dieser Wohnung bleibe ich nicht; ich habe ein kleines Haus gekauft in der Grafschaft, wo ich geboren bin. Es ist dasselbe Haus, in dem meine gute Großmutter mit dem kleinen schwarzbraunen Hunde wohnte, dem Perdy so ähnlich ist. Die Umgebung ist sehr hübsch, und die alten Erinnerungen machen mir den Ort so werth. Gern möchte ich meine Tage dort beschließen. Nur wollte ich, daß Sie und Ferdinand bei mir wohnten, und Perdy auch. Für Ferdinand werde ich eine kleine Sternwarte auf dem Dache anlegen lassen, — es ist ein ganz passender Platz dazu, — und eine katholische Kapelle ist auch in der Nähe. Sie sollen beide meine Kinder sein, und wenn ich sterbe, hinterlasse ich Ihnen zehntausend Pfund und das Haus."

Margaret konnte sich nicht enthalten, sie zu unterbrechen. „O nein, liebe Frau Rumford, Sie sind zu gütig; daran dürfen Sie nicht denken. Sie haben Verwandte, die Ihnen theuer sind, und die gerechte Ansprüche haben. Wir können unmöglich —"

„Glauben Sie, daß ich meine Pflichten nicht kenne?" entgegnete Frau Rumford etwas gereizt, „und daß Sie

mich daran erinnern müssen? — Nun, ich bin nicht böse; aber das ist doch unvernünftig von Ihnen. Ich will Ihnen alles erklären; nur unterbrechen Sie mich nicht wieder. Die Bingham's haben durchaus keine Ansprüche an mich; mein Vermögen rührt von einem entfernten, jetzt ausgestorbenen Zweige der Familie her, und in meinem Testamente habe ich Jeden bedacht, dem von Rechtswegen etwas zukommt. Hätten die Bingham's aber Ansprüche gehabt, so wären sie derselben verlustig; denn sie haben mich zuerst geplündert und dann betrogen. Jahre lang mußte ich fortwährend zahlen, um sie aus den Verlegenheiten zu ziehen, die ihre unsinnige Verschwendung herbeiführte. Mein Geld nahmen sie gern, aber auf meinen Rath wollten sie nicht hören. Nie versagten sie sich irgend einen Wunsch oder ein noch so kostspieliges Vergnügen. ‚O, Tante Rumford wird schon bezahlen,' hieß es, und Tante Rumford war eine alte Närrin und zahlte. Mutter und Töchter sind verschwenderisch, aber ich glaube nicht, daß sie mich je betrogen hätten; viel schlimmer sind der Vater und Robert, denn sie haben keine Ahnung von dem, was Ehre und Rechtschaffenheit heißt. Ich bezahlte den Kaufpreis für Robert's Offizierstelle und schoß noch eine bedeutende Summe für seine Equipirung vor. Aber ich glaube, er hat das Geld nur gebraucht, um in London eine Rolle zu spielen, die weit über seine Mittel ging. Er hat wie sein Vater die Liebhaberei für Pferde, Equipagen und ein glänzendes Leben; außerdem hat er jedoch die Leidenschaft, zu spielen und zu wetten. Als ich das Geld gab, wurde

mir natürlich versichert, er habe gelobt, Beides für immer aufzugeben. Einige Zeit nachher sagte mir Herr Bingham, er beziehe für ein Kapital, das er in Eisenbahn-Actien angelegt habe, so hohe Zinsen, daß er mir rathen müsse, die Summe, die ich ihm geliehen, gleichfalls so anzulegen. Es sei einfacher, dies gleich zu thun, statt sie erst an mich zurückzuzahlen. Ich willigte ein und erhielt im ersten Jahre die Zinsen pünktlich. Dann sagte er mir, die Actien wären in stetem Steigen begriffen, und ich ließ mich verleiten, ihm noch fünftausend Pfund zu demselben Zwecke anzuvertrauen. Sie werden es kaum für möglich halten, Margaret, — allein ich bin überzeugt, daß kein Pfennig von der ersten Summe mehr vorhanden war, als er mich überredete, die weitern fünftausend Pfund zu wagen. Sein einziger Grund war, daß er selbst Geld brauchte. Jetzt ist alles verschwunden; die Familie ist zu Grunde gerichtet."

„Ich habe kein Wort davon gehört," sagte Margaret.

„Das kann wohl sein; die Redburn's leben sehr zurückgezogen und erfahren wenig Neuigkeiten. Aber von der letzten schmutzigen Geschichte, die über Robert in Umlauf ist, müßten sie doch gehört haben?"

„Ist kürzlich etwas vorgefallen?"

„Leider! An jenem Abende, als Fräulein Cook zu uns gelaufen kam und von Harcourt und dem sogenannten Grafen Rosalba erzählte, verließ Robert still das Zimmer, wie ich mich deutlich erinnere. Er war den ganzen Tag in Redport gewesen und hatte deshalb wohl

nichts von der Ankunft der ‚Bayadere' erfahren. Am nächsten Morgen hörten wir zu unserm Erstaunen, daß Robert mit dem Frühzuge nach London gefahren sei. Maria Anna schien sehr verdrießlich darüber, und Herr Bingham war den ganzen Tag in großer Unruhe. Am nächsten Morgen kam ein Brief von Robert an, in dem er seine Frau benachrichtigte, seine Geschäfte nöthigten ihn, nach Frankreich zu gehen, und in einigen Tagen werde er wieder schreiben. Inzwischen kam der Tag heran, an dem jener Spitzbube vor Gericht erscheinen sollte, welcher der Vergiftung von Lord de Stanner's Pferd angeklagt war. Sie haben gewiß davon gehört."

„Ja, Ferdinand hat davon gesprochen."

„Nun, dieser Bann bekannte endlich, das Mittel mit genauer Kenntniß des Zweckes, zu dem es bestimmt war, dem angeblichen Grafen Rosalba verkauft zu haben. Es ergab sich ferner, daß dieser Betrüger ein Halbbruder des Angeklagten war, der vor mehrern Jahren, nachdem er seinen Principal bestohlen hatte, die Flucht nahm und durch Verwendung eines Freundes eine Commisstelle in Sevilla erhielt. Den übrigen Theil seiner Geschichte kennen Sie. Bann sagte aus, er habe seinen Bruder oft in Harcourt's Gesellschaft gesehen und von ihm erfahren, daß letzterer die Mitwissenschaft des Geheimnisses erkauft habe."

„Gott im Himmel!" rief Margaret, „mit welchem Bösewicht habe ich so lange Jahre verkehrt!"

„Aha, meine Liebe, erinnern Sie sich, wie ich Ihnen

eines Tages sagte, ich hielte ihn für einen schlechten Menschen?“

„Allerdings. Hätte ich Ihrer Warnung nur gefolgt!“

Frau Rumford fuhr fort: „Es stellte sich nichts heraus, was Robert in die Anklage hätte verwickeln können. Da aber Vann aussagte, sein Bruder habe in Ausdrücken von ihm gesprochen, die ihn vermuthen ließen, daß Robert von der Sache etwas wisse, so verbreiteten sich höchst nachtheilige Gerüchte über ihn. Seine Flucht — denn anders konnte man seine Entfernung nicht nennen — trug dazu bei, diese zu bestätigen. Auch wurde bekannt, daß, ehe er England verließ, Lord de Stanner ihn zur Rede gestellt hatte, ob er bei seiner Wette nach dem Rathe Harcourt's gehandelt habe. Robert vermochte diesen Verdacht nicht zu entkräften und weigerte sich, durch Rückzahlung des gewonnenen Geldes die verleumderischen Zungen zum Schweigen zu bringen. Sein Ruf ist natürlich zu Grunde gerichtet, und jetzt wird sogar behauptet, Robert habe auch die Flucht jenes Betrügers möglich gemacht, indem er die Leiter dem Fenster näher rückte.“

„Glauben Sie das alles, liebe Frau Rumford?“

„Robert mag von gewissen Umständen Kenntniß gehabt und danach seine Wette eingerichtet haben. Wahrscheinlich hat ihm Harcourt einen Wink gegeben und sich dafür einen Vortheil ausbedungen. Genau läßt sich nicht sagen, wie weit Robert in die Sache verwickelt war.“

„Wie schrecklich muß dies für seine Familie sein!"

„Gewiß; allein ich wohnte schon nicht mehr bei ihnen, als dies bekannt wurde. Sobald ich erfuhr, was aus meinem Gelde geworden war, verließ ich das Haus. Ich hätte nicht länger dort bleiben können, selbst wenn Bingham's nicht in's Ausland gegangen wären. Ich habe jedoch die Verfügung getroffen, daß Herr und Frau Bingham, so lange ich lebe, jährlich dreihundert Pfund beziehen, und in meinem Testamente habe ich ihnen ein Jahrgehalt von demselben Betrage ausgesetzt, so lange Frau Bingham lebt; für ihn aber zweihundert Pfund, im Falle sie vor ihm stirbt. Alles dies habe ich nur um meiner Nichte willen gethan; der Mann ist mir im höchsten Grade zuwider. Nach seinem Tode soll Tom ein Jahrgeld von hundert Pfund erhalten. Ich hatte die Absicht, ihm mehr zu hinterlassen; aber er verdient es nicht. Er ist nicht gewissenhafter als sein Bruder, und das ist ein Fehler, der mit dem Alter eher zunimmt als verschwindet. Auch das thue ich nur wegen seiner Aehnlichkeit mit meiner theuern Marie."

„Und was ist aus Robert geworden?"

„Er schrieb seiner Frau, sie möge zu ihm nach Frankreich kommen; es sei unangenehm für ihn, nach England zurückzukehren, nachdem seine Feinde so boshafte Verleumdungen über ihn verbreitet hätten. Allein Maria Anna sieht die Sache anders an. Sie ist ungeachtet ihrer Fehler in allem, was Mein und Dein betrifft, viel ehrenhafter als die Familie ihres Mannes. Daß sie

sich weigert, ihm zu folgen, kann ich nun zwar nicht rechtfertigen. Sie ist zu ihrem Vater nach London gegangen, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie sich scheiden ließe. Die Mädchen sind gut versorgt; ihr Vermögen ist sicher gestellt, so daß ihr Vater nicht darüber verfügen kann. Jetzt möchte ich wissen, Margaret, ob billiger Weise verlangt werden kann, daß ich noch mehr für Bingham's thun sollte? Was Sie nun auch darüber denken mögen, — mein Entschluß war ohne Rücksicht auf Sie, mein liebes Kind, bereits gefaßt, ehe ich noch Ihre jetzige Lage kannte. Wenn ich die Reichthümer eines Krösus besäße, so würden meine Verwandten keinen Pfennig mehr von mir bekommen; aber eben so wenig erhalten Sie einen Pfennig, wenn Sie nicht Ferdinand heirathen."

„Was soll ich sagen? O, Sie sind mir mehr als Mutter!" rief Margaret, ihre alte Freundin umschlingend.

„Nichts sollen Sie sagen," entgegnete Frau Rumford. „Machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen, denn ich habe mich müde geschwatzt; und wenn Ihnen Ferdinand nicht gar zu sehr zuwider ist, so schicken Sie ihn morgen zu mir."

„Aber eines Umstandes muß ich noch erwähnen, liebe Frau Rumford: ich gehöre wie er zur katholischen Kirche."

„Nun, liebes Kind, ich denke zwar, daß Sie beide im Irrthume sind; aber ich glaube auch, daß, gleichviel

zu welcher Kirche Sie sich bekennen mögen, Sie es aus vollem und aufrichtigem Herzen thun. Ich habe zu viele Menschen gesehen, deren Religion nur Schein war und die keine andere Richtschnur kannten, als ihre Selbstsucht, als daß ich nicht Jeden achten sollte, der seine Pflichten gegen Gott und die Menschen nach bestem Wissen zu erfüllen strebt."

Daß Frau Rumford's Plan zur Ausführung kam, läßt sich denken. Kurze Zeit nachher vermählten sich Ferdinand und Margaret, und wenige Wochen später folgte die alte Dame ihren Adoptivkindern nach dem neuen Wohnsitz. Es ist ein reizend gelegenes Häuschen, ein wahres Bild der Ruhe und Zufriedenheit. Vor demselben breitet sich ein sammetgrüner Rasen aus, umgeben von Blumenbeeten. Rosen und Geißblatt ranken sich an den Säulen der Veranda empor, und vom Fenster aus schweift das Auge über weite, baumreiche Wiesen. Frau Rumford scheint verjüngt zu sein, so wohlthätig wirkt auf sie das ruhige, stille Leben in der Gesellschaft des Paares, das sie liebt, und von dem sie als Mutter verehrt wird. Ferdinand und Margaret leben nur für einander. Er verfolgt seine wissenschaftlichen Bestrebungen, die auch der jungen Frau so großes Interesse gewähren, daß sie ihm nach Kräften darin Beistand leistet. Sein Name ist in der wissenschaftlichen Welt bereits wohl bekannt. Margaret ist vielleicht ein wenig stolz darauf, und Frau Rumford ist es ganz unverkennbar; nur Ferdinand selbst legt geringen Werth auf seine Erfolge

Die literarischen Arbeiten halten ihn aber nicht von der Ausübung praktischer Lebenspflichten ab. Er ist der Freund und Wohlthäter der Armen, und die tiefe Inbrunst, mit der er sich an jenem denkwürdigen Morgen am Meeresufer bei Sporthaven vor Gott demüthigte, hat nicht nur nicht nachgelassen, sondern nimmt täglich zu. Margaret hat viel von ihren Eigenheiten abgelegt und ihren Stolz gänzlich besiegt. Sie hält sich noch immer für viel fehlerhafter als ihn, den sie erst verachtete, um ihn später lieben zu lernen. Sie hat vielleicht Recht; aber sie besitzt einen festen Willen und ein edeles Herz, was gewiß ein fruchtbarer Boden für die Thätigkeit der Gnade ist. So wandern Beide durch das Leben, indem sie sich gegenseitig in der Liebe Gottes und der Ausübung jeder Tugend ermuntern. Wenn auch alles, was sie umgibt, lieblich und lächelnd ist, so sind ihre Augen dennoch sehnsüchtig auf die wahre Heimath gerichtet, der sie entgegen gehen.

Als Ferdinand und Margaret von dem Landhause, das bis dahin Theodor's Wohnsitz gewesen, abgefahren waren, übergab ihm Hanna einen Brief, der vergessen auf dem Tische des Vorsaales gelegen hatte. Frau Bingham's Schreiben kam in einem sehr unglücklichen Augenblicke. In Theodor's Gesinnungen herrschte ein steter Wechsel, und gerade jetzt hatte das Gefühl der Reue darüber, daß er Margaret seiner eigenen Selbstsucht geopfert hatte, die Glut seiner Empfindung für Laura sehr gedämpft. Als er den günstigen Wechsel seines Ge-

schickes erfuhr, war allerdings seine erste Regung gewesen, seine Reichthümer der Angebeteten zu Füßen zu legen. Einige Stunden schmeichelhafter Aufmerksamkeiten von Seiten Anderer hatten ihr Bild jedoch theilweise verwischt, und die Angst und Unruhe um Margaret, die später über ihn gekommen war, hatte es nicht aufgefrischt. So brachte der Absagebrief seine volle Wirkung hervor. In dem Gefühle seiner neuen Stellung glaubte er sich dadurch um so mehr beleidigt. Wenn er auch nicht gleich daran dachte, Laura gänzlich aufzugeben, so konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, sich an ihrer Familie für die Verachtung zu rächen, die sie ihm in der Zeit seiner Armuth bewiesen hatte. Unmuthig den Brief zerknitternd, trat er den Rückweg nach seinem neuen prächtigen Wohnsitze an und beschloß, der Familie Bingham hinlänglich Zeit zu lassen, ihre Uebereilung zu bereuen.

Einige Wochen verflossen. Theodor — denn so fuhr er fort, sich zu nennen — wohnte einem vom Adel der Grafschaft veranstalteten Balle bei, auf dem er der Gegenstand großer Aufmerksamkeit war. Dann folgte eine Reihe von Besuchen bei den angesehensten Familien der Umgegend, und er fand, wenn auch die Erinnerung an Laura nicht gänzlich bei ihm erlosch, so viel Gefallen an diesen Zerstreuungen, daß sie bedeutend in den Hintergrund trat. Er liebte sie wirklich; allein er hatte die Eigenthümlichkeit, stets von einem einzigen Gegenstande ausschließlich in Anspruch genommen zu werden,

und für jetzt war die neue, glänzende Lebensstellung sein Steckenpferd. Die nachtheiligen Gerüchte über Robert, die ihm zu Ohren kamen, trugen dazu bei, ihn von jeder Annäherung an die Familie Bingham abzuhalten.

Inzwischen verließ Herr Bingham mit den Seinigen das Haus in Fairfield und begab sich auf das Festland. Das Verhältniß zwischen den beiden Liebenden schien nun völlig gelöst zu sein. Laura empfand anfangs bittern Schmerz darüber und besaß so wenig Stolz, daß sie sich nicht scheute, ihr Leid zur Schau zu tragen. Dorothea hatte jedoch Recht, wenn sie sagte, ihrer Schwester Laura werde nie das Herz brechen. Sie mochte weder das geringste an der Blüthe ihrer Reize einbüßen, noch die Vergnügungen einer einzigen Saison um eines ungetreuen Liebhabers willen verlieren. Ein anderer könnte sich finden, und wäre er auch nicht ganz nach ihrem Geschmacke, so werde er doch besser als gar keiner sein. So ungefähr dachte sie; mindestens zeugten ihre Handlungen für solche Grundsätze. Sie erholte sich rasch und galt bald wieder für die am geschmackvollsten gekleidete Dame und eine der gefeiertesten Schönheiten in den verschiedenen Badeorten, die von Engländern auf dem Festlande besucht werden.

Theodor brachte die nächste Saison in London zu und stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen; doch auch dieses Leben verlor allmälig jeden Reiz. Der Gedanke an Laura kehrte öfter bei ihm ein; allein er hatte sie so lange Zeit vernachlässigt, daß sie ihn leicht konnte vergessen haben. Seine Eitelkeit indessen wollte diesen

Gedanken nicht aufkommen lassen und flüsterte ihm zu: nur wenn die Hoffnung auf seine Rückkehr ganz verloren wäre, würde sie an eine andere Verbindung denken. Um Veränderung zu suchen und der Langenweile zu entgehen, die ihn zu beschleichen anfing, beschloß er nach Paris zu reisen. Da sein Wille unabhängig war, führte er diesen Plan sogleich aus. Am ersten Tage nach seiner Ankunft fiel sein Auge in Galignani's Zeitung auf den Bericht über einen Ball, welcher zur Feier eines herzoglichen Geburtstages in einer kleinen deutschen Hauptstadt gegeben worden war. Der Herzog selbst, so hieß es in dem Artikel, hatte mit dem liebenswürdigen Fräulein Bingham getanzt, welche als die Schönheit des Tages galt. Dann war auch die Bemerkung hinzugefügt, daß man allgemein von einer nahe bevorstehenden Vermählung dieser jungen Dame mit einer hochgestellten Person spreche. Verdrießlich warf Theodor die Zeitung von sich. Die Nachricht erzeugte einen gewaltsamen Aufruhr in seinem Herzen. Laura, die ihm fast gleichgültig geworden, war plötzlich wieder, was sie ihm früher gewesen. Er erinnerte sich der Warnung Margaret's, nicht leichtsinnig ein Herz zu verscherzen, das ihn wahrhaft liebe.

Sogleich reiste er nach Deutschland ab und fand Laura schöner denn je und nicht so ganz für ihn verloren, wie er gefürchtet hatte. Das Gerücht von der Vermählung war eine harmlose Uebertreibung, wie sie in den Zeitungen kleiner Hauptstädte nicht ungewöhnlich sind. Laura war bei einer befreundeten Familie zum

Besuch. Die Abwesenheit ihrer Eltern und Geschwister machte es Theodor leicht, die ehemalige Vertraulichkeit und bald auch sein früheres Verhältniß zu ihr herzustellen. Die junge Dame war nicht unerbittlich, und Theodor wußte sich zu entschuldigen; mit einem Worte: sie wurden ein Paar.

Von dem Glücke dieser Ehe läßt sich nicht viel sagen. Gegen die Familie seiner Frau blieb Theodor so kalt wie zuvor. Laura läßt sich gern Aufmerksamkeiten erweisen, allein Theodor, obgleich er sie noch immer liebt, läßt es daran mangeln. Er hält sich viel in den Clubs auf, führt aber nicht gern seine Gemahlin in die Welt. Dagegen liebt sie desto mehr die Gesellschaften und den Putz; sie unterzieht sich den Mühen, welche diese Neigungen erheischen, mit einem Eifer, der Manchem in Erfüllung seiner Amtspflicht zu wünschen wäre. Von häuslicher Gemüthlichkeit kann natürlich keine Rede sein. Laura ist indessen sanftmüthig und läßt nie ein bitteres Wort hören, und Theodor zeigt sich nachsichtig gegen ihre Putzsucht und ihre Verschwendung.

Die Familie Bingham lebt noch im Auslande. Dorothea ist im letzten Winter in Paris sehr bewundert worden und hat einen achtbaren französischen Marquis mit einem hübschen Einkommen, einem Landgut im Süden Frankreich's und einem düstern alten Stammsitze erobert. Caroline soll die Aufmerksamkeiten von Ausländern nur bis zu einem gewissen Grade ermuthigen; dennoch coquettirt sie viel und hat das Glück ge-

habt, die jungen Attachés der englischen Gesandtschaften in verschiedenen Hauptstädten zu bezaubern. Vielleicht gelingt es ihr, Einen derselben zu fesseln; doch muß sein Vermögen der Mühe werth sein, wenn sie sich zur Wahl entschließen soll. Tom hat sich noch für keinen Beruf entschieden, und es ist zweifelhaft, ob er für irgend ein Fach geeignet ist. Er gilt für einen guten Tänzer und versteht einige Kartenkunststücke, die ihn kleinen Gesellschaften unschätzbar machen. Fräulein Cook hat eine gute Stelle bei Lady Maria Anna Bingham gefunden, welche noch bei ihrem Vater wohnt, während Robert auf dem Continent umherschweift. In der Gesellschaft einer so ausgezeichneten Persönlichkeit und in der Pflege eines der vornehmen Welt angehörigen Pudels findet die mißhandelte Dame einigen Trost für die erlittenen Kränkungen.

Frau Campbell und deren Töchter haben ihre Heimath im schottischen Hochlande nicht wieder verlassen. Sophia ist mit einem presbyterianischen Geistlichen verheirathet, der von der unangenehmen Geschichte ihrer Entführung entweder niemals etwas erfahren hat, oder so nachsichtig ist, darüber hinwegzusehen. Die Mutter und die ältere Tochter setzen ihre Armenbesuche im Kirchspiel noch immer mit demselben Eifer fort, und es heißt, Agnes wolle nicht heirathen.

Von Harcourt und seinem Gefährten hat man nichts wieder gehört. Da Herr Bingham noch immer behauptet, die ‚Bayadere' sei bei hoher See ein sehr unsicheres

Fahrzeug, so sind Viele der Meinung, daß sie Amerika überhaupt nicht erreicht habe. Andere dagegen, die in den Goldgruben Californiens Freunde haben, wollen wissen, daß sich dort eine Persönlichkeit befinde, die dem sogenannten Grafen Rosalba sehr ähnlich sei. Wenn er so glücklich ist, einen ansehnlichen Goldklumpen zu finden, so kann er vielleicht noch ein Mal eine Rolle in der alten Welt spielen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1152

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thompson, Harriet D.

Margaret Danvers oder die Bayadere Novelle

Köln 1859

P.o.angl. 350 g-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10748794-2